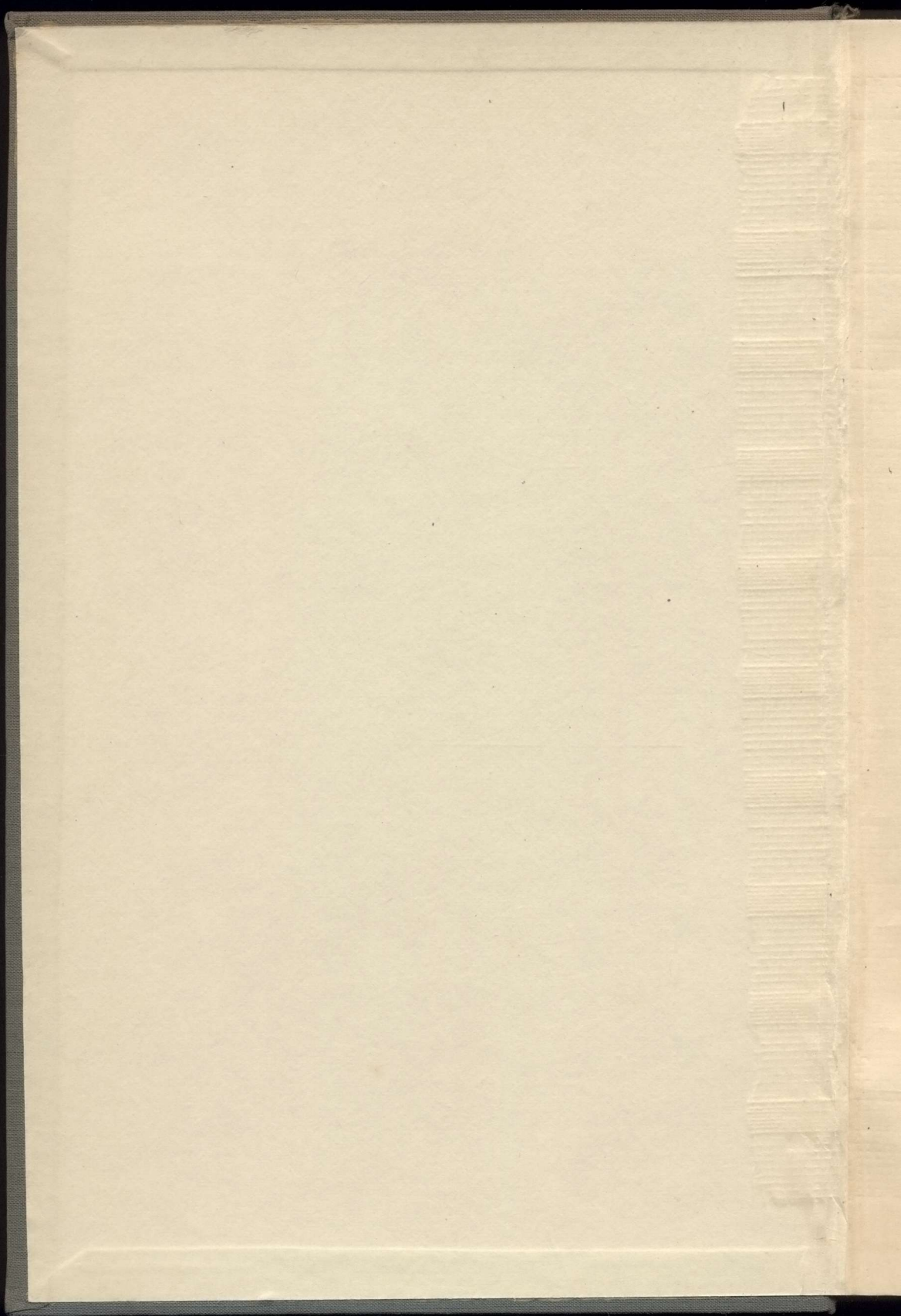


An. Spieß

Im Zauber der
Karpathen



Res
P. 30. -



Im Zauber der Karpathen

Im Zauber der Karpathen

Fünfundfünfzig Jahre Waidwerk

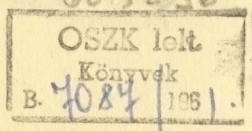
von

August von Spieß

Mit 24 Tafeln
nach Aufnahmen des Verfassers

Verlag Paul Parey in Berlin

ALLE RECHTE, AUCH DAS DER ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN
PRINTED IN GERMANY



SCHETTLERDRUCK, KÖTHEN (ANHALT)

Vorwort

Dem freundlichen, vielfach geäußerten Wunsche meiner lieben Bekannten und Waidgenossen, Erinnerungen aus meiner nunmehr 57 jährigen waidmännischen Tätigkeit in Buchform zu sammeln, folgend, will ich es versuchen, einen Teil meiner Eindrücke und Erlebnisse aneinanderzureihen, wie ich sie auf Feldern und Fluren, an Flüssen und Meeren, im Flachland und hoch in den Bergen, auf steilen Felsgraten und in dichten Wäldern in halb Europa gesammelt und erlebt habe. Mein regster und heifester Wunsch, auch in fremden Erdteilen interessante jagdliche Episoden mitzumachen und meinen naturwissenschaftlichen und ornithologischen Wissensdrang zu stillen, sind mir leider vor dem Kriege als Offizier, Professor und Kommandant einer Militärschule aus Mangel an Zeit, und nach dem Kriege aus Mangel an Mitteln versagt geblieben.

Möge daher jedermann, der mir die Ehre antut und dieses bescheidene Büchlein zur Hand nimmt, mit dem ihm Gebotenem fürlieb nehmen. Vielleicht bietet sich ihm auch hier manches Interessante und Wissenswerte, vielleicht kann ihm manches speziell für Jagden im heutigen Groß-Rumänien als Leitstern dienen, wenn es ihm möglich wird, auch in diesem gottgesegneten Lande die Herrlichkeiten seiner Natur kennen und in seinen riesigen Urwaldkomplexen waidwerken zu können.

Was der Jagdfreund hier liest und miterlebt, will ich ihm gerne, wenn ihn die Sehnsucht nach den Transylvanischen Wäldern, Steppen oder Sumpfgebieten erfaßt, persönlich ergänzen und will ihm mit Rat und Tat, soweit es in meiner Macht liegt, zur Seite stehen, um, ehe ich in die anderen, glaube aber kaum besseren Jagdgründe hinüberwechsle, manch wackerem Waidgenossen nützlich gewesen zu sein.

Und so flattere denn hinaus du bescheidenes Tagebuch eines alten Jägersmannes! Es schildert in schlichten Worten wahrheitsgetreu und einfach die Erlebnisse und Empfindungen eines Naturfreundes,

Offiziers, Hochtouristen und Jägers. Findet es Anklang, bereitet es dem Leser einige anregende Stunden, ist sein Inhalt von Nutzen und dient es als Wegweiser der jungen jagdlichen Generation, dann ist sein Zweck erfüllt. Sollte aber dies nicht der Fall sein, dann mögen wenigstens meine 4 Mädels all dies noch in alten Tagen im Geiste wiederfinden, was sie einst in jungen Jahren mit ihrem Vater in frohen, glücklichen und sorgenlosen Stunden der Jugend in den Bergen und Wäldern des alten Siebenbürgens und im neuen Rumänien mit erleben durften.

H e r m a n n s t a d t , Herbst 1933.

Oberst August von Spieß,
Hofjagddirektor.

Inhalt

	Seite
Einleitung	I
Meine Erinnerungen aus 57 Jahren Waidwerk	19
Füchse, Dachse und Wildkazen	26
Die Wölfe	46
Der Luchs	78
Der Bär	83
Hadubrand und meine Forsterriets als Hatzruden	170
Frühling an der unteren Donau	180
Frühling in Flachland und Steppe	187
Frühling in den Bergen	198
Rehbrunft	212
Drei Tage Gamsjagd in den Transylvanischen Alpen	219
Hirschbrunft	231
Mit „Hussa“ und Meute auf's hauende Schwein	244

Einleitung

In den Septembernummern des Jahrgangs 1931 der prächtigen illustrierten Jagdzeitschrift „Wild und Hund“ hatte ich die Freude, unter dem Titel „55 Jahre Waidwerk“ einen Teil meiner jagdlichen Lebensgeschichte veröffentlicht zu sehen.

Ich schilderte dort die Erziehungsmethode meiner für die Schönheiten der Natur so begeisterten Mutter, die sorglosen schönen Tage meiner frühesten Jugend im meerumspülten, damals eigenen Besitz meines Elternhauses, den häufigen Garnisonwechsel damaliger Zeit im F. u. F. Heeresdienst meines Vaters und die ersten Lehren im Schieß- und Jagdwesen und meine Laufbahn vom Treiberjungen beim Buschießen auf Schnepfen und vom Hundeführer bis zum sicheren Kugelschützen und schließlich bis zum Hofjagddirektor.

Dort gedachte ich auch betrübten Sinnes jener harten Zeit, als durch ein freizügiges Leben ein in schöner Natur frisch-froher Junge in die kalten Mauern einer Militäranstalt gesteckt und in rauher Art für das Leben und das Kriegshandwerk erzogen wurde.

Religiös bis zum zehnten Lebensjahre von meiner guten Mutter geleitet, fühlte ich mich bis dahin als gottesfürchtiger Christ, ohne die Unterschiede verschiedener Konfessionen zu kennen. Als aber der erste Sonntag mit dem Kirchgang begann und wir in Reih und Glied zum Abmarsch bereitstanden, da hieß es: „A Katholiken austreten“, und da ich den Sinn dieses Ausdruckes mit noch einigen andern andersgläubigen Klassenkameraden nicht verstand, so flogen wir Protestanten mit hartem Faustgriff des Unteroffiziers wie die rändigen Schafe aus der Front, indes die andern zur heiligen Messe gingen.

Ursprünglich vergoß ich manche Träne und schrieb Müttern heim, doch später gab es bald Zerstreuung und Frohsinn, indes wir Heiden im Lehrsaal herumtollten, den lieben Herrgott Hergott sein ließen und schließlich froh waren, nicht wie die andern rechtgläubigen Kameraden in der kalten Anstaltskirche frieren zu müssen.

Zweimal im Jahre kam wohl, auf ein bis zwei Tage, Superintendent Seberiny zu uns, führte uns in die Mystereien des Protestantismus ein, doch was wir von seinem ersten Besuch zu Weihnachten gehört, das hatten wir bis zu seinem zweiten Besuche um die Osterzeit längst wieder vergessen, kurz, unsere damalige Erziehung in Religion und Gottesfurcht war recht mangelhaft.

Was ich in den drei Heften von „Wild und Hund“ Raum mangels wegen nicht berichten konnte, will ich zur Ergänzung und Erinnerung an meine harte Kinderzeit in der Annahme schildern, daß manch' Kamerad des österreichischen wie deutschen Heeres Anklänge und Ähnlichkeiten an seine eigene militärische Jugenderziehung finden wird.

Ob ich aus der Militärunterrealschule in die höhere Anstalt aufstieg, mußte sich mein Vater, der, als Bayer aus der Würzburger Gegend, und zwar aus Messelhausen stammend, seinerzeit als Kadett in der damaligen Bundesfestung Mainz in ein österreichisches Jägerbataillon eingetreten war, um die österreichisch-ungarische Staatsbürgerschaft bewerben. Da nun meine Mutter, die ebenfalls einem alten, ritterebenbürtigen Geschlechte des 14. Jahrhunderts aus Nürnberg entstammte, in Fiume begütert war, so wurden wir alle Fiumaner Staatsbürger, was sich natürlich nach dem Weltkriege gänzlich geändert hat.

Nach vier Jahren militärischer Unterrealschule in St. Pölten, Niederösterreich, wo ich wenigstens nach oberflächlicher Kenntnis von vier Sprachen endlich die deutsche Muttersprache halbwegs gut erlernte, stieg ich in die Militäroberrealschule in Mährisch-Weißkirchen an der Bečva, jetzt Hranice genannt, auf. Da wir dort in die Bengeljahre kamen, wenig lernten, viel rauchten und Klassenschlachten lieferten, wurden natürlich die Zügel noch fester angezogen; um die rapid in die Höhe schießende, stets hungrige, dabei aber immer Kampf- und streitlustige Jugend in ihrem Latendrang zu bremsen, mußte sie physisch mürbe gemacht werden. Es wurde früh mit Gelenkübungen begonnen, viel, gründlich und scharf exerziert, gefochten, gehantelt und insbesondere geturnt. Die Folge davon aber war, daß trotz des gewaltig gestärkten Bizeps und der sich entwickelnden Löwenbrust vor lauter Händestehen, Schlangenmensch- und Turnproduktionen die Hälfte der Kameraden Krampfadern und Leistenbrüche zu verzeichnen hatte, die damals nicht wie heute als Kleinigkeit für einen operativen Eingriff angesehen wurden, sondern bis in spätere Tage lästig wurden

oder infolge Überanstrengung manchem einen Herzfehler einbrachten, an dem er sein ganzes Leben lang zu leiden hatte.

Ob's jetzt im allgemeinen mit der Rekordraserei trotz Technik und Systematik besser ist, ist wohl die Frage. Ich glaube, mancher wird sich auch jetzt noch einen Klaps bis an sein Lebensende holen.

Nach drei Jahren Militäroberrealschule rückte ich im Jahre 1882 in die thesesianische Militärakademie nach Wienerneustadt, der Hochburg militärischer Jugenderziehung, ein. Halbwegs geläutert in jeglicher Hinsicht, im achtzehnten und neunzehnten Jahre stehend, betraten wir die ehrfurchtgebietende alte Babenberger Burg, die auf der einen Seite von einem viereckigen Turm flankiert wurde, in dem einst der Kuruzenführer Fürst Rakoczi in Gefangenschaft gesessen hatte. Von der „allzeit getreuen“ Neustadt der Babenberger Herzöge führte eine Brücke über den Burggraben durch das von einem Spitzbogen umwölbte Tor, das von zwei alten Vorderladergeschützen flankiert wurde, ins Burginnere.

In der Annahme, daß es manchen Leser interessiert, die Geschichte der Anstalt zu hören, will ich sie hier in kurzen Zügen wiedergeben, weil sie so recht den Zeitgeist der damaligen Gründungsperiode charakterisiert.

Das Jahr 1752 ist das Geburtsjahr der Akademie zu Wienerneustadt. Damals rief Maria Theresia, die ihrer Armee mütterlich zugetane Kaiserin, ein „adeliges Kadettenkorps“ für Söhne mittelloser oder verdienstvoller Adelige und k. u. k. Offiziere in Wienerneustadt ins Leben. Die Kadetten, 200 in 2 Kompagnien, denen Feldmarschall Graf Daun als Oberdirektor vorgesetzt war, wurden in strenger Soldatenzucht und in der Furcht Gottes erzogen. Sie waren die reinsten Klosterbrüder, nur mit dem Unterschiede, daß sie keine Kutte, sondern einen weißen Waffenrock trugen und auch die edle Reit- und Fechtkunst erlernen mußten.

Im übrigen war es im „Kadettenhaus“ still und streng wie in einer Trappisten-Kolonie. Vor dem Burgtor hörte die Welt auf. Kein Kadett durfte hinaus, und jeder, der ausnahmsweise hereingelassen wurde, selbst Handwerker und Geschäftsleute, die berufshalber in die Burg kamen, mußten sich auf Schritt und Tritt von einem gestrengen Aufsichtsbeamten überwachen lassen, damit sie keinen der Herren Kadetten durch eine noch so flüchtige Berührung in „moralische Fäulnis“ versetzten. Die armen Kadettenmönche beteten außerordentlich viel, hörten jeden Tag ihre Messe und beichteten alle Monate. Mit dem

Lernen zerbrachen sie sich nicht den Kopf, denn die damalige Zeit glaubte, dem militärischen Ingenium mit Reiten und Fechten genug getan zu haben. Die Wissenschaft war unter dem adeligen Kadettenkorps nur durch Arithmetik, Artillerie-Unterricht, Fortifikation, französische, italienische und böhmische Sprache vertreten. Dagegen fehlten im Professorenpersonal der Tanzmeister und der Vortänzer nicht, denn auf das Tanzen hielt schon die Zopfzeit der Militärs.

Wenn die Herren Kadetten auch viel beteten und tanzten und wenig lernten, so aßen sie doch ganz exquisit und der Tradition nach in ziemlich gewichtiger Weise. Die fürsorgliche Landesmutter diktierte den Herren Kadetten täglich eine gute Morgensuppe, fünf Speisen zu Mittag und eine Speise des Abends und dazu mehr als ein Seidel Wein. An Festtagen mußte der Traiteur noch eine sechste Speise hinzugeben. Auch sonst hatten sich die Herren Kadetten über Mangel an Fürsorge für ihres Leibes Wohlfahrt nicht zu beklagen. Ihrer 5 hatten immer einen Leiblakai, der ihnen die weiße Parade-Uniform mit dem hellroten, goldbordierten Aufschlag, die weißen Hosen und, was die Hauptsache war, das gepuderte Haar mit dem Zopf in vorchriftsmäßigem Stand zu halten hatte.

Das Prinzip der Gleichberechtigung war anno dazumal noch nicht erfunden. Die adeligen Kadetten waren streng von den nicht-adeligen Offiziers söhnen geschieden und wurden nach einem ganz verschiedenen Rezept traktiert.

Wenn die Herren Kadetten 6 oder 8 Jahre im Hause geritten, gefochten, gegessen, gebetet und gelernt hatten und in der Armee eine Anzahl Stellen frei geworden waren, wurden sie als Fähnriche oder Cornets ausgemustert; hatten sie genügend Moneten, um sich eine Leutnants-, Oberleutnants- oder gar Kapitänleutnants-Charge zu kaufen, so brauchten sie sich mit dem Fähnrichsrang gar nicht erst abzugeben.

Das war die „Steinzeit“ der Akademie. Vom Jahre 1769 an hieß sie die „k. u. k. Theresianische Militärakademie“. Mit dem neuen Titel zogen sieben Piaristenpatres als Professoren ein und die Herren Kadetten mußten ihre gepuderten und bezopften Häupter nun sogar mit deutscher Wohlredenheit, deutscher Briefstellung, Vernunftlehre und Weltweisheit beschweren. Dabei mußten sie nach wie vor täglich die heilige Messe, allsonntäglich die Christenlehre hören, den Rosenkranz und die Lauretanische Litanei beten und allmonatlich zur Beichte gehen.

Eine Glanzaera brach für die Akademie an, als anno 1779 GM Graf Kinsky an ihre Spitze trat. „Vater Kinsky“ war populär unter seinen Zöglingen und populär in der Armee, solange Zöglinge seiner Aera in ihr dienten. 25 Jahre war er in der Akademie, ein wahrer Patriarch, wenn auch kein Pädagoge nach unseren Begriffen. Er war ein harter Soldat, was seine Popularität aber keineswegs zu schmälern vermochte, da die Kadetten während ihrer Lehrjahre und auch noch als Offiziere an ihm einen wahren Vater und Berater hatten und in seinem Hause so aufgehoben waren, als wären sie daheim bei ihren Eltern. Kinsky starb 1805. Seinem Wunsche gemäß liegt er auf dem Akademiefriedhof beerdigt. Dankbare Zöglinge haben ihm ein Monument am Theresienplatz errichtet, das noch heute an seinen Namen erinnert.

1854 bis 1865 wurde General Knoll „Akademiedirektor“. Unter seiner „Regierung“ wurden die unteren Jahrgänge in die neu errichteten Kadetteninstitute verlegt, die Akademie selbst auf die vier höheren Klassen, später auf drei Klassen beschränkt und die „Akademiedirektion“ in ein „Akademiekommando“ verwandelt.

Damit war die „neuere Aera“ der alten Akademie zu Wiener-Neustadt begonnen, die die Traditionen der alten niemals verleugnet hat.

Kurz nach meinem Übertritt aus der Militär-Oberrealschule 1882 in die alte Burg begann für uns ein neues, freieres Leben. Es gab keine Aufsichtsunteroffiziere, vulgo „Sezen“, mehr, wir wurden mit „Herr“ tituliert und fühlten uns dementsprechend als Herren, d. h. als Burgherren.

Freier sonntägiger Stadtbefuch, einmal wöchentlich Theaterausgang, ein charmantes, warm und neuzeitlich fühlendes Offizierkorps, was wollte das Herz noch mehr.

Nur mit dem damaligen Schulkommandanten harmonierte die Jugend nicht sehr. Zwar hatte er mit uns die besten Absichten, doch die waren uns in unserem Freiheitsdrange nicht sehr bequem, und so gab's ab und zu Zwistigkeiten, die allerdings stets nur den Akademikern zum Nachteil gereichten.

So drängte z. B. General Kruzich als ehemaliger Pariser Militärattaché auf die Erlernung der französischen Sprache. Er hatte die unheimliche Gewohnheit, die im Akademiepark zur Erholungszeit promenierende Jugend abzufangen und die vom Professor der französischen Sprache zuletzt aufgegebenen Lektion zu prüfen.

Was war da natürlicher, als daß mit dem Schreckensrufe: „Der General kommt!“ alles in die Büsche verschwand und der General, allein bleibend und Rache schwörend, auf einen viel gefährlicheren Einfall kam. Er lud an je zwei Abenden der Woche ganz unberechenbar aus allen drei Akademiejahrgängen je zwei Zöglinge in seine Theaterloge und danach in einen der Gasthöfe zum Abendtisch ein. Kurz, für uns grünliche Folterqualen, da dabei nur französische Vokabeln und Redewendungen geprüft wurden. Auch ich wurde so einmal auf die Folterbank gespannt. In der Loge drückte sich natürlich jeder von uns Akademikern, Bescheidenheit markierend, in den Hintergrund, damit er dort weniger gefragt werde. Anstatt den frohen Weisen im „Bettelstudent“ oder der „Jungfrau von Bellville“ zu lauschen, rann uns der Angstschweiß über die Stirne, weil wir über das Kapitel „la Ville“ aus der Chrestomathie Plöz in den Zwischenpausen geprüft wurden.

Am schrecklichsten bekam uns aber der Abendtisch im „Goldenen Hirsch“. Ich und meine Leidensgefährten hatten keine Ahnung, wie das Stengelglas, die Nudeln, das Tafelgeschirr und das Tischtuch auf französisch hießen. Es war entsetzlich! Der Bissen blieb uns in der Kehle stecken, und keinem von uns bekam das vornehme Souper gut, lieber hätten wir friedlich daheim unsere Blutwürste mit Kraut, „Negerschwänze mit Kraut“, wie wir sie nannten, in Ruhe verdaut. Als wir nach dem Abendtisch entlassen wurden, wußte keiner, was ihm bevorstand. Gutes keinesfalls, da uns der General mit rollenden Augen entlassen hatte.

Am folgenden Tage brach dann das Unheil über uns herein. Ich mußte „Le service de table“ bei einem Tag Arrest zehnmal abschreiben, da ich außer meiner Unkenntnis auch noch die Frechheit begangen hatte, zu der Einladung Lackstiefeletten, die nicht vorgeschrieben waren, und eine breitere goldene Lige am Kragen zu tragen als die anderen Kameraden. Meine fünf Leidensgenossen gingen auch nicht viel besser aus. Sie saßen auch, abgestuft nach ihrem französischen Vokabelreichtum, im Karzer oder Hausarrest.

Auch andere kleine und harmlose Freuden gönnte uns der General nicht. Da standen z. B. am Treppenaufgang zu seiner Wohnung nächst dem Ausgang zum Park in Lebensgröße Artemis und noch eine andere griechische Göttin in Gips. Da die Akademiker beim freien Ausgange nicht immer Gelegenheit hatten, sich an den sympathischen Formen der Weiblichkeit zu erfreuen, so griff manch einer im Vorbeigehen nach den prononzierten Vor- und Nachteilen der beiden Göttin-

nen. Die Folge davon war, daß deren blendendes Weiß an manchen Körperteilen mit der Zeit einer dunkleren Färbung wich, was den General in seinem Sittlichkeitsgefühl ganz besonders empörte. Die dunkeln Stellen ließ er mit rein weißer Gipsmilch wieder überstreichen. Wehe aber dem, den der General im Herabschreiten von seiner Wohnung länger als vorgeschrieben vor der Artemis, die besonders entwickelte Formen aufwies, stehen sah. Ihm drohte ein Monat Hausarrest oder gar Entlassung, eine sehr harte Strafe, die aber die übermütige Jugend trotz alledem nicht abhielt, sich nun erst recht an den prominenten Körperteilen der beiden leider nur aus Gips bestehenden Weiblichkeiten zu erfreuen.

Hart an die Burg schloß sich der herrliche Akademiemark an. Er umfaßte außer dem sogenannten Theresienplatz, wo ein mächtiges Bronzedenkmal der großen Kaiserin stand, einen Blumengarten, farbenreiche Rondells, Wald- und Buschanlagen einer weitausgedehnten Wiesen- und Feldwirtschaft mit einem Fohlenhof, zwei größere Teiche, eine alte Sternschanze und den Akademiefriedhof. All dies war durch lange Alleen miteinander verbunden, die von hohen Bäumen, meist Korkkaskanien, Eschen und Schwarzpappeln, umsäumt waren. Man brauchte volle zwei Stunden scharfen Marsches, um innerhalb der Parkmauer, die sogenannte große Tour, den unbewaldeten Teil zu umgehen. Die Anlagen mit den zahlreichen Ruhebänken waren dem Neustädter Publikum geöffnet. So war es begreiflich, daß sich an Sonn- und Feiertagen ein reicher Flor von Damen, insbesondere aber die ausserkorenen Lieblinge der Akademiker, die weiblichen Größen des privilegierten Neustädter Theaters und eine auserlesene Schar hübscher Choristinnen, in den Park ergoß.

Je nach Geschmack verteilte sich dann die akademische Jugend in den verschiedenen Anlagen. Die Kurmacher und Feyer, bei uns auch Mischer genannt, lauerten am Theresienplatz auf die Weiblichkeit, hauptsächlich jener vom Theater.

Die Athleten und Kraftmeier übten sich am nahen Turnplatz oder machten Sprungübungen über den den Park durchfließenden Rehrbach.

Ein Teil gondelte mit den Pontons auf den Teichen umher, indes die sogenannten Parkrenner, je nach Zeit, entweder die kleine oder die große Tour im Schritt oder Lauffschritt abtraten. Ich gehörte zu den Parkrennern, gab's doch auf diesem Dauerlauf stets für mich als Naturfreund und schon damals passionierten Jäger etwas Interessantes zu beobachten und zu sehen.

Außer der heimischen Vogelwelt in den Busch- und Waldteilen gab's viele Rebhühner und Fasanen. Auf den Wiesen und Feldern sah man des öfteren Rehwild in Sprüngen von 15 bis 20 Stück, selbstverständlich auch Hasen und Wildkaninchen.

Was Wunder, daß ich mit ein oder zwei gleichgesinnten Seelen die Büsche durchstreifte oder bei den Bauern auf Kaninchen lauerte.

Trotzdem ich eine ausgezeichnete Flobertpistole führte, mit der ich oft, den eisernen Ofenschirm als Kugelfang benützend, meinen Kameraden die Zigaretten aus den Fingern schoß, muß ich gestehen, daß ich niemals ein Wild erlegte, da ich, abgesehen vom Verbot, keine Verwendung dafür gehabt hätte. Dagegen widmete ich mich mit um so größerer Passion den zahlreichen Krähen, die ich mit der Kugel von den höchsten Bäumen herabschoß, und erlegte am allerliebsten die roten und schwarzen Giskater, deren Felle ich mir in meiner sogenannten Spiellade mit Alaun gerbte, um mir später eine Weste damit füttern zu lassen.

Da für uns Parkrenner die Anlagen mit der Zeit langweilig wurden, benützten wir manchen freien Tag zu Ausflügen in die Umgebung, insbesondere in die Gebirgswelt nach Aspang, Ebenstein, Neunkirchen usw.

So vergingen die schönen Tage des akademischen Lebens, bis nach drei Jahren Schulbank der große Tag des Abschieds von der Alma mater heran kam.

Die ernste Zeit der akademischen Schlußprüfungen war zu Ende, und klein und groß freute sich nach dem glücklichen Abschluß auf den praktischen Kurs. Hinaus ging's aus den engen Mauern der alten Babenberger Burg, um zu Fuß und per Bahn, aller Sorgen ledig, das schöne Alpenland Steiermark, Kärnten, Salzburg und Tirol zu durchwandern. Mein Jahrgang erhielt die Reiseroute über Neuberg, Mariazell durchs ganze Salzkammergut nach Linz und von da am Rücken der blauen Donau nach Wien und in die alte Neustadt zurück. Wie schön und herrlich war diese Reise! Von günstigem Wetter begleitet, fuhren wir nach Neuberg und von hier nach Besichtigung der großen Eisenwerke über das „Tote Weib“ nach Mariazell. Der schöne Erlassee mit seinem tiefblauen Wasser und seinen herrlichen Bergen entzückte uns alle. Doch als wir tags darauf auf dem Marsch nach Weichselboden den Sattel am Kastenriegel passierten und vor uns die „Hölle“, einen tiefen Felskessel, vom mächtigen Hochschwab und den Aflenzner Alpen einerseits und den Zeller Staritzen anderseits ein-

geschlossen, liegen sahen, blieb alles in andächtiger Bewunderung, von dem selten schönen Naturbild überwältigt, stehen.

Mit steilen Felswänden fällt da der gewaltige Hochschwab gegen die „Hölle“ ab, und von der Sonne hell erleuchtet flimmert der Firnschnee in blendendem Weiß. Aus schwindelnder Höhe brausen unzählige Riesel gleich silbernen Fäden zu Tal, um sich in die rauschende Salza zu ergießen. Auf verschiedenen Schutthalden und Grasbändern standen einzelne Gamsböcke und größere und kleinere Rudel, die ersten Gemsen, die ich in Freiheit sah.

Zahllose Apollosalter flatterten von Blüte zu Blüte, indes in den silberhellen Wassern sich die flinken Forellen in allen Größen tummeln. Eine überwältigende Szenerie, die nichts mit dem obskuren Namen „Hölle“ gemeinsam hatte.

Von dem herrlichen Anblicke tief ergriffen, stand ich wie gefesselt da. Unwillkürlich dachte ich an die ungewisse ferne Zukunft: „Wird das wohl das letzte Mal sein, daß ich so schöne Berge mit dunklen Wäldern und goldrot und silbern gleißenden Gipfeln sehe?“

Ich hatte mich als echter Jäger und Naturfreund nach Siebenbürgen oder Bosnien zu einem Jägerbataillon gemeldet, um in einem entlegenen Blockhause auf freien Bergen, vom finstern Urwalde umgeben, mit der Büchse in der Faust in dienstfreien Stunden nach guter Waidmannsart dem edlen Waidwerk nachzugehen.

Doch der Mensch denkt, Gott und — der Kriegsminister lenkt. Die schöne Reise über Gmunden, Ebensee, Ischl, Hallstadt und Admont ins Gesäuse war beendet, die frische Wald- mit der drückenden Stadtluft vertauscht. Wie enge war uns Wien und gar erst Neustadt, als wir vom Bahnhof in die alte Burg marschierten. Alles war in fieberhafter Aufregung, ob wohl Nachrichten über unsere Einteilung zu den verschiedenen Truppenkörpern eingelaufen seien. Nach Graz, nach Wien, Budua, Ogulin oder Bilek, Jäger, Husar oder schlichter Fußsoldat. Ja, die Einteilung war schon da, und mit etwas boshaftem Lächeln sagte mir damals mein unvergeßlicher Hauptmann Janzen: „Ja, ja, Herzerl, den fischen Jägerhut könnens als Zimmerdekoration an die Wand hängen, Infanterie in Broos wird's auch schon tun.“ Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug diese Nachricht ein. Infanterie und gar noch Broos!

Nachdem ich mich von meinem ersten Schrecken erholt hatte, eilte ich mit mehreren Kameraden zur Landkarte, um das uns gänzlich un-

bekannte Broos zu suchen. Nach langem Hin und Her gelang es auch mit vereinten Kräften, das für uns hart an der Grenze christlicher Zivilisation gelegene Städtchen zu finden. Was war mir damals Broos, was Siebenbürgen!

Ernst und feierlich bricht dann der letzte Morgen, der 18. August, der Ausmusterungstag für den dritten Jahrgang, die älteste Klasse, heran, schreibt Oscar Teuber, einst selbst Neustädter Akademiker, in seinem reizenden Büchlein „Aus dem militärischen Jugendleben“. Zum letzten Male erheben sich nach den Klängen der Lagreveille die jungen Leutnants aus den akademischen Betten und widmen sich mit Klopfenden Herzen und emsiger Sorgfalt der letzten Toilette in der Akademie. Der Armeediener hat Tränen im Auge, so oft er einem seiner Scheidenden „Numeros“ die Stiefel, Gzismen und Stiefeletten zum Bette bringt. Er empfängt den letzten Obolus aus den Händen der „Herren Offiziere“ und gibt ihnen viel Glück und Segen mit auf den Weg. Die Koffer werden gepackt, im vollen Paradeglanze, bunt schimmernd in allen Uniformen der k. k. Infanterie, Kavallerie, Jäger und Pioniere, versammelt sich die Ausmusterungsklasse.

Die anderen Jahrgänge raillieren sich, rücken in Parade auf den Theresienplatz und formieren ein weiteres Karree. Auf dem Platze ist ein Feldaltar errichtet, und der Akademiepfarrrer steht im vollen Ornat bereit zur festlichen Messe. Die neuen Leutnants treten in die Mitte des Karrees, der General und Kommandant der Akademie tritt vor und hält die große, ergreifende Abschiedsrede. Dann bereiten sich alle die Ausmusterungskandidaten zum Schwur auf die alte, von Mutter Maria Theresia gewidmete Fahne vor. Aus der Scheide fliegen zum ersten Male die blitzenden Säbel und Pallasche, und ein dreimaliges Hoch für den allerhöchsten Kriegsherrn erdröhnt aus achtzig jugendlichen Leutnantskehlen. Da feuchten sich die Augen, in die Arme sinken sich die Kameraden, eine unendliche, flammende Begeisterung erfüllt sie alle, und, verklärt durch der Sonne Glanz, blickt im erzenen Bilde Maria Theresia, die erhabene Mutter, herab auf ihre späten glücklichen Soldatenkinder. Mit begeistertem Jubel und heiliger Rührung drängen sich alle zum alten Banner der Akademie, und glücklich der, der ein Stückchen von der arg reduzierten Theresianischen Fahne als Andenken und Talisman fürs Leben erobert!

Die „Ausmusterung“ ist die Krone des akademischen Lebens; unauslöschlich prägt sich der Eindruck dieser einen weisevollen, ergreifenden Stunde dem jungen Soldatenherzen ein; und wenn er Stufe um

Stufe erklimmt in der militärischen Hierarchie, wenn das Gold und die Sterne auf seinem Kragen sich mehren, seine Brust mit blizenden Kreuzen bedeckt, wenn sein Haar sich bleicht und seiner Tage Abend hereinbricht, denkt der alte „Neustädter“ noch immer mit Andacht und Begeisterung der längst vergangenen Stunde der „Ausmusterung“.

Mit bangen Gefühlen und enttäuschten Hoffnungen trat ich nach beendigtem Urlaub im Elternhause die Reise von Lemberg in meine neue Garnison an. Je tiefer ich nach Ungarn kam, desto mehr schwanden meine schönen Träume von ehemals, und als ich gar die Mezöfegy passierte, da gedachte ich noch oft des lieben Österreich, seiner himmelanstrebenden Bergriesen, des alten Hochschwab, Sparrasfeld und Dachsteins und nahm im Geiste von allen Abschied.

Es war ein düsterer, nebliger Tag, als ich in Broos aus dem Eisenbahncoupé ausstieg. Ein Regimentsarzt namens Gey, der dasselbe Reiseziel hatte, nahm mich in seinem Wagen auf, und wir fuhren der Stadt zu. Am Platze vor dem damaligen Hotel „Meyer“ hielt der Wagen, und bescheiden fragte ich: „Sind wir schon in der Stadt?“ „Ja“, meinte lächelnd mein Reisegefährte, „hier sogar vor dem ersten Hotel!“ Ich dankte, wir stiegen aus, und allein stand ein armer Leutnant, mutterseelenallein, in fremdem Lande, unter ganz fremden Menschen! —

Gottlob, kann ich nun sagen, daß mich mein Schicksal in dies Land verschlagen! Dies gefürchtete „Nest“ von ehemals ist mir durch seine lieben, freundlichen Bewohner eine angenehme, sympathische Garnison geworden, an die sich viele, ja sehr viele schöne Erinnerungen knüpfen.

Das „verwünschte Broos“ von damals wurde schließlich der Schlüssel zu meinem heutigen Glück, und ich kann es offen sagen: Siebenbürgen und jetzt Rumänien ist meine liebe Heimat geworden, in dessen deutschen Bewohnern ich meine biedereren Landsleute und in dessen anderssprachigen Nationen ich manchen wackeren Waidgenossen fand.

Als ich im Frühjahr 1886 von Sebeshelyi über den Vurful Petru bis an das Zibinsgebirge durch die Wälder von Balzplatz zu Balzplatz streifte, wurde ich durch den Anblick der von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten Gipfel der Fogarascher Alpen derart entzückt, daß ich von der großartigen Szenerie überwältigt sogar die balzenden Hähne vergaß. Eine unendliche Sehnsucht ergriff mich, und mein ganzes Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet,

auf den schroffen Zacken dieser Felskolosse dem flüchtigen Gemswild nachzujagen.

Erst 1889 ging dieser sehnlichste Wunsch in Erfüllung. Seitdem kennt mich jeder Baum und jeder Stein, vom „Cindrel“ bis zum „Bucsecs“, vom „Bucsecs“ bis zum mächtigen Kalkblock des „Ceahlau“ entlang der ganzen Waldkarpathen bis zur Hohen Tatra. Ja, herrlich ist dies schöne Land, Hochschwab und Wechsel, Schneeberg und Dachstein sind vergessen, Vunetare und Negoï und die vielen anderen haben sie verdrängt.

Wenn ich schon einen Vergleich zwischen den österreichischen Alpen und unserem transylvanischen Grenzgebirge sowie dem Ratzezattmassiv machen will, dann muß ich den alten Freunden untreu werden und für letztere mich entscheiden. Mächtig und massiv stehen jene, fest verkeilt auf bergigem Grunde. Von ihren Gipfeln sieht man eisige Spitzen und leuchtende Schneefelder, zerklüftet sind Hänge und Täler, gewaltig und gefährlich ist jeder einzelne Block, — doch vereint ist ihr Eindruck kein so imposanter wie der unserer durchwegs niedrigeren Transylvanischen Alpen.

Ganz unvermittelt erheben sie sich aus flachem oder hügeligem Lande als mächtiges, zerklüftetes Randgebirge und bildeten seinerzeit gleich einem scharfen Schwert die Grenze zweier Reiche. Die Transylvanischen Alpen beherrschen weithin das Land. Gleich einem bunten Teppich liegt auf der einen Seite ganz Siebenbürgen zu ihren Füßen, auf der anderen übersteht man das reiche Rumänien bis an den Balkan. Steil und unvermittelt fallen die Berge, zerrissen und wüst, mit scharfen Sägegraten gegen unser Land ab, indes sie sich langsam und stetig, von ungeheueren Waldungen bedeckt, gegen die Donaubene hinabsenken.

Die mächtigen uralten Buchen- und Fichtenbestände sind ideale Schlupfwinkel für das Wild. Vom gewaltigen Bären bis zur winzigen Zwergmaus sind fast alle europäischen Tierarten ständige Bewohner der Wälder.

Bär, Wolf und Luchs schleichen nächtlich durch die Dichtung, und wehe dem armen Gioban, der nicht besonders wachsame Hunde besitzt, denn diese hungrigen Räuber brechen sonst über die Hürden ein und würgen und rauben, was sie erreichen können. Im Herbst erdröhnt vom Brunstplatz der Schrei des Plaghirsches, um drei- und vierfach von kampfbereiten Rivalen beantwortet zu werden.

Das Schwarzwild gräbt nach Wurzeln und Schwämmen, und energisch schlägt das hauende Schwein rauflustige Wölfe in die Flucht.

Auf zackigem Grate springt frei die Gazelle der Berge, und hoch über allem im blauen Aether schwebt der mächtige Aar, der König der Lüfte.

Gleich unseren Altvordern, die mit dem Speer und einer Koppel Rüden frei durch die Wälder zogen, um Fleisch und Felle heimzubringen, zog auch hier der Jäger aus zu frohen Waidmannstaten, um Bär, Wolf und Wildsau eins auf den Leib zu flicken.

Auf Grund dieser Schilderung wird nun vielleicht ein fremder Waidmann glauben, hierzulande wird einfach nur zur Jagd gegangen, das Wild erlegt und heimgebracht. Um dieser irrthümlichen Auffassung gleich zu begegnen, muß ich erwähnen, daß wir hier selbst heute noch, was Terrain und Verpflegung anbelangt, mit sehr schwierigen Verhältnissen zu kämpfen haben. Genaue Terrainkenntnis, zähe Ausdauer im Ertragen von Strapazen, Geduld und Unererschrockenheit in gefährlichen Situationen nebst guten Augen und sicherer Hand sind die einzigen Mittel, die zum Ziele führen.

Ich will hier gleich eingangs die Verhältnisse schildern, wie sie der Jägersmann antrifft, wenn ihn sein Weg hierher führt. Sie sind natürlich heute ganz verschieden von jenen Zeiten, da ich als junger Leutnant zu waidwerken begann.

Damals zog der Waidmann mit einer Koppel Bracken in den Wald, und weithin erscholl das helle Geläut der Hunde, um ein Häslein oder einen Rotrock über den besetzten Wechsel zu bringen. Es war eine erhebende Musik für den Schützen, wenn er seine brave Meute durch Berg und Thal mit lautem Halse und Klaffklaff dahinstürmen hörte, um sie dann nach gefaner Haß mit seinem großen Horn und melodischen Weisen zu ihrem Herrn zu rufen. Damals gab's viel Poesie im Wald, doch wenig Wild. Heute ist es anders geworden. Ernst und still liegt der Wald vor uns, keine Bracke stört mehr mit hellem Laut die hehre Ruhe der Forste. Sie ist verpönt und aus der Mode gekommen; an ihre Stelle trat der Treiber, die Dachabracke und der Vorstehhund. Dafür aber hat durch konsequente Lektüre der Jagdzeitschriften und einschlägigen Werke der waidmännische Geist allenthalben Eingang gefunden, und durch intensive Schon- und Hegemaßnahmen hat der Wildstand im allgemeinen und insbesondere der des Hochwildes zugenommen. Die wilde Jagd von ehemals, wie ich sie seinerzeit noch kennen und üben gelernt habe, ist vorbei. Jetzt ist sie ernster, nüchterner und meist auch bequemer geworden.

Zähle ich die zahlreichen Briefe, die ich seitens deutscher wie ausländischer Waidmänner behufs Aufklärung über unsere Jagdverhältnisse wie auch behufs Erwirkung von Jagdgelegenheiten in unseren siebenbürgischen Grenzbergen erhalten habe, so dürfte ich nicht zu hoch greifen, wenn ich ihre Zahl im Laufe der Zeit auf etwa 500 Stück taxiere. Leider ist es mir, der sehr geringen freien Zeit halber, die mir im allgemeinen zur Verfügung steht, nicht möglich, allen Herren in umfassender Weise unsere Verhältnisse klar zu legen, und da auch nicht alle Interessenten die diesbezüglichen ausgezeichneten Veröffentlichungen in „Wild und Hund“ gelesen haben dürften, so will ich versuchen, in diesem Büchlein möglichst mit einem Schlage allen diesbezüglichen Wünschen gerecht zu werden. Hierfür will ich gleich von vornherein betonen, daß ich nur speziell die siebenbürgischen Jagdverhältnisse unserer Berge, somit das Territorium von acht Komitaten und zwar das der Hunyáder, Hermannstädter, Fogarascher und Kronstädter Komitate, der Komitate der drei Stühle Mures, Bistritz, Nasand sowie Maramures ins Auge fasse. Die Reviere dieser acht Komitate teilen sich in zwei Kategorien und zwar in jene für die Niederjagd und solche, in denen nur die Hochwildjagd ausgeübt wird. Da erstere überhaupt eigentlich nichts oder wenig bieten und überdies auch nicht das Interesse der fremden Waidmannschaft beanspruchen, so will ich von ihrer Beschreibung ganz absehen und nur die Hochwildjagd, also die Jagd auf Wild, dem die Kugel gebührt, eingehend schildern. Unsere Reviere gliedern sich in sogenannte:

1. ärarische Reviere, dem k. rumänischen Arare (Fiskus) gehörig;
2. in herrschaftliche Jagdterritorien, die nach der Agrarreform aber sehr zusammengeschmolzen sind;
3. Gesellschaftsjagden, die für längere Zeit von den Gemeinden an Gesellschaften verpachtet werden, und schließlich in
4. Boern oder Bauernjagden und deren Compossessorate.

Die ärarischen Gebiete sind ausgedehnte, große Waldkomplexe oder Felsgebiete, die größtenteils im Bann sind, das heißt meist von niemanden bejagt werden, da die autonome Forstverwaltung und die Staatliche Jagddirektion des Ackerbau- und Domänenministeriums in Bukarest die Absicht haben, den dort verhältnismäßig noch geringen Wildstand, ganz besonders jenen der Gemse und des Rotwildes, auf

ein höheres Niveau zu heben. Was aber derzeit schon die Jagd lohnt, wird gerne von genannten beiden Behörden an Inländer verpachtet.

Für die herrschaftlichen Reviere, die in unseren Gegenden jedoch sehr sporadisch sind, wären allenfalls Abschlußmöglichkeiten zu erwirken. Ich verweise hier auf das Komitat der drei Stühle, wo allerdings die kritischen volkswirtschaftlichen Verhältnisse und die Agrarreform leider auch Wandel geschaffen haben.

Die Gesellschaftsreviere. Dies sind meist bei Lizitationen erstandene Gemeindejagden, mit denen an und für sich nicht sehr viel los war, die jedoch im Laufe der Jahre systematisch herangehegt wurden und jetzt einen recht guten Wildstand aufweisen. Diese Jagdgesellschaften werden von einer meist beschränkten Mitgliederzahl gebildet; sie regeln den Jagdbetrieb streng nach ihren Vereinsstatuten. Hierbei werden einige Vereine ganz besonders hervorzuheben sein, und zwar sind dies die Hochgebirgsgesellschaften von Hermannstadt, Reghin, Sovata, Bistritz und Kronstadt. In diesen Jagdvereinen ist die Aufnahme von Ausländern möglich, doch wäre als Nachteil für fremde Herren zu erwähnen, daß derzeit die Abschüsse seitens des Ministeriums für jede Gesellschaft limitiert sind, und zwar insbesondere auf Bär und Hirsch, auf die auswärtige Jäger natürlich in erster Linie waidwerken wollen.

Was die Bauerncompossessorate oder Bauernjagden anbelangt, so sind dies meist kleine Territorien, die für sich allein keinen oder wenig Wert besitzen, anderseits meist gründlich ausgeschunden sind, wenn sie nicht auf längere Zeit in guten Händen waren. Eine rühmliche Ausnahme bilden die Gebiete der vierundvierzig Grenzgemeinden im Komitate Nasaud, dann Caras und schließlich der berühmte griechisch-orientalische Religionsfonds der Bukowina, der, wie ich weiß, ausgezeichnet geleitet wird und einen sehr guten und starken Reh- und Rotwildstand beherbergt. Auf alle Fälle will ich hier an dieser Stelle noch besonders betonen, daß speziell von Jagdvereinen fast niemals der Abschluß einer etwa vorkommenden Wildart verkauft wird, da man erstens niemandem überflüssige Mühe und Auslagen bereiten will, anderseits die wenigen Reviere nicht des gewiß sehr fraglichen Erwerbes und der Ausbeutung halber, sondern lediglich des freien Sportes wegen erworben wurden. Man kann dort nur als Gast oder Mitglied jagen. Zu den Bauernjagden gehören schließlich auch noch solche, die oft um geringe Beträge von diesen selbst gehalten werden. Von solchen Revieren ist aber entschieden abzuraten, wenn einem die gesunden Knochen im Leibe lieb und teuer sind.

- Erfolge können hier in unseren Bergen nur jene Leute erzielen, die
1. volle Kenntnis der einheimischen Sprachen oder einen tüchtigen Dolmetsch besitzen;
 2. vollkommene Orientierung im Terrain oder eine verlässliche Führung zur Seite haben;
 3. mit zäher Ausdauer und Geduld jedweder Strapaze und Gefahr entgegentreten und schließlich
 4. nebst den entsprechenden Geldmitteln, ohne die hier überhaupt nicht gejagt werden kann, ein ausgedehntes Rundschafter- (Spürer-) System unterhalten.

Seien es nun einheimische oder fremde Jäger, wenn bei ihnen diese vier Bedingungen nicht zutreffen, werden sie niemals von einem ständigen Waidmannsheil sprechen und auch niemals positive Erfolge bei ihren meist kostspieligen Unternehmungen erzielen können. Dieses beweisen die vielen Mißerfolge, die von so vielen Waidmännern erlebt wurden, wenn es auch mancher blinden Henne gelang, ein Weizenkorn glücklich zu finden. So schoß zum Beispiel ein Herr bereits auf seinem ersten bewaffneten Orientierungspaziergang einen Bären und Baron G. Gudenus am ersten Nachmittag seines Hierseins einen braden Zwölfender. Dagegen habe ich des öfteren acht Tage in dem mir ausgezeichnet bekannten Reviere gejagt und mich abgemüht, ohne ein Stück Wild zu sehen. So wechseln Heil und Pech ganz unberechenbar und launisch wie bei keinem anderen Sport, ganz abgesehen davon, daß einwechselnde Wölfe plötzlich die vorher noch so günstigen Chancen arg beeinflussen können.

Wenn mein verstorbener Waidgenosse Oberst Berger und ich manchem „Braun“ das Lebenslicht ausgeblasen und manches gute Stück in unseren Wäldern erbeutet haben, so haben wir dies nur dem Umstande zu verdanken, daß wir das Glück hatten, bereits von Jugend auf in einer Garnison zu stehen, von der aus wir mit unermüdlicher Zähigkeit in unseren wenigen dienstfreien Stunden dem edlen Waidwerk obliegen konnten.

Mögen also unsere Erfolge und jene anderer Herren nicht den falschen Glauben erwecken, jedermann müsse hier gleich einen Bären sehen und schießen, denn bei uns läuft leider dieses edle Wild auch nicht so häufig umher, wie man sich dies wohl anderwärts vorstellen mag, wenn auch Siebenbürgen mit den für Waidmänner so viel verheißenden Namen „Bärenland“ bezeichnet wird und tatsächlich der Wildstand nach dem Kriege gewaltig in die Höhe geschneilt ist.



Die Mittelgruppe meines Trophäenheims





Silbietta mit ihrem zahmen Kaiseradler

Mit diesen wenigen Zeilen nun möchte ich die vielen an mich gerichteten Briefe und Anfragen ausführlicher beantwortet haben. Ich will aber damit gewiß nicht die Absicht verfolgen, jemandem kurzweg die Türe zu weisen; meine Absicht besteht vielmehr darin, ein offenes und ehrliches Waidmannswort an meine deutschen Waidgenossen zu richten, um ihnen manche Enttäuschung zu ersparen. Wem aber meine Zeilen nicht genügen sollten, der möge sich an solche reichsdeutsche Herren wenden, die hier in den rumänischen Bergen und Wäldern gejagt und ebenfalls unsere Verhältnisse zur Genüge kennengelernt haben. Mögen diese Waidmänner dem unternehmungslustigen Landsmanne mit Rat und Tat zur Seite stehen. Am besten dürfte es sein, sich direkt an den *serviciul vânătoarei* Ministerul Agriculturii si Domeniilor in Bukarest zu wenden, der bereitwilligst jedermann die nötigen Auskünfte erteilen und damit gerne für die staatlichen Forsten und Domänen unterstützend die Wege weisen wird.

Erwähnt sei dabei noch, daß seitens der staatlichen Jagdkammer „*Serviciul vânătoarei*“ fremden Waidmännern in entgegenkommender Weise, falls dies gewünscht wird, auch terrain- und sprachkundiges Berufsjägerpersonal und für die Jagden an der unteren Donau sogar Präparatoren gegen Verpflegung und die entsprechenden Jagdtagen mitgegeben werden.

Mit diesen Zeilen beschließe ich die Einleitung meines Büchleins und will nun auf das eigentliche Gebiet, meine in halb Europa auf Feldern und Steppen, Sümpfen und Auen, in Wäldern und hohen Felsregionen gesammelten jagdlichen Erfahrungen und Eindrücke, übergehen.

Meine Erinnerungen aus 57 Jahren Waidwerk

Frisch und jung, wie ich damals war, wurde ich mit viel Freundlichkeit von den Jägern meiner ersten kleinen Garnisonstadt mitgenommen und von diesen in die Mysterien siebenbürgischen Waidwerks eingeführt.

Als Anfänger, flink zu Fuß, erhielt ich entweder den entferntesten Stand oder mußte die sich straff in die Kette legenden Brackierhunde führen, um sie dann nach Weisungen meiner Lehrmeister in einem bestimmten Waldteil frei zu lassen. Oder ich mußte, wenn nach der Jagd die Hunde von der Haß nicht ablassen wollten, zurückbleiben und solange ins große Ochsenhorn hineinblasen, bis mir die Puste ausging und Tambour und Wiggas und Lisa, und wie sie alle hießen, mit hängenden Zungen einrückten, worauf ich sie dann wieder an der Koppel heim zu führen hatte.

Ganz besonders nahm sich meiner ein alter Hauptmann, Nachkomme der alten Grenzer, ein biederer Kroate, Nako-Petainek, an. Er war der Chef der Brooser Jägerei. Ihm mußte jagdlich alles parieren.

Mich hatte er besonders in sein Herz geschlossen, und so mußte ich mit ihm zum Schnepfenstrich und zu den Brackaden und auf Enten an die Marosch; er wollte aus dem jungen Leutnant einen echt siebenbürgischen Jägermann machen, der sozusagen von der Pike auf alles durchgemacht hat.

So sehr ich mich über diese Ausflüge in die freie Natur freute, so betrüblich endeten sie des Abends oder des Nachts für mich, denn Kapitän Nako war als echter Kroate ein großer Freund guter Tropfen, und auf dem Heimweg hieß es immer: „Bind' die Hund' an und komm zur Lina“, einer verführerischen Wirtin am Westeingange zum Städtchen, wo sich die Jägerwelt von Broos gerne zu einem sogenannten „Mischmasch“, Wein mit Sauerwasser, versammelte.

Ich rauchte nicht, ich trank nicht, doch mußte ich, damals noch jung, höflich und unerfahren, anstandshalber all das Jägerlatein anhören, welches sich diese alten Jagdkumpane zu erzählen hatten. Alle Versuche, dieser raucherfüllten Kneipe zu entinnen, waren meist vergeblich, und das Finale war, daß ich, auch noch mit Nakos Gewehr und mächtigem Jagdhorn behangen, den alten, meist schwankenden Becher spät des Nachts mit viel Mühe heimführen mußte.

Kurz, durch mehrmalige Erfahrungen gewizigt, schlich ich mich nach geraumer Zeit allein aus dem Städtchen, um nicht wieder den guten Absichten des wackeren Kapitäns zum Opfer zu fallen.

Manche Ente, manchen Hasen holte ich mir so mit meinem braven Floß allein und hatte dabei den Genuß, nach scharfem Marsche gleich ins Bett zu kommen, was in Begleitung Nakos und des greisen Oberleutnants Moscho Boldea kaum der Fall gewesen wäre.

Die erste Anerkennung der alten Jäger und die ersten Lorbeeren holte ich mir aber mit der Erlegung von drei Fischottern.

Graue eiskalte Nebel umhüllten damals das weite Land, indes tiefer Schnee die froststarre Erde bedeckten. Es war der Vortag zum heiligen Christfest. Völlig noch ein Fremder, hatte ich außer einigen Offiziersfamilien keine weiteren Bekannten als nur das gastliche Haus eines wackeren Gutsverwalters, welcher, weit ab von dem Getriebe des Stadtlebens entfernt, am rechten Maroschufer auf seinem Gutshofe wohnte. Schisler hieß der brave Mann, selbst ein Jäger, der in stiller Häuslichkeit mit seiner Frau allen Waidmännern und insbesondere mir, der ich erst kurz bei ihm eingeführt war, in äußerst herzlicher Weise sein Revier und sein Haus gastfreundlichst zur Verfügung stellte. Dankbaren Herzens für manch angenehme, in seinem Familienkreise verbrachte Stunde beschloß ich am 23. Dezember, es war im Jahre 1885, den netten zwei Jüngens einige Spielsachen für den heiligen Abend persönlich zu überbringen.

Nach Beendigung meines Kompagniedienstes machte ich mich daher mit meinem damaligen Burschen Jakob auf und marschierte mit vollem Rucksack über Perkasz und von da nach Passierung eines toten und versumpften Flußarmes bis an die breite Marosch, wo uns die Fähre an das rechte Ufer nach Folt übersetzte. Hier, hart an dem Flusse lag der freundliche Pachthof, ein ebenerdiges, langgestrecktes Gebäude, welches gegen die ärmlichen rumänischen Stroh- und Lehmhütten ganz vornehm abstach. Im Hintergrunde dieser kleinen Gemeinde erhoben sich, in ein graues Nebelmeer gehüllt, Kulissen-

artig die steilen und bewaldeten Höhen des an Edelmetallen so reichen siebenbürgischen Erzgebirges. Um zwei Uhr nachmittags kam ich bei Schitler, der mich schon von weitem kommen sah, an. Mit Freuden wurde ich von den lieben Leuten begrüßt, und alsbald dampfte eine erwärmende Schale Kaffee auf dem rasch gedeckten Tische. Von der freundlichen Aufforderung zum weiteren Verbleiben konnte ich leider keinen Gebrauch machen, da es bald zu dunkeln begann und ich noch einen Weg von zwei Stunden Fußmarsch bis in meine Garnisonstadt zurückzulegen hatte. Der Nebel hatte sich hartnäckig über die Schneedecke gelegt, so daß man kaum 20 Meter weit sehen konnte. Nach Übersezung der hohen und stark mit treibenden Schollen bedeckten Marosch erreichte ich den toten Flußarm, aus dem plötzlich surrend und quakend eine ganze Schar Enten aufstand, jedoch, noch ehe ich das Gewehr von der Schulter riß, bereits im dicken Nebel verschwunden war. Da dieser Arm der vielen warmen Quellen halber nie zufror, sammelten sich stets ganze Flüge von Enten auf ihm, so daß ein Anfsiz von sehr gutem Erfolge begleitet zu sein pflegte. Ich beschloß deshalb, trotz des trüben und düstern Wetters auf kurze Zeit wenigstens am Anstande zu verbleiben. Ich postierte mich auf der halbzersfallenen Brücke über das schmale Gewässer, indes ich meinen Offiziersdiener sich hundert Schritt bachabwärts am rechten Ufer aufstellen hieß. Pfeisend zogen öfters einige Schwärme Stockenten über mich hinweg, doch war es mir bei dem herrschenden Nebel und bei der einbrechenden Dunkelheit absolut nicht mehr möglich, eine derselben zu fassen. Argerlich darüber beschloß ich endlich, heimzugehen. Laut rief ich nach meinem Burschen, der mir nach öfteren Rufen endlich mit „Hop, hop“ antwortete. Ich wollte eben die Hähne meiner Doppelflinte ablassen, als ich unter mir ein leises Knistern und Brechen des dünnen Ufereises hörte, worauf nach einem plätschernden Laut wieder tiefe Stille eintrat. Aufmerksam blickte ich unter mich in das dunkle Wasser, konnte aber absolut nichts Auffälliges bemerken. Da tauchte plötzlich, kaum zehn Schritte von mir, am weißen, schneeigen Ufer ein dunkler Körper auf. Ich hob das Gewehr und trachtete, das Ding zu fassen, doch in dem Halbdunkel sah ich weder Gewehrlauf noch Ziel. Anarrenden Schrittes hörte ich auch meinen Burschen schon daher kommen, worauf das Tier bis auf einen kleinen schwarzen Punkt, der am hellen Ufer noch etwas sichtbar war, verschwand. Ich hielt nun so gut, als es eben ging, in die Richtung und gab auf gut Glück Feuer. Durch den Lichtschein geblendet und

der herrschenden Dunkelheit halber war es mir unmöglich, festzustellen, auf was ich geschossen und ob ich überhaupt getroffen hatte. Ein lautes Aufsprudeln des Wassers nur gab mir Gewißheit, daß es ein größeres Tier gewesen sein mußte. Meine erste Vermutung, etwa auf eine Wasserratte geknallt zu haben, war damit widerlegt. Es mußte somit eine Ente, ein Taucher oder sonst ein mir unbekanntes Tier gewesen sein. Bald war gänzliche Ruhe eingetreten, und da von einem Gehen absolut nicht mehr die Rede sein konnte, gingen wir heimwärts. Ein heftiges Schneegestöber hatte mittlerweile begonnen, so daß wir in der Finsternis und über freies Feld gehend beinahe den Rückweg in die Garnison verfehlt hätten. Da mir aber mein verfloßenes Erlebnis den ganzen Abend keine Ruhe ließ, so beschloß ich, am folgenden Tag beim Morgengrauen meinen Burschen hinauszusenden, damit er an Ort und Stelle nachsehe, ob nicht etwa mein Schuß das Wild getroffen hatte und dieses verendet irgendwo liegengeblieben sei. Wer beschreibt aber nun meine Freude, als am folgenden Morgen mein Bursche mit einem starken Otter in mein Zimmer trat. Jakob hatte ihn unter der Brücke, auf der ich stand, an einer Weidenwurzel hängend tot aufgefunden. Es war ein hübsches ausgewachsenes Exemplar und maß 1,25 Meter vom Kopfe bis zum Rutenende. Ein unerwartetes Weihnachtsgeschenk. Als ich nach kurzem wieder einmal hinaus an die Marosch auf Enten ging, untersuchte ich genau die alte Brücke und fand zu meiner freudigen Überraschung am rechten Bachufer unter den Brückenbalken auch den befahrenen Bau des Otters. Der Balg seines Bewohners hing abgestreift in meinem Zimmer, und so mußte ich mich nun in Geduld fassen, bis die Burg von neuem befahren wurde. Meine Hoffnung sollte aber nicht sobald in Erfüllung gehen, da mir das Schicksal in der Form einer Versetzung einen Strich durch die Rechnung machte. Mein Bataillon wurde in eine andere Garnison verlegt.

Ein Jahr war vergangen. Ich erlebte die Freude, als Adjutant in meine ursprüngliche Garnisonstadt zurückversetzt zu werden. Mein neuer Dienst gestattete es mir öfter als vorher, meine Lieblingsplätzchen zu besuchen. Für den nächtlichen Anstand im Schnee ließ ich mir einen ganz weißen und warmen Hallinaanzug verfertigen, in welchem ich imstande war, ganze Nächte bei eisiger Kälte zu verbringen. Am selben Tag, an dem mir der Schneider den weißen pelzverbräunten Anzug brachte, wurde er auch gleich angezogen, um ihn sobald wie möglich einzuweißen. Knapp nach dem Mittagstisch verließ ich die Garnison und

ging den sogenannten Pezsbach abwärts der breiten Marosch zu. Mit Ausnahme einiger Enten, die außer Schußdistanz vor mir aufgestanden waren, bekam ich aber nichts zu Gesicht. Ich beschloß daher, das Bachbett zu verlassen, und ging längs eines vom Dorfe heranziehenden Kinnales entlang, um allenfalls an den einzelnen mit Röhricht bewachsenen Tümpeln leichter auf Wasserwild zu Schuß zu kommen. Ich war nicht lange gegangen, als plötzlich ein leises Plätschern und das Anschlagen des bewegten Wassers an die dünne Eiskruste meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Mit wenigen Sätzen sprang ich näher heran, und im Glauben, einen Taucher zu finden, überblickte ich scharf und mit schußbereiter Flinte den schmalen Wasserspiegel, als ganz unerwartet gleich darauf, nur zehn Schritte von mir, ein starker Otter sich aus dem Wasser erhob. In diesem Augenblicke krachte aber auch schon mein Schuß, und ehe der Otter noch ganz im Wasser verschwunden war, auch der zweite. Mit etlichen Sprüngen war ich raschest bei der Hand, erfaßte schnell die lange Rute des noch lebenden Fischmarders und warf ihn mit einem kräftigen Schwung ans Land, wo ihm mein braver Flock bald gänzlich den Garaus machte. Unerwartet schnell war ich zu meinem Otter gekommen; gleichzeitig hatte auch mein weißer Winteranzug mit diesem Tage seine erste rote Taufe erhalten. Wenige Wochen später hatte ein mildes Wetter den schuhhohen Schnee wieder hinweggetaut und schöne, von mond hellen Nächten begleitete Tage waren gefolgt. Da hielt es mich natürlich nicht länger daheim, und fort zog's mich zu den fernen Maroschwässern. Am 18. Jänner 1889 war es, als ich wieder nachmittags am Ufer des toten Maroscharmes saß. Wolkenlos klar wölbte sich der blaue Himmel über die Erde, und wenn nicht „Jänner“ im Kalender gestanden hätte, so hätte man glauben mögen, im März oder April knapp vor der Hahnbalz zu stehen. Allmählich ging die goldene Sonne hinter dem flachen Aranyos, dem mächtigen gegen die Marosch steil abfallenden Tafelberg, zur Küste und übergieß noch im Scheiden die bergigen Höhen des breiten Maroschtales mit purpurner Röte. Dort im Westen stand die dunkle Silhouette des Decabalus, an dessen Fuße das mit einer alten Burgruine gekrönte kleine Städtchen Deva hart am Maroschflusse liegt. Vor mir und zwar jenseits des Flusses erhoben sich, kulissenartig ansteigend, die bewaldeten Höhen des siebenbürgischen Erzgebirges, während hart am Ufer still und ruhig der gastliche Gutshof Schitlers lag. Meine Gedanken blieben da eine Weile drüben haften. Lange war's, seitdem ich

dort zum letzten Male geweilt. Es war ein trauriger, böser Tag für die wackere Frau gewesen, denn sie hatte für immer Abschied von ihrem Gatten genommen, den man hinaus zur ewigen Ruhe trug. Allmählich und langsam schwanden die Konturen des jenseitigen Ufers, bis endlich einer dunklen Welle gleich die zackigen Berge in den rötlichblauen Abendhimmel ragten. Zwei Wildgänse, nur als Silhouetten sichtbar, zogen ruhigen Fluges stromabwärts, indes rechts von mir im hohen Pappelwalde der Maroschinsel ein Uhu sein lautes „Buh-buh“, welches vom jenseitigen Ufer zeitweise durch einen zweiten beantwortet wurde, hören ließ. Silberhell leuchtend war mittlerweile der Mond am östlichen Himmel aufgegangen und beschien mit fahlem Licht die umliegende Landschaft. Alles um mich her lag im stillen Frieden und nur ab und zu drang das helle Pfeifen ziehender Enten an mein Ohr. Goldig funkelten und flimmerten die zahllosen Sternlein am Firmamente und lugten neugierig herab auf diese Erde.

Begungslos saß ich mit meinem treuen Floß zur Seite am Ufer des ruhig dahinfließenden Baches. Neun Uhr schlug die ferne Turmuhr der Stadt. Es war schon spät geworden, und mein braver Schimmel, den ich mit meinem Burschen an die Ortsliste von Perfatz beordert hatte, mußte auch schon ungeduldig meiner warten. Ich entschloß mich daher, langsam bachaufwärts zu pürschen, um vielleicht so Gelegenheit zu haben, einen Schuß auf ein Wild anzubringen. Leise schlich ich, von meinem Hunde begleitet, auf dem erhöhten Ufer des Baches entlang. Ich mochte kaum 200 Schritte von meinem Stande entfernt gewesen sein, als ich eine leichte Bewegung des sonst glatten Wasserspiegels vor mir bemerkte. Mit doppelter Aufmerksamkeit und Vorsicht schob ich mich näher heran. In den kreisförmig fortschreitenden Wellen tanzten und hüpfen goldig schimmernd der liebe Mond und tausende funkelnder Sternlein, indes zeitweilig inmitten des Wellenkranzes plätschernd ein Körper auf und nieder tauchte. Langsam hob ich zum Anschlag und als für einen Augenblick der Körper des fischenden Otters besser zum Vorschein kam, ließ ich's krachen.

Aufmerksam überblickte ich den vom Schrothagel noch zitternden Wasserspiegel, um den etwa nochmals auftauchenden Fischmarder mit einem zweiten Schusse zu begrüßen. Da endlich, nach langen Sekunden erhob sich am jenseitigen Ufer langsam ein dunkler Körper aus dem Wasser und kroch mühsam ans Land.

Raum aber hatte sich der Otter wenige Schritte vom Uferand entfernt, da ließ ich's nochmals knallen, und nach rückwärts kollernd quittierte er meinen Schuß. „Apport!“ rief ich, und mit wenigen Sägen hatte ihn mein Floß erreicht, der ihn stolz und seiner großen Aufgabe bewußt rutewedelnd mir zu Füßen legte. Glückliche über meine Erfolge eilte ich mit meiner schönen Beute meinem schon ungeduldig scharrenden Kößlein zu, und vergnügt das siebenbürgische Jägerlied pfeifend, trabte ich fröhlich durch die sternfunkelnde Winternacht der fernen Garnisonstadt zu.

Viele Jahre sind seit jener Zeit in das Meer der Ewigkeit gesunken. Manch stattliche Trophäe blickt als wohlverdienter Lohn für viele Mühe und Entbehrungen von den reichlich behangenen Wänden meines trauten Jägerheims auf mich herab, und mit unauslöschlichen Zügen hat sich manch waidmännisches Erlebnis in mein Gedächtnis geprägt. Wenn auch die Erlegung eines Otters nicht zu den besonderen waidmännischen Erfolgen gehört, so bleibt mir doch jene herrliche Mondnacht angesichts der tiefblauen Bergeshöhen an den Ufern der ruhig dahinziehenden Marosch in unvergeßlicher Erinnerung.

Füchse, Dachse und Wildkazen

Die schönen Tage in meiner Garnisonstadt Broos, wo ich mich bereits im Gelände ziemlich zurechtgefunden, und die mir manch gute Entenstrecke an den toten Maroscharmen eingebracht hatten, gingen bald zu Ende, da nach den Herbstmanövern mein Bataillon nach dem von Deutschen, meist ehemaligen Badenser Kolonisten, Sachsen, Rumänen und Ungarn bewohnten Mühlbach verlegt wurde.

Ein gemüthliches Städtchen von etwa 7000 Einwohnern, wo, wie es damals eigentlich selbstverständlich war, die drei Nationen in schönster Harmonie miteinander und nebeneinander lebten.

Das ungarische Element war hauptsächlich in der dortigen Forstdirektion vertreten, der die gewaltigen Grenzwaldungen entlang und beiderseits des Mühlbaches oder Gebeschlusses bis an die damalige Landesgrenze unterstellt waren. Unter den dortigen Forstingenieuren und Forstmeistern gab's manch guten Waidmann, der mir des öfteren vom Wildstande der Bergwälder zu erzählen wußte und mit dem ich häufig kurze jagdliche Ausflüge unternehmen konnte.

In der Umgegend des Städtchens gab es allerdings nichts Abwechslungsreiches, immerhin war genügend Niederwild, darunter speziell Füchse, Dachse und vereinzelt Wildkazen, vorhanden.

Gleich südlich des Städtchens begann ein Auwald, der sich an die bewaldeten Bergfüße der Karpathenabhänge anschloß, wo dann Stamm an Stamm, Busch an Busch sich aneinander bis zu den Buchen- und Tannemwäldern der Hochlagen angeschlossen. Ihre gewaltig ausgedehnten Dickungen, dornheckenreichen Gräben und wildverworrenen Urwaldbestände waren natürlich die Heimatstätten all der hier vorkommenden Wildarten.

Da für mich als jungen Kompagnieoffizier nicht viel Zeit für weitere Ausflüge übrig blieb, so beschränkten sich meine jagdlichen Unternehmungen hauptsächlich auf die nächste Umgebung des Ortes und lediglich auf Niederwild.

Hier sollte ich meine erste Heldentat verüben und meinen ersten Fuchs zur Strecke bringen. Ein verheißungsvoller und stolzer Anfang auf meiner nun einsetzenden Jägerlaufbahn.

Die Erlegung eines solchen Freibenters war ja lange schon das heißersehnte Ziel meiner Wünsche, und ich kann mich noch heute darauf erinnern, wie ich im ersten Winter kurz nach meiner Ausmusterung manche Nacht am Anstande opferte, um auf einen solchen zu Schuß zu kommen. Hell laut muß ich eigentlich jetzt noch auflachen, wenn ich mich eines Unternehmens erinnere, wo ich mit noch einem jungen unerfahrenen Waidmann eine schwere Büffelkeule ächzend durch den hohen Winterschnee schleifte, und wir uns dann gleich darauf längs eines mit Gestrüpp bewachsenen Flußufers, ohne erst das Annehmen durch Raubzeug abzuwarten, die gleiche Nacht auf die Lauer setzten.

Am 21. Dezember 1886 war es, als mir der erste Rotroß zum Opfer fallen sollte. Ein schöner sonniger Vormittag veranlaßte mich, gleich nach der Beendigung des Dienstes die Flinte zu nehmen, um noch rasch vor dem Mittagstisch die nächste Umgebung unseres Exerzierplatzes abzustreifen, wobei mich als Stöberer noch ein nur mit einem Stock bewaffneter Kadett des Inf.-Reg. Nr. 63 begleitete. Wir waren eben hinter einem Gutshofe an ein Dornengesträuch gekommen, als plötzlich ein Füchslain nur wenige Schritte vor mir flüchtig wurde. Von den zwei rasch hintereinander nachgesandten Schüssen traf ihn glücklich einer davon in die Hinterläufe, so daß Reineke die scharfe Flucht bremsen mußte, um in langsamerem Tempo seinen Balg zu retten. Nun begann aber dafür unsererits eine wilde Haß hinterher, die so recht die jungen eifrigen Jäger charakterisiert, indem mein Hund Flock, mit drohend geschwungener Keule der Kadett und natürlich ich blutdürstig hinterdrein stürmten, uns gemeinsam bemühend, das wilde Raubtier zu töten. Sieben im Laufen abgegebene Schüsse, untermischt mit dem Geschrei der Verfolger und dem Gebell des nachjagenden Hundes übertönten fast das Mittagsgeläute im nahen Städtchen. Endlich streckte der siebente Schuß das arme Füchslain zu Boden, und freudestrahlend und triumphierend stand ich bei meinem ersten Fuchs. Als ob's ein Löwe gewesen wäre wird nun Reineke durch die Stadt direkt zur Offiziersmesse geschleift, wo ich als Held des Tages von meinen Kameraden gefeiert wurde. Der erste „Fuchs“ und notabene gleich hinter dem Exerzierplatz. Ein Ereignis, das der ganzen Sache eine besondere

Würze verlieh. „Bitte, nur nicht aufs Tischtuch damit“, unterbrach mich damals mein mir ungergeßlicher Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Mattaß, als ich mitten in meinen eifrigen Schilderungen den Fuchs an den Tisch nahm und den Herren zeigte.

Mit diesem Fuchs war glücklich der Anfang gemacht, und dem ersten folgten nun alsbald in rascher Folge die vielen andern nach.

Doch auch in Mühlbach sollte ich nicht lange verbleiben, da ich gleich nach den Waffenübungen als Adjutant wieder zum Regimentsstab nach Broos zurückversetzt wurde. Als Adjutant zu Pferd, mit klirrenden Sporen an den Absätzen. Lieber Leser aus dem Zivil, kannst du dir vorstellen, was das für einen 22jährigen jungen Mann zu bedeuten hat? Was kostet die Welt? Ich hätte mit niemandem auf dieser Erde, höchstens mit dem lieben Herrgott getauscht. Die erste Stufe zur höchsten Macht, Bataillonsadjutant! Drei Jahre hatte ich das Glück, in dieser schönen Stellung dem Stabe des k. u. k. 64. Infanterie-Regiments anzugehören, um dann, wie ich dies in den vorerwähnten Hefen von Wild und Hund, Jahrgang 1931, beschrieben habe, gelegentlich meiner Beförderung zum Oberleutnant ins Infanterie-Regiment Nr. 31 nach Hermannstadt versetzt zu werden, wo ich dann durch den damaligen Nestor hohen Waidwerks und verwegenen Touristen Oberleutnant A. Berger in die Mysterien echt siebenbürgischer Hochwildjagd eingeführt wurde.

Wenn ich auch mit meinem Freunde Berger ab und zu in die Berge aufstieg, so beschränkte sich dennoch meine waidmännische Tätigkeit zunächst hauptsächlich auf die nächste Umgebung meiner neuen Garnisonstadt Hermannstadt, jetzt Sibiu genannt, wo ich meine freie Zeit weniger der Niederjagd, sondern vielmehr der Vertilgung des damaligen überreichen Raubzeuges, insbesondere der Füchse, Dachse und Wildkazen widmete.

Ich will daher im nachfolgenden einige Erlebnisse und Jagdarten auf diese Wildgattungen schildern, im Glauben, daß auch dies meine verehrten Leser interessieren dürfte. Ist doch speziell die Wildkaze in den westlichen Kulturländern recht selten geworden, indes ihr hier das unermessliche Wäldermeer mit seinen zahllosen Schlupfwinkeln reichlich Gelegenheit bietet, ziemlich unvermindert trotz häufiger Nachstellung ihre Art zu erhalten.

Der Winter und insbesondere der Monat Januar gelegentlich der Ranzzeit nach mäusereichen Herbsttagen ist hauptsächlich die Zeit, in der man mit vielem Erfolg besonders dem Fuchs und der Wild-

kaze an den Leib rücken kann. Wenn die Gefilde vom Eis erstarren und festgefroren, zudem auch noch mit einer spannhohen Schneedecke überzogen sind, deren harte Kruste unter den Tritten krachend und splitternd bricht, während ein kalter Nordwest über die vereisten Fluren streicht, dann ist die beste Zeit gekommen, um mit guten Erdhunden auf sicheren Erfolg bei den Bauen rechnen zu können.

Es zieht sich dann all dies Raubzeug an den geschützteren Südlehnen zusammen, um theils vor oder unmittelbar bei den Bauen sich von den dort kräftigeren Sonnenstrahlen behaglich bescheinen zu lassen, oder sich nach harter Winterzeit der allseits erwachenden Liebe mit aller Macht hinzugeben. Schaurig dringt dann um diese Zeit das in allen Tonarten angestimmte Geheul einer Rotte Wölfe durch die langen Nächte, so daß dem an solche Konzerte nicht gewöhnten Zuhörer oft die Haare kitzengerade zu Berge stehen. Schrille, kurze Pfliffe läßt der Otter am Flußufer ertönen, um sich so ein Weibchen aus weiter Ferne herbeizulocken, indes Meister Rotrock unruhig und unster umherschnürt, öfter lauschend anhält und dann mit heiserem ba ba ba seinen Weg fortsetzt. Es ist eben die Roll- oder Ranzzeit, die alles in Bewegung bringt und unseren wilden Ruder und Reineke unster über Felder und Fluren hegt, bis er schließlich seine Liebessehnsucht nach langem Suchen gestillt hat. Hier, wo der Fuchs seinerzeit an Zahl den Hasen fast übertraf, war es um diese Zeit nichts Seltenes, ein oder mehrere Füchselein hinter einer Fähe daherschnüren und sie mit zudringlichen Liebeswerbungen bestürmen zu sehen.

In tollem Laufe geht's über die Schneefläche dahin oder es wird nach Hundeart gespielt, Männchen gemacht, kurz, ein heiteres Treiben geht hinter den duffigen, rotröckigen Grazien her, bis endlich die Vielumvorbene in einem Bane vor den zudringlichen Freiern Schutz sucht. Doch auch dort ist sie diese Plagegeister nicht los, denn in der Burg Malepartus wird sie erst recht hart belagert und sogar oftmals hüzig berannt. Freilich werden wohl die unternommenen Anstürme dadurch in ihrer Wucht bedeutend abgeschwächt, daß Zank und Hader unter den Belagerern ausbrechen, was selbstredend Madame Reineke zugute kommt. Die Zeit, in der sich Meister Rotrock und Hinz auf Freiersonfüßen befinden, ist die beste, um ihnen mit den braven Seckeln oder Terriers auf den Balg zu rücken, und da scheut eben der brave Waidmann weder Zeit noch Mühe, um diesen günstigen Zeitpunkt nicht zu versäumen und ein solch besetztes Geschleif gründlich auszuräumen.

Meine langjährigen Erfahrungen und Fertigkeiten, die ich im Verlaufe der Zeit mir im Erbeuten dieses Raubritters erworben habe, gestatten es mir, einiges über Jagd und Fang der oben angeführten Wildarten mitzusprechen, ist es mir doch gelungen, in den vielen Jahren, meist mit Pulver und Blei, 198 Füchse, 76 Dachse und 26 Wildkazen zu erbeuten. Füchse, Kazen und Dachse habe ich fast ausschließlich vor meinen braven Leckeln und Terriers, seltener bei ausgelegten Tierkadavern oder auf der Pürsch erlegt. Bei Füchsen sei aber noch außerdem erwähnt, daß ich nur in äußerst seltenen Fällen Junge in ihrem bis dahin ungetrübten Lebenswandel störte, sondern vielmehr lieber die ganze oder einen Teil dieser Sippe im Winter holte. Es wird zwar manchem diese meine Gefühlsduselei etwas komisch vorkommen, doch muß ich es offen gestehen, daß ich es nur schwer über das Herz brachte, ein Geheß in seinem fröhlichen Dasein zu stören, abgesehen davon, daß mir doch das Sprengen eines erwachsenen Fuchses im Winter viel mehr Spaß machte. Ich habe auch laut Schußbuch im ganzen nur sechs junge Füchse erbeutet, von denen ich unter anderen einen, als er zusammengerollt, schlafend vor der Röhre lag, vorsichtig angepürscht und glücklich lebend mit den Händen gefangen habe. Allerdings trug mir dies einen ordentlichen Biß ein, doch ließ ich trotzdem nicht mehr los, bis Jung-Keineke trotz fauchenden Protestes in die gähnende Tiefe des Rucksackes wanderte. Wenn mir einige Geheße bekannt waren, so machte es mir das größte Vergnügen, vor Abendwerden entweder allein oder mit meiner Frau aus einem sicheren Verstecke den lustigen Sprüngen und Heßjagden dieses jungen Gelichters zuzusehen. Ja, ich verband mit diesem Vergnügen den Anstoß auf einen Dachs, da beide Baue in einem Falle nur fünfzig Schritte voneinander entfernt waren, wobei ich dann den doppelten Genuß hatte, und zwar den, die jungen Füchselein in Gesellschaft ihrer braven Nährmutter vor den Röhren spielen zu sehen, anderseits bei angehender Dämmerung dem aus dem Bau hervorlugenden Grimbart meinen bleiernen Abendgruß zu übermitteln. Kurz gesagt, ich gehörte auch zu diesen Unverdroffenen, die weder Mühe noch Wetter scheuten, um die mir allseits gut bekannten Baue zur Ranzzeit einer gründlichen Revision zu unterziehen, und Keineke in seinen Hochzeitsfreunden zu stören. Es ist mir zu wiederholten Malen um diese vorgenannte Jahreszeit geglückt, drei Füchse an einem Tage, ja selbst einmal deren fünf aus einem Baue zu sprengen. Zur Erzielung solcher Strecken gehören freilich in erster Linie keine Calonteeckel,

sondern bissige, schneidige Racker, die beherzt darauf losgehen und alles austreiben, was noch lebend in den Röhren steckt. Ich will nun einige Erlebnisse bei Fuchsbauen schildern.

Es war am 15. Januar 1896. Der Schnee war in der Ebene bereits gänzlich verschwunden und es war auf dem trockenen Erdreich ziemlich schwer, bei der Unzahl von Bauen und Fluchtröhren gerade die befahrenen ausfindig zu machen, zumal der Boden hart war, somit Fahrten nur schwer zu erkennen waren, und die Dachsle den Bau zu dieser Zeit schon verließen. Ich war daher gezwungen, mich auf meine eigene Nase zu verlassen, die mich nur selten im Stiche ließ. Nach langem Suchen endlich spürte ich auf einem drei Meter hohen, steil abfallenden Feldraine die intensive Witterung einer duftenden Viole und gab meinem abseits stehenden Burschen den Befehl, zwei meiner Tackel loszuschleppen und sich mit den übrigen Krummbeinen auf die gegenüberliegende Tallehne zu begeben. „Grefel“ und „Bubi“ fuhren sofort wie der Satan ein und gaben gleich darauf auch schon wacker Hals. Ich hoffte jeden Moment, einen dieser roten Freibeuter springen zu sehen, doch meine Erwartung wurde getäuscht, denn ich saß wohl anderthalb Stunden oberhalb des Geschleifs, ohne nur ein Härtchen von Hund und Fuchs wahrzunehmen. All mein Rufen und Blasen, um die Hunde herauszubekommen, nützte nichts, und so entschloß ich mich, knapp vor einer Röhrenöffnung einen Schuß abzugeben. Ich hoffte, die Hunde dadurch entweder auf einen Augenblick herauszulocken oder aber sie durch den Schuß zum Packen anzufeuern. Meine Erwartung sollte auch bald in Erfüllung gehen, denn kaum hatte ich eine frische Patrone in den Drilling eingeführt, als, wie das Donnerwetter, schon ein Fuchs aus einer der Röhren herausgefahren kam, um gleich darauf im Feuer Kopfüber einen Purzelbaum zu schlagen, so daß mein Saurüde „Flori“, der unweit davon lag, ihn gleich abfassen und ihm ordentlich den roten Balg zerzausen konnte.

Rasch fliegt die neue Patrone in den Lauf, doch kaum hatte ich zugeklappt, rutschten abermals, aber diesmal knapp hintereinander, zwei andere Füchse aus dem Baue, so daß ich eilig zuschauen mußte, mit ihnen noch rechtzeitig fertig zu werden. Mit einem Ruck liegt der Drilling an der Wange und glücklicherweise überschlägt sich auch schon der erste, beziehungsweise zweite Rotrock, so daß Flori den ersten loslassen und diesen gleich hinter den Lauscher fassen konnte. Der dritte Fuchs, durch den großen Hund erschreckt, machte kehrt

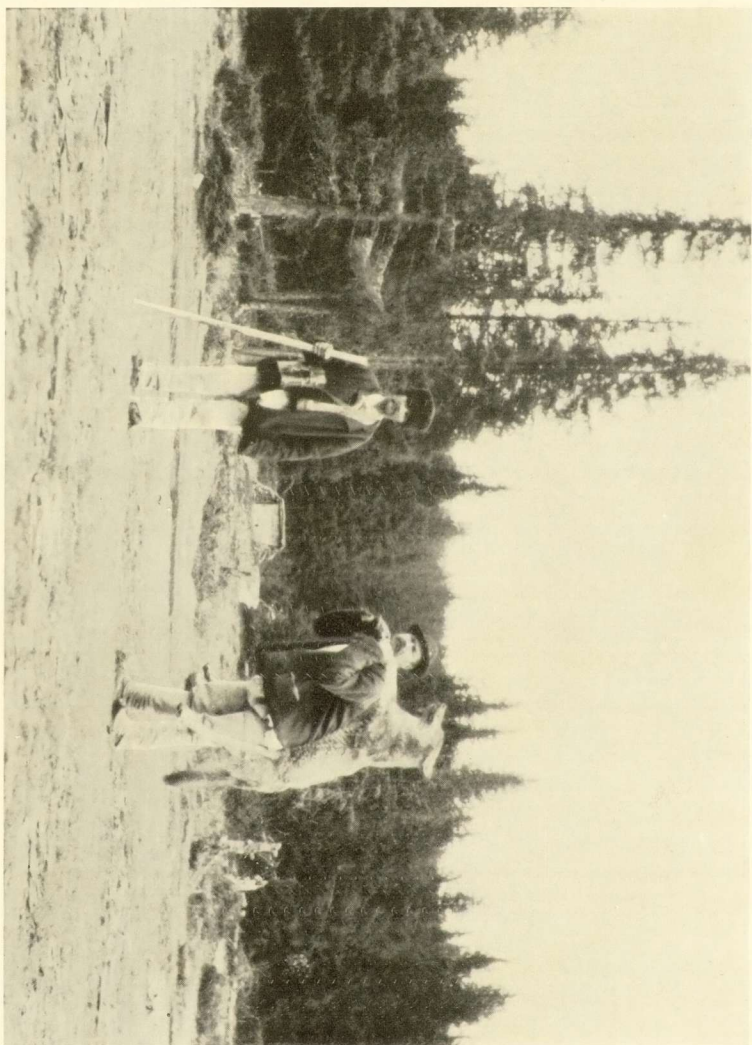
und wollte wieder in den schützenden Bau zurück, doch da erreichte auch ihn sein Schicksal, und knapp vor den Röhren hauchte auch er, wie die zwei anderen, seine Räuberseele aus. Es war dies wirklich ein selten günstiger Zufall, der mich so schnell hintereinander auf drei Füchse zum Schuß kommen ließ. Nach dem Geschlechte untersucht, fand ich, daß es zwei Rüden und eine Fähe waren, von welcher ersteren einer ein ganz ungewöhnlich starkes Stück war. Ich kann mich gar nicht erinnern, vorher oder je nachher ein so starkes Exemplar eines Rotrockes erbeutet zu haben.

Am gleichen Tage kam ich bei einem Riesenbaue, von welchem ich mir schon manchen Reineke geholt hatte, erneut auf einen Fuchs zu Schuß, doch gings diesmal daneben, weil ich statt aufzupassen, mein braves Gretel streichelnd im Schoße hatte und mich dabei redlich mit einem Stück Wurst und einem Keil Brot beschäftigte. Auf den Schuß ging natürlich eine Hezjagd hinter Reineke los, wobei mein Gretel den dreifüßigen Feldstuhl mitnahm, an den sie angekoppelt war. Es war überhaupt ein merkwürdiges Verhängnis, daß ich, obwohl ich schon öfters an einem Tage auf vier Füchse zu Schuß kam, es doch niemals auf diese Zahl bringen konnte, da es bei einem stets, entweder aus eigenem Verschulden oder durch einen ungünstigen Zufall, fehl ging.

Eines meiner schönsten Erlebnisse mit den Herren auf Malepartus hatte ich im gleichen Jahre, wobei es mir glückte, 5 Füchse in einem Baue vereint vorzufinden. In einer steil abfallenden, breiten Rachel schob sich ein schmaler, kantiger, kurzer Rücken ein, welcher von Grimbart nach allen Regeln der Kunst Kreuz und quer unterminiert war. Nicht weniger als 6 Röhrenöffnungen führten da zu Tage. Der ganze Bau war von der nächsten bis zur entferntesten Röhre 20 Schritt lang. Das Unangenehme an der Sache war aber, daß sich gegenüber diesen Röhren, die rechts und links beiderseits des kantigen Rückens mündeten, noch zwei Geschleife befanden, was mir oft den Arger eintrug, daß entweder der springende Fuchs, ehe der Schuß fiel, sofort in die gegenüberliegende Röhre einfuhr, oder, schwer angeschossen, noch soviel Kraft besaß, um sich in eine derselben zu retten. Dieser große Bau nun, der ausgesprochen gut von Füchsen befahren war, wurde im gleichen Jänner von mir aufgesucht. Meine zwei besten Deckel, das oft bewährte Gretel und mein tapferer „Schneidig“ fuhren sofort ein, indes „Lamor“ und „Florrian“, meine beiden Saurüden, die Umgebung des Baues abrevierten,



Meine zwei Waidgenossen Wasilie und Bucur
mit Harro und Wanda



Seuerhütte am Muncel und die dort erlegte Zibfifin



Ich mochte wohl eine Stunde auf dem schmalkantigen Terrainvorsprunge der Rachel gegessen haben, als plötzlich unter mir ein Fuchselein aus dem Baue hervorlugte und unverwandt gegen mich herauflängte. Ich rührte keine Wimper, Reineke traute dem Landfrieden trotzdem nicht und zog sich wieder in die Röhre zurück. Doch mußte ihm einer der Seckel knapp auf den Hacken gewesen sein, denn nach wenigen Augenblicken fuhr er wie der Blitz heraus, so daß ich kaum Gelegenheit hatte, ihn, noch bevor er die zweite Röhre erreicht hatte, im Feuer roullieren zu lassen. „Florian“ nahm ihn nun auch ins Gebet und blies ihm vollends das Lebenslicht aus. Mein zweiter Saurüde war mittlerweile auf einen draußen herumstreichenden Fuchs gestoßen, den er, laut Hals gebend, auf ungefähr zweihundert Schritte von mir gegen den nahen Wald jagte. Ich hing daher mein Gewehr um den Hals und blies mit dem Horne, um den Hund von seiner Verfolgung abzuhalten, doch ohne Erfolg. Als ich zum zweiten Male das Horn an die Lippen setzte, um nochmals zu rufen, sprang ein zweiter, ganz lichter Fuchs aus der entferntesten Röhre heraus. Das Horn wegwerfend, ergreife und spanne ich rasch mein Gewehr, doch beide von mir übereilt abgegebenen Schüsse gehen fehl, und Reineke, von „Florian“ scharf verfolgt, rettet im eiligen Laufe seine Räuberseele. Zwar war mir die Geschichte etwas fatal, doch da die Hunde hinter dem Flüchtling nicht heraus kamen, so schloß ich, daß noch ein Fuchs drin stecken müsse. Ich hatte mich auch nicht getäuscht, denn nach kurzer Zeit stob im schärfsten Tempo aus der vordersten Röhre, und zwar knapp unter mir, ein dritter Fuchs hervor, den ich, diesmal besser zielend, sofort auf den Kopf stellte. Mein braver „Schneidig“ war auch gleich hinter ihm her und zauste ihn, für die wundgeschlagene Nase sich rächend, gründlich den Balg. Greterle kam aber nicht heraus, sie mußte offenbar noch dringende Arbeit im Baue zu verrichten haben. Daher galt es, den erlegten Reineke rasch in Sicherheit zu bringen, was mir bei der Kraft und Wut, mit der sich „Schneidig“ festgebissen, nicht so bald gelang. Doch auch dies glückte endlich, und schußbereit harrete ich der Dinge, die da kommen sollten. Siehe da, da taucht ein ganz feuerrotes Fuchselein in der vorletzten Röhrenöffnung auf, verhasst einen Augenblick und nimmt dann Reißaus, den steilen Grabenhang hinauf. Doch weit kommt es nicht, denn mein Schuß wirft es in die Grabensohle zurück, wo diesmal „Greterle“ und „Florian“ gemeinsame Arbeit haben, da der Fuchs, Kreuzlahm geschossen noch auf den Vorderläufen stand. „Schneidig“ war aber

diesmal schon wieder in dem Baue zurückgeblieben, er hatte wahrscheinlich noch etwas in der Nase. Mich wunderte, offen gestanden, diese Geschichte doch ein wenig, denn vier Füchse in einem Baue schienen mir doch schon genug des Guten gewesen zu sein. Doch ich sollte die Überraschung erleben, daß noch ein fünfter Fuchs darin steckte, welcher bei der vorletzten Röhre ebenfalls auf einen Augenblick zum Vorschein kam, um gleich in einer Nachbarröhre zu verschwinden, ehe ich mit dem Drilling an die Wange fahren konnte. Da nun die Hunde lange Zeit an ein und derselben Stelle Laut gaben und Reineke nicht zum Vorschein kam, so ließ ich, im Glauben, der Fuchs stecke in einer Sackröhre, einen Einschlag machen. Doch als ich mich an die Hunde durchgearbeitet hatte, ging die Hege, allerdings ziemlich flau, weiter, bis endlich volle Stille eintrat und die Seckel den Fuchs schließlich ganz verloren. Ich ließ daher die Hunde sofort abfangen und zwei andere, ausgeruhete einfahren, aber auch diese konnten den fünften Fuchs nicht ausfindig machen. Wo der hingekommen war, konnte ich mir nicht recht erklären, vermute aber, daß er sich in dem weichen Sandboden gleich einem Dachse verflüftet hatte, da die Hunde ihn trotz eifriger Suche nicht mehr fanden. Ich war im übrigen auch mit diesem Ergebnis ganz zufrieden. Die beiden Entkommenen sprach ich nach ihrem Aussehen ebenfalls als Stücke männlichen Geschlechtes an.

Wie gesagt, war es bei Füchsen das erstemal, daß ich eine solche Zahl in einem Geschleif vorfand, während es bei Dachsen nichts Seltenes ist, vier bis sechs Stück in einem Baue vereint anzutreffen. Reineke strolcht bei uns noch überall umher und ist, wenn auch nicht mehr so zahlreich wie noch vor fünfundvierzig Jahren, immerhin eine typische Erscheinung auf allen Treibjagden. Solange Reineke noch seine angeborene Frechheit und List bewahrt und solange noch die Karpathenwaldungen in ihrer fast unbegrenzten Ausdehnung unsere Berge bedecken, so lange braucht es uns hier um Reinekens Schicksal nicht bange zu sein.

Nicht minder häufig als Reineke ist „Meister Grimbart“ bei uns anzutreffen. Während ersterer vom Landmanne ob der Vertilgung zahlreicher Mäuse gerne gesehen ist, wird der Dachs vom Bauern direkt gehaßt, da er ihm bedeutenden Schaden, insbesondere zur Zeit der Maisreife, zufügt. Fast jeder steile Feldrain hat seinen Dachsbau. Hier haust dann entweder ein alter Griesgram oder ein ganzes Geheiß dieser Langschläfer, um nur des Nachts auf Raub auszugehen. Nicht selten kommt es vor, daß Reineke oder gar eine Wild-

kaze sich auch noch heimisch im Dachsbau niederlassen und beide neben-
 einander friedlich ihre Gehecke großziehen. Mir geschah es zu wieder-
 holten Malen, daß ich Kaze und Fuchs oder Fuchs und Dachs vor
 meinen Dackeln zu gleicher Zeit an einem Baue schoß. Unvergeßlich
 ist mir besonders ein Fall, der sich beim sogenannten Dreispizwalde
 zutrug. Ich hatte zwei Dackel in einen alten, vielverzweigten Bau
 schließen lassen und war eben mit meinen Leuten daran, festzustellen,
 wo die Hunde vorliegen könnten, als plötzlich ein Krummbein klagend
 herausschoß, in dessen Hinterhand sich ein Dachs fest verbissen hatte.
 Ehe wir jedoch zur Hand waren, um diese Frechheit zu rächen, war
 auch schon Grimbart wieder unter der Erde verschwunden. Als endlich
 meine Dackel fest vorlagen und wir mit dem Einschlag an den Kessel
 gelangten, sah ich zu meinem nicht geringen Erstaunen meine Hunde
 vor einer Fuchsfähe vorliegen. So erging es mir nicht nur das eine,
 sondern auch noch viele andere Male. Ein ganz merkwürdiger Fall
 passierte einem Oberleutnant des ehemaligen Infanterie-Regiments
 Nr. 50, der aus ein und demselben Baue, natürlich aus dessen ver-
 schiedenen Kesseln, ein Geheck von sechs jungen Füchsen und daneben
 einen Wurf junger Hunde ausgrub, deren beiderseitige Mütter bei der
 Gelegenheit von ihm erlegt wurden. Ein noch originelleres Ereignis er-
 lebte der Sohn des hiesigen Forstmeisters Ritter von Bömches, der aus
 ein und demselben Geschleif vor vielen Jahren binnen kürzester Zeit
 vor denselben Hunden Fuchs, Dachs und Wildkaze hintereinander
 schoß, ein Erlebnis, das selbst hier begreifliches Aufsehen erregte.

Der Dachs wird hier sowohl am Anstande erlegt, vor Erdhunden
 gegraben, in der Dachshaube frühmorgens beim Einfahren gefangen
 oder, was am heitersten ist, bei mondhellen Nächten außer Bau von
 Hunden gehezt, gefangen oder erschlagen, eine Methode, die haupt-
 sächlich von den Bauern zur Zeit des Spätherbstes, wenn die Felder
 abgeräumt sind, vielfach angewendet wird. Dann ist Grimbart recht
 fett und bringt den Leuten größeren Verdienst, da seinem gesuchten
 Fette allerhand Heilkräfte von der Landbevölkerung nachgerühmt wer-
 den. Was für ein zäher Kerl Grimbart ist, geht daraus hervor, daß
 es elf meiner Hunde bei einer Mondscheinunternehmung nicht gelang,
 einen solchen innerhalb einer halben Stunde zu töten. Endlich, nach-
 dem der Dachs abgewürgt war, war auch meine vielköpfige Meute
 Halali, die dann ringsum, alle Tiere von sich streckend, am weichen
 Waldesgrunde umherlag. Drei andere Male gelang es mir hingegen,
 vier alte Dickwänste gleichzeitig hervorzuziehen, die mir Fett für

ein ganzes Jahr lieferten, das ich zum Schuh-, Geschirr- und Hufschmieren verwendete und wovon ich überdies auch noch den umwohnenden Zigeunern zu Heilzwecken auf deren Bitten etwas schenken konnte.

Ein viel interessanteres Wild als beide vorgenannten Arten ist die Wildkaze. Im allgemeinen nicht sehr zahlreich, tritt sie dennoch in manchen Mäusejahren sogar sehr häufig auf, so daß man ihr auf Schritt und Tritt begegnet. Ich kann mich hier besonders an zwei Jahre erinnern, wo nichts als nur Wildkazen in der Umgebung meiner Garnisonstadt erlegt wurden. Ein alter Berufsjäger und ich schossen damals rund 27 Kazen, indes etwa noch 25 Stück vor den Bracken, Vorstehhunden und auf Treibjagden von anderen Schützen erbeutet wurden. In unseren Busch- und Gestrüppwaldungen nicht selten, in manchen Gegenden Siebenbürgens sogar noch ziemlich häufig, ist sie einer der gefährlichsten Feinde des wenigen Niederwilds, insbesondere aber des Geflügels. Selbst von geübten und tüchtigen Waidmännern wird sie nicht immer richtig angesprochen und erkannt. Es kommt vielmehr öfters vor, daß verwilderte Hauskazen als Wildkazen angesprochen werden, trotzdem die Merkmale der wilden Spezies so auffallend sind, daß eine Verwechslung eigentlich ausgeschlossen sein sollte. Im Nachstehenden will ich die wichtigsten und charakteristischsten Kennzeichen anführen.

Vor allem ist die Grundfarbe ein fahlgelbes Aschgrau, worin bald lichter, bald dunkler das Braun hervortritt. Diese Grundfarbe wird entweder von einer schwarzen oder von einer mehr oder weniger dunklen gelbbraunen Tigerung durchzogen. Das Haar ist immer doppelt so lang wie bei einer Hauskaze und bedeutend weicher als bei dieser. Die Rute ist kurz, sehr buschig und immer in ein schwarzes Ende auslaufend, an das sich nicht immer, aber gewöhnlich zwei bis drei, selten auch vier tiefschwarze Ringe anschließen.

Die Fußballen sind immer tiefschwarz, die Nase immer fleischfarbig und die langen Haare des Bartes immer schneeweiß.

Ein ausgewachsenes Exemplar erreicht die Größe eines Fuchses, und eine einjährige Wildkaze ist bereits größer und stärker als jede ausgewachsene Hauskaze. Diese wenigen Kennzeichen sind untrüglich, und stimmt eines davon nicht, so hat man es nicht mit einer Wildkaze, sondern entweder mit einer Kreuzung oder mit einer verwilderten Hauskaze zu tun. Natürlich bilden Albinismus, der zwar seltener, und Melanismus, der im allgemeinen häufiger vorkommt, von der

Regel eine Ausnahme. Die Wildkaze ist vorwiegend ein nächtliches Raubtier, obwohl sie auch tagsüber auf Beute ausgeht. Sie liebt sonnige Lehnen und Hochwald mit Unterholz, streift aber auch weit in die Felder hinaus, so daß man sehr oft bei uns auch an Stellen auf Wildkazen zu Schuß kommt, wo weit und breit kein Wald zu sehen ist. Mir selbst ist dies bereits schon dreimal passiert.

Empfindlich gegen Wind und Feuchtigkeit, fährt sie an Tagen, da beide vorherrschen, in einen alten Fuchs- oder Dachsbau ein oder baumt auf alte hohle Eichen auf, wo sie gegen das ihr unbehagliche Wetter Schutz findet. Kräftig und ausdauernd, von einer ungeheuern Kühnheit beseelt, ist sie einer der gefährlichsten Feinde alles Wald- und Feldgeflügels. Vom Haarwilbe dürfte wohl der Hase im allgemeinen das stärkste von ihr verfolgte Wild sein, obwohl es sicher nicht ausgeschlossen ist, daß auch manches Rehkitzen den scharfen Krallen einer Wildkaze zum Opfer fällt. Hier in unserer Umgebung, und speziell in Siebenbürgen, wird sie vorwiegend bei Brackjagden, wobei sie entweder vor den Hunden aufbaumt oder flüchtig herankommt, erlegt. Ebenso wird sie auch vor Erdhunden, die sie aus dem Bane sprengen, erbeutet, einer Jagdart, bei welcher eigentlich die meisten Kazen ihren Balg einem flinken Schützen ausliefern müssen. Ab und zu kommt auch der Vorstehhundjäger in dorn- und gestrüppreichen Feldrainen auf eine solche zu Schuß.

Da ich die meisten meiner Kazen vor meinen braven Krummbeinen schoß, so will ich speziell einige Erlebnisse dieser Art hier folgen lassen.

Meinen ersten und stärksten Ruder, der genau die Größe eines ausgewachsenen Fuchses hatte, schoß ich an einem alten Dachsbau in einem Eichenhochwalde anfangs Februar, gerade zur Ranzzeit, und zwar sprang der Ruder vor meinen Tockeln aus einer Röhre, verhoffte einen Augenblick und erhielt die Ladung. Eine zweite Kaze wollte leider nicht heraus und blieb daher unbeschossen. Zwei Kazen wurden hingegen gelegentlich lebend von mir aus Feldbauen ausgegraben. Ein Bauer hatte mich nämlich durch einen bekannten Herrn darauf aufmerksam machen lassen, daß in der Nähe eines Ziegelschlages, am Fuße zweier mächtiger Schwarzpappeln, in einem dort befindlichen Bau ab und zu eine Wildkaze einfahre. Um nun den Spaß, eine Kaze zum Springen zu bringen, auch andere mitanzusehen zu lassen, lud ich meinen damaligen Kommandanten und dessen Sohn ein. Meine zwei schneidigsten Hündinnen, „Gretel“ und „Abeline“, fuhren ein,

und nicht lange dauerte es, so konnte man auch schon die wackeren Kleinen Laut geben hören, wobei man ganz deutlich durch den glockenhellen Klang ihrer Stimmen auch das dumpfe Schnurren und Fauchen der Raze vernehmen konnte. Da sich aber der Spektakel nicht von der Stelle rührte, so entschloß ich mich, einen Einschlag zu machen, um so der Raze an den Balg zu gehen. Als wir jedoch hart an der Röhre waren, verstummte plötzlich der Hals meiner Braven. Ich ließ daher flott weitergraben, und als wir die Röhre erreicht hatten, hörte ich unweit davon ein dumpfes Murren, was mich auf einen harten Kampf da unten schließen ließ. Mit dickem Handschuh versehen, griff ich nun hinein und zog zu meiner und der Zuschauer nicht geringen Freude die Wildkaze nebst den in dieselbe fest verbissenen Hunden an der Lunte hervor. Ein andermal glaubte ich einen Dachs vor meinen Deckeln zu haben und ließ einschlagen; plötzlich fuhr eine Raze aus der Röhre hervor, machte jedoch vor den unweit der Röhre lauernden Gaurüden wieder kehrt und flüchtete in den Bau zurück. Auch diese Raze zog ich dann lebend und vollkommen unverfehrt aus dem Geschleif. Eine prächtige starke Wildkaze wurde mir leider von zwei meiner schärfsten Hunde in Stücke gerissen. Ich ging eben bei einer Neute einen steilen Hang entlang, meine drei Krummbeine an der Leine führend, als ich plötzlich auf einem Felde etwas entdeckte, was ich zunächst für einen sich drückenden Fuchs hielt. Als ich es versuchte, auf Kugelschußentfernung heranzukommen, wurde eine nun deutlich erkennbare Raze flüchtig. Ich folgte gleich der Spur und fand, daß die Raze in einen Bau mit nur zwei Röhren eingefahren war. Meine Deckel waren gleich dahinter, doch die Raze wollte nicht heraus. Der böse Zufall hatte es gewollt, daß im Verlauf der unterirdischen Jagd die Raze zwischen meine Hunde kam, was damit endete, daß ich schließlich nur Fragmente eines prächtigen Raters an das Tageslicht befördern konnte.

Ganz besondere Schwierigkeiten machte mir eine andere Raze am Rande des sogenannten Dreispitzwaldes. Auf einer kleinen, mit Gebüsch bewachsenen Kappe befand sich dort ein alter Stagenbau. In diesem fanden meine Hunde eine Raze, die aber weder gestellt noch zum Springen gebracht werden konnte. Ich ließ daher einen Einschlag machen, um den Bau in zwei Teile zu trennen; das hatte den Erfolg, daß die Raze einmal zum Vorschein kam, um aber gleich wieder zu verschwinden. Ich ließ nun erneut scharf einschlagen, und als wir eben bei der besten Arbeit waren, fuhr mir die Raze plötzlich

zwischen die Füße und wollte eben wieder in eine entferntere Röhre einfahren, als sie ein Schnappschuß daran verhinderte.

Ein andermal, es war im Winter 1898/99, als ich das Waidmannsheil hatte, fünf Wildkazen zu erbeuten, hatte ich wieder ein interessantes Erlebnis mit einer solchen. Ich war, die Hunde frei vor mir laufen lassend, bei leichtem Schneegestöber an einem Abhange entlanggegangen, als plötzlich meine zwei jungen Hunde Waldi und Männe hart an der Öffnung einer Röhre heftig Laut gaben. Ich eilte, im Glauben, es dort mit einem Dachs zu tun zu haben, sofort hin, konstatierte aber am Schnurren und Fauchen, daß eine Kaze im Bau stecke. Durch mich angefertert, drangen die Hunde vorwärts. Es ging unten, wie ich aus dem jämmerlichen Klagen der Hunde schließen konnte, ziemlich heiß her. Ich studierte eben, wie es am besten zu machen wäre, bei der kurzen Sackröhre die Kaze möglichst lebend zu fangen, als „Männe“ klagend sich an die Röhrenöffnung rücklings zurückzog, während sich die Kaze mit den Pranken an ihn festgehaßt hatte. Ich wollte rasch zugreifen, doch ging die Sache so schnell, daß ich die wie ein Blitz ausfahrende und davonschlichtende Kaze nur noch mit einem Schnappschuß erwischen konnte. Es war ein einjähriges Exemplar.

Der Bauernjäger fängt Kazen meist lebend, falls diese in hohle Stämme eingefahren sind. Konstatirt er bei einer Neue zum Beispiel einen Ruder in einer Eiche, so wird er entweder hervorgeklopft und dann einfach herabgeschossen, oder aber, was das Beliebtere ist, es wird ein Armel der Zundra (Jacke) vorne zugebunden und an das Loch gepreßt, während ein Gehilfe mit der Axt am Stamme so lange herumklopft, bis er die hohle Stelle gefunden hat. Dann wird dort der Stamm angehackt und in die Öffnung Rauch eingelassen. Die Kaze muß natürlich, um nicht zu ersticken, oben heraus und kriecht dann in den Armel. Hinz wandert dann im finsternen Armel wohlbehalten in die Stadt zum Tierhändler. Kann der Bauernjäger sich momentan nicht helfen, ist er zum Beispiel allein oder bringt er die Kaze nicht durch Klopfen heraus, so verstopft er einfach alle Löcher und holt sich einen Genossen, mit dessen Hilfe er dann oft nach drei bis vier Tagen den ausgehungerten Ruder um so sicherer herausholt. Beliebt ist auch bei unseren Bauern der Fang mit Eisen oder mit der Schlinge. Ist eine Kaze im Baume bestätigt, so werden alle Röhren bis auf eine verstopft und dann vor diese entweder Eisen oder Schlingen gelegt. So erhielt ich zum Beispiel einmal zwei prächtige Exemplare, merkwür-

digerweise gerade zwei Ragen, welche auf diese Art aus einem und demselben Baume mit der Schlinge gefangen worden waren. Am einfachsten spielt sich die Jagd ab, wenn die Raze, von scharfen Brackierhunden gejagt, aufbaumt und dann vom Stamme herabgeschossen wird. Ein einzelner Hund wird außer Bau nie mit einer Raze fertig, und auch zwei Hunde haben schwere Arbeit mit ihr. In der Röhre ist der vorliegende Hund in steter Gefahr, geblendet zu werden, was schon zweien meiner Hunde passierte. Eine meiner besten Hündinnen wurde von einer Raze schwer an der Hinterhand verletzt, indem die Scheide der ganzen Länge nach durch die scharfen Waffen geschlitzt wurde. Das arme Hündchen war dadurch derart eingeschüchtert, daß es am gleichen Tage in keinen Bau mehr einfahren wollte. Dasselbe brave Hunderl erhielt auch ein andermal einen schweren Hieb über das eine Auge, so daß eine Erblindung später auch auf dem intakten Auge eintrat.

Daß Ragen in die Hühnerställe der Dörfer einfallen, ist hierzulande nichts Neues. Vor Jahren wurde eine starke Raze erschlagen, die auf dem Dachboden eines Hauses Geflügel würgte und schließlich in die Wohnstube des Bauern hinabsprang, der sich aber dafür an dem Balge des frechen Räubers für die gewürgten Hühner schadlos hielt.

In den letzten Jahren habe ich die Baujagd mit den Fackeln gänzlich aufgegeben und sie nur noch mit den viel schneidigeren Foxterriers betrieben. Während der Krummbein hauptsächlich vorliegt, daher Dauerarbeiter ist, macht der Foxterrier nur wenig Federlesens. Springt die Raze nicht bald, so wird sie einfach abgewürgt. Da machen Fögeln kurzen Prozeß. Allerdings sind die Behänge ordentlich zerrissen, und die blutüberströmte Schnauze weist ordentliche Schmissse auf, aber die Raze ist dafür auch fertig. Meine kleinsten Hündinnen sind allein im Bau mit Ragen fertiggeworden, ganz im Gegensatz zu den Krummbeinen.

Ich will nun hier noch einige Episoden aus den Jahren 1902 und 1903 schildern. Eine ganz komische Geschichte passierte mir am 13. Dezember 1903. Da es damals ziemlich stark geschneit hatte und sich mir einige Chancen boten, Raubzeug in den Bauen vorzufinden, so fuhr ich mit einem meiner Soldaten in einen etwa anderthalb Stunden von meiner Garnisonstadt entfernt gelegenen Buschwald hinaus, wo ich einige alte, aber von dichtem Gestrüpp umschlossene Baue wußte.

Schon auf dem Wege dahin sah ich vor einem alten, unweit einer ziemlich belebten Straße gelegenen Geschleif Hals und Kopf einer Wildkaze hervorlugen. Bedeckt schlich ich bis auf etwa 50 Schritt heran und gab Feuer. Doch vergeblich. Die Kaze drehte sich wie ein Mal an der Röhrenöffnung um und verschwand. Mir war die Sache ziemlich ärgerlich, da sie mitten im Streufegel meiner Schrote war und dennoch nicht zur Strecke kam. Da half freilich auch kein Fluchen. Die Kaze war weg und konnte auch durch meine einfahrenden Hunde nicht mehr zum Springen gebracht werden.

Endlich, nach langem Warten, verlor ich die Geduld, trug die Hunde ab und fuhr weiter. Doch mit diesem Pech nicht genug, sollte mir noch am gleichen Tage eine noch viel merkwürdigere Geschichte passieren. Als ich den Buschwald, der das Ziel meiner Fahrt war, erreichte und im hohen Schnee zum ersten, in einem Graben befindlichen Baue stampfte, sprang ganz unverhofft, knapp vor meiner Nase, eine Kaze in das Geschleif. An ein Schießen war nicht zu denken, da ich in einer Hand die Kette mit der Koppel Hunde hielt. Ich ließ sofort zwei Terriers einfahren und hatte kaum zehn Minuten dagestanden, als sich auch schon eine starke Kaze aus einer Röhre schob, die aber gleich wieder in dem Augenblicke verschwand, als ich das Gewehr zum Schusse erhob.

Nach weiteren zwanzig Minuten erschien wieder bei derselben Röhre auf kaum drei Schritte vor mir erneut eine sich mit der Hinterhand herauschiebende Wildkaze, die von einer ebenso nur für einen Augenblick zum Vorschein kommenden zweiten rücklings hinausgeschoben wurde. Da die Kaze mir knapp an den Beinen vorbeiflüchtete, kanonierte ich, wie begreiflich, auf diese kurze Entfernung zwei große Löcher in den Schnee, worauf die Kaze im dichten Gestrüpp gesund meinen Augen entschwand. Ich war nun eben daran, meinen Drilling zu laden, als auch schon der zweite Ruder, von meiner Hündin gefolgt, hervorsprang, dabei dem Fox ihre Laze in die Seite schlagend, so daß sie einen Augenblick daran festhing. Im nächsten Moment flüchtete sie so knapp an meinen Beinen vorüber, daß ich mit offenem, ungeladenem Gewehr, nur nach ihr haschend, die Lunte erfassen konnte. Ehe sich jedoch meine Faust zu festem Griff schloß, war die Kaze mir auch schon wieder zwischen den Fingern entslüpft. Bis ich nun das Gewehr geschlossen und wieder schußbereit hatte, war sie im dichten Unterholze verschwunden. Das Nachhaken meiner Hunde war eben-

falls umsonst, weil sie trotz eifriger Suche in dem gefrorenen, körnigen Schnee nirgends eine Spur fanden.

Für dieses Mißgeschick entschädigte mich teilweise ein Fuchs, den wenige Tage vorher mein alter Veteran „Schneidig“ im Bane arg behandelt hatte. Reineke lag nämlich jämmerlich zugerichtet tot vor Malepartus. Abgesehen davon, daß ihm die halbe Lunte fehlte, hing ihm der Unterkiefer, mitten durchgebrochen, lose herab, indes der Kopf an mehreren Stellen schwere Bißwunden aufwies.

Leider war es meinem braven Krummbein bei dem unterirdischen Kampfe auch nicht viel besser gegangen. Ihm war eine ganze Reihe Schneidezähne ausgebissen und die Unterlippe zur Hälfte vom Kiefer abgetrennt worden. Nicht lange währte es daher, so wechselte auch dieser „Tapfere aller Tapferen“ in die ewigen Jagdgründe hinüber, ein Verlust, den ich nur nach langer Zeit verschmerzen konnte. Ehre seinem Andenken!

Einen Monat darauf gelang es mir zufälligerweise noch, jene Wildkaze lebend vor meinen Hunden auszugraben, der ich, als sie aus der Röhre lugte, einen Hagelgruß zugesendet hatte. Es zeigte sich nämlich beim Abstreifen, daß sie damals ein Schrotkorn knapp am Lauscher und ein zweites in die Halsmuskulatur erhalten hatte.

Überhaupt war die Winteraison 1902/03 für mich eine recht ergiebige, da ich damals in der mir als Soldat ziemlich knapp bemessenen freien Zeit zwölf Wildkazen und sieben Füchse erbeutete.

Um meine obigen Schilderungen des Kommenfalismus vom Fuchs, Hund, Dachs und Wildkaze in einem Ban zu vervollständigen, will ich hier noch der „Tadorna cornuta“, der „Brandgans“, gedenken, die an der Küste des Schwarzen Meeres und an deren Uferseen größtenteils in aufgelassenen Fuchsbauten oder Felshöhlen nahe dem Ufer, oft aber auch ziemlich weit davon entfernt in Wäldern oder Steinbrüchen brütet. Daß sie da des öfteren mit Fuchs, Dachs und Wildkaze in Kontakt kommt, ist ja begreiflich. Aber solche Begegnungen habe ich wohl des öfteren von Fischern und Baltajägern erzählen gehört, niemand aber konnte mir berichten, daß eine der brütenden Brandgänse oder ihre Jungen von diesen Raubrittern abgewürgt oder gerissen worden seien.

Vor kurzem erfuhr ich aber zu meinem größten Erstaunen gelegentlich einer Reise an den mächtigen Kaselmsee von einem dortigen Bauernjäger, daß er vor einem Fuchsbau Jungfüchse spielen sah, indes in eine Nebenröhre vor seinen Augen eine „Tadorna“ ohne Zeichen

von geringster Unruhe gemächlich einfuhr. Es schien ihm, als ob dort ein gemütliches Nebeneinanderleben stattfände, da er auch späterhin absolut keine Feder, die auf ein Abwürgen der Brandgans hätte schließen lassen, in der Nähe der Röhren und des Baues vorfinden konnte.

Zum Schluß möchte ich eines ebenso interessanten als seltenen Falles von Mutterliebe gedenken, den ich selbst mit einer rauhaarigen Dackelhündin erlebt habe.

Daß dem echten Waidmann und Beobachter der schönen Natur und ihrer zahllosen Geschöpfe manch Interessantes, ja oft Rätselhaftes vorkommt, ist eine wohlbekannte Tatsache. Ja, es ereignen sich sogar manchmal Dinge, die selbst von alten Jägersleuten oft nicht geglaubt, von Laien aber gerne als Jägerlatein belächelt werden. Ich bin von Kindesbeinen an schon Jägersmann, habe sozusagen das Waidwerk mit der Muttermilch eingesogen. In meiner langjährigen Waidmannslaufbahn habe ich somit wohl viel Interessantes erlebt und gesehen und besonders hier in unseren wilden Waldbeständen auch manch gutes Stück Waidmannskunst erlernt, erprobt und mitangesehen, und dennoch glaube ich am 13. März 1902 das Merkwürdigste erlebt zu haben, was mir bisher im Dienste Huberti vorgekommen ist.

Ich hatte an diesem Nachmittage in dem zwei Stunden weit entfernten Gebirgsdorfe Guraro in Angelegenheiten meines Jagdvereins zu tun. Bei der in der Abenddämmerung erfolgten Rückfahrt gewahrte ich vor einem am Fuße einer Anhöhe befindlichen Fuchsbau Reineke vertraut umherschürren. Ich schlich mich näher heran, doch, alsbald vom Fuchse erängt, verschwand er mit einem Sage im sicheren Geschleif. Hinter einer Bodenspalte gedeckt, legte ich mich auf Lauer nieder, und wie ich es auch erwartete, erschien nach kaum zehn Minuten, nun allerdings bei der hereingebrochenen Dunkelheit ziemlich undeutlich sichtbar, Reineke wieder vor seinem Bau. Ein Schuß, und der Fuchs war weg. Ich konnte bei der herrschenden Dunkelheit natürlich weder Schnitthaare noch Schweiß konstatieren, vernahm aber, an der Röhrenöffnung horchend, ein leises Wimmern und Röcheln, was in mir den Glauben erweckte, der Fuchs sei darin bereits am Verenden. Ich holte daher, um am folgenden Tage meiner Sache ganz sicher zu sein, ob Reineke noch im Baue stecke, etwas Stroh herbei und verblendete damit leicht die zwei vorhandenen Einfahrten. Am kommenden Tage infolge einer militärischen Übung verhindert, selbst hinaus zu

gehen, sandte ich meine zwei Burschen mit meiner schärfsten rauhaarigen Teckelhündin „Lidi“, welche vor kurzem ihre Jungen verloren hatte, daher noch etwas geschwollenes Gefäuge besaß, mit zum Bau hinaus, um den vermeintlich toten Fuchs auszugraben. Dort selbst angelangt, fanden meine Leute alles wie am Vorabend. Keinecke war somit drin. Die Hündin fuhr auch sofort, heftig laut gebend, ein. Obwohl an der Röhrenöffnung kein Schweiß sichtbar war, wurde, im Glauben, sie verbelle den toten oder schwerkranken Fuchs, ein Einschlag gemacht. Als nun die Leute an die Hals gebende Hündin kamen, avancierte diese, doch es lag kein Fuchs da. Ein zweiter Einschlag wurde gemacht, doch auch hier wiederholte sich dieselbe Erscheinung. In der Hoffnung, nun doch endlich ans Ziel zu gelangen, erfolgte noch ein dritter Einschlag, der gerade zu einer Gabelung der Röhre führte. Hier war aber auch die Hündin plötzlich verstummt. Mittlerweile hatte ein Schneetreiben eingesetzt, welches die ohnehin eingetretene Dunkelheit noch mehr beschleunigte. Meine Leute konnten daher nicht mehr viel sehen, und im Glauben, daß die Hündin hier den Fuchs nun abwürgen werde, horchten sie aufmerksam in das Geschleif hinein, hörten aber zu ihrer Überraschung statt bössartiges Knurren nur leises Wimmern und Quieken, was sie veranlaßte, die Röhren zu erweitern, um so besser dahin gelangen zu können. Sehen konnte man nichts mehr. Umhertastend fühlten sie endlich die Dachshündin, welche sich in der mit Heu ausgelegten Sackröhre niedergetan hatte, indes neben ihr vier feldmausgroße Tierchen sich befanden, welche von den Burschen hervorgezogen und mir dann überbracht wurden. Als man sie mir abends daheim zeigte, war ich mir natürlich über den Fund rasch im Klaren. Ich kannte ja diese kleinen schwarzbraunen Kerlchen schon lange, es waren junge, kaum vier Tage alte Jungfüchse, welche da zu Tage gefördert worden waren. Die alte Fähe war somit gesund geblieben und lag, um die Teckelhündin von ihren Jungen abzuhalten, diesen vor, bis meine Leute mit dem Einschlag hart an sie heran waren. Dann zog sie sich in die zweite Röhre zurück, indes meine „Lidi“, sich der jungen Füchselein erbarmend, sich neben diese hinlegte, um sie zu säugen. Zu Hause angelangt, wurde die brave Hündin gefüttert und ein Korb zurecht gemacht, allwo sie sofort die angehenden Kleinen Taugenichtse zu sich nahm, zärtlich beleckte und dann säugte. Dies ist, wie mir doch jeder zugeben wird, eine so seltene Erscheinung, daß ich sie wohl mit Recht zu den interessantesten Episoden meines Jägerlebens rechnen kann. Sie liefert so recht den Beweis, was Mutterliebe selbst

bei Tieren vermag, daß die größte Feindin einer Tierart imstande ist, deren hilflose Jungen, nach mutiger Vertreibung der rechtmäßigen Mutter, in mütterliche Obhut und fürsorgliche Pflege zu nehmen. Daß junge Füchse, Bären, Löwen, ja selbst Wölfe von Hündinnen großgezogen und gefängt werden, ist an und für sich nichts Neues. Ein mir bekannter Offizier der Garnison und Festung Karlsburg hat Jungfüchse einer Vorstehhündin untergelegt, und diese hat sie auch mit aller Fürsorge ernährt. Daß meine, selbst auf Gauen ungemein scharfe rauhhaarige Hündin aber im Baue zuerst die Fähe wütend angreift und sich dann liebevoll deren Jungen widmet, ist ein in seiner Art einziges Ereignis, das mir hier der Veröffentlichung wert erscheint. Dabei hatte diese Hündin im Verlaufe von acht Jahren ununterbrochen auf Raubzeng scharf gearbeitet und schon einige Jungfüchse und Jungbächse selbst abgewürgt und zu Tage gefördert.

Die Wölfe

„Wölfe, Wölfe und wieder Wölfe“ ist allseits das immer wiederkehrende Klagelied der Bergbewohner und Schafzüchter — überall die stets hungrige Bestie Wolf, die raubend und mordend in die friedlichen Lämmerherden bricht oder die hoffnungsvollen Füllen auf der Weide würgt oder gar Hunde und Schweine aus Ställen und Höfen zerrt, um sie dann in blinder Gier in Fesseln zu reißen. Im Reviere aber, dort, wo mit sorgsamer Hand für das Wild alles mögliche getan wird, dort, wo seit Jahren Rot- und Rehwild mit Sorgfalt und Bedacht geschont und gehegt wird, dort ist das nimmersatte Raubtier Wolf der böse Geist, der stete Schrecken des Revieres. — Dort hegen sie einzeln oder in ganzen Rotten das arme Schalenwild zu Tode, so daß zahlreiche blutige Hautfesseln und weit verstreute Haarbüschel in den Talsohlen die heredten Zeugen davon sind, daß diese räuberischen Scharen dort ihr dunkles Handwerk treiben. —

Die Ruhelosigkeit der Wölfe treibt sie unstill umher, und man kann mit gutem Grunde behaupten, daß Wölfe überall und nirgends anzutreffen sind. —

Dessenungeachtet gibt es Wald- und Gebirgstheile, die von ihnen besonders bevorzugt werden. Wölfe sind in unseren heimischen Waldungen überall zu finden, oder besser gesagt, sie lassen sich überall spüren, denn erlegt werden sie leider viel zu selten.

Bedeutend ist aber deren Zahl in den ungeheuer ausgedehnten und zusammenhängenden Waldungen der Gebirge, der Flußauen und Rohrdickichte der unteren Donau. Der Wolf treibt sich zur Sommerzeit als ständiger Gast in den Niederungen umher, wo er sehr oft seine hoffnungsvollen Sprößlinge in Dickichten und Höhlen, ja sogar in Getreide- und Maisfeldern ans Tageslicht bringt. Im Gebirge, und zwar im Mittel- und Hochgebirge, ist er der ständige Besucher und Begleiter der Schafherden, die arg von ihm zu leiden haben. Während er sich aber in der Niederung hauptsächlich für Pferde, Kinder, Hunde, Schweine und sonstiges Hausgetier interessiert, haben im Gebirge Hoch- und Rehwild sowie Gauen am meisten von ihm zu leiden.

Obwohl der Schaden, den die Wölfe an Haustieren anrichten, ganz beträchtlich ist, so steht er doch in keinem Verhältnis zu jenem, welchen sie dem Wildstande zufügen. Die Erklärung dafür ist höchst einfach. Die Hirten, welche die Herden bewachen, führen meist sechs bis acht außerordentlich wachsame und bissige Hunde bei sich, die so manchen Angriff dieser Mordgesellen abschlagen oder selbst einen oder den andern der Räuber in Stücke reißen. In den meisten Fällen werden die Hirten durch ihre wachsamen Begleiter gewarnt, und es gelingt ihnen dann, die Wölfe durch Schießen und furchtbares Geschrei von den Herden zu verschrecken. Immer glückt dies freilich nicht; wenn die Wölfe in starken Rotten auftreten, werden doch meist einige Schafe ihre Beute. Gelingt es aber einmal, und besonders im Winter, einer solchen durch den Hunger tollkühn gemachten Rotte in eine Herde einzubrechen, dann sind oft 20 bis 30 Stück verloren, da dabei die ganze Herde nach allen Windrichtungen zerstreut wird und die einzelnen Stücke um so leichter der hungrigen Meute zum Opfer fallen.

Auf Rotwild, Rehe, Schweine und Hasen sind die Wölfe stets auf der Jagd. Im Winter findet man nicht selten die Kampfplätze, wo sich mancher wehrhafte Keiler gegen eine solche Rotte recht wacker gehalten hat.

Geradezu furchtbar leiden aber Rotwild und Reh durch die Wölfe, und zwar ganz besonders in schneereichen Wintern und später im Frühjahr, wenn der tiefe Schnee eine harte Kruste hat, die Rot- und Rehwild mit den scharfen Schalen durchtritt, so daß es einbricht, während der Wolf von der rauhen Oberfläche mit Leichtigkeit getragen wird. Bei der Hege, die dann meist von mehreren Wölfen oder ganzen Rudeln unternommen wird, ist jedes auserkorene Opfer rettungslos verloren. Alljährlich finden die Leute, und oft ganz nahe den Ortschaften, am Fuße der Gebirge und in den Talsohlen gerissenes Wild, und zwar hauptsächlich Rotwild, da von den Rehen bei dem guten Wolfsappetit gewöhnlich nicht viel übrigbleibt.

Bauern und Holzarbeiter, also Leute, die viel in den Bergen zu tun haben, werden oft Zeugen eines solchen Dramas. So rissen einmal dreizehn Wölfe in Gehweite der auf der Straße herankommenden Bauern einen Hirsch in Fetzen, von dem sie trotz Lärm und Schreien nichts als das Haupt, Knochenreste und die Läufe zurückließen.

Ich selbst war zweimal Zeuge einer solchen Hezjagd. Es war im Frühjahr des Jahres 1901, als ich zufällig dazukam, wie ein Wolf,

einer Rage gleich fest an den Boden gedrückt, an einen auf freier Wiese äsenden Hirsch heranschlich und dann, als der Hirsch flüchtig wurde, hinter ihm herstürmte. Das zweitemal hatte ich ein ähnliches Erlebnis im Jahre 1907. Der Fall ist so interessant, daß ich über ihn ausführlicher berichten will.

Es war am 22. Juni, eben zu den rumänischen Pfingsttagen, als ich mich entschloß, wieder hinauf in die Berge zu steigen. Da keiner meiner Leute mitkommen konnte, so nahm ich mir einen Bauernjungen mit, der die Führung meiner Schweißhunde übernehmen sollte. Etwa $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends hatte ich das Jagdhaus auf der sogenannten Drlater Poiniza erreicht. Rasch wurde abgelegt und dann auf einem nächst einem Durchhaue auf einem Felsblock befindlichen Hochsitze angesetzt.

Die Dämmerung war schon ziemlich vorgeschritten, als ein Rehbock knapp unter mir flüchtig passierte. Ich piff ihn sofort an, worauf er am linken Waldrande, halb vom Laube verdeckt, verhoffte. Ich zielte unter dem Fernrohre hindurch und riß Funken. Versager! Glücklicherweise hielt der Rehbock, den ich nochmals anpiff, aus, also nochmals „Feuer“. Auf den Knall war der Bock verschwunden. Ob er getroffen war oder nicht, wußte ich natürlich nicht, doch war mir ein Anschlagen und Krachen in den Stangen ein gutes Zeichen.

Ruhig verblieb ich auf meinem Hochsitze. Da es nun schon zu dämmern begann, so klappte ich das Visier nieder, um, wenn es sein mußte, nur noch mit dem Fernrohr zu schießen.

Behn Minuten mochte ich so auf meinem Felsen gesessen haben, als plötzliches heftiges Brechen und lautes Pusten von rechts her hörbar wurden.

Einen flüchtigen Bären vermutend, machte ich mich schußbereit. Immer näher und näher kam das Schnauben, wie es von einem in atemlosem Galopp dahersprengenden Pferde gehört wird, als plötzlich ein schwacher Kolbenhirsch wie das Donnerwetter mit offenem Mser den Anshau überfiel.

Mir war die Sache sofort klar, da konnten nur lautlos jagende Hirtenköter oder Wölfe dahinter sein. Und richtig, nach wenigen Sekunden kam ein starker Wolf daher, der, ebenfalls außer Atem, mit offenem Rachen und geschwungener Fahne, einem Brackierhunde gleich die Schnauze am Boden, in scharfem Tempo der Hirschfährte folgte.

Ich ging mit dem Fernrohr mit, doch der Wolf passierte so rasch, daß er, ehe ich ihn gefaßt hatte, schon den Durchhau überseht hatte.



„Lupi“ im Hausgarten mit den Kindern des Verfassers spielend



Mein erster Luchs



„Himmel, das war zu dumm! Das wird dem Hirsch die Decke kosten, oder es wird mein Rehbock gefressen werden“, bligte es mir plötzlich durch das Hirn.

Um jeden dieser Fälle zu vermeiden, blieb nun nichts anderes übrig, als einen Heidenlärm zu machen.

Ich richtete mich daher auf meinem Hochstande auf und schrie aus Leibeskräften, um dadurch die Bestie wenigstens von seinem nächsten Opfer zu vertreiben. Das wirkte! Kaum zwei Minuten danach schlich ein grauer Körper über den Durchhau, um auf meinen Pfiff hin mitten am freien Teile desselben zu verhoffen.

Nun hatte ich Zeit, das Fadenkreuz rasch einzubisfieren und Funken zu reißen.

Wie vom Blitze getroffen schlug es die Bestie zusammen, so daß sie, mir für den Augenblick unsichtbar, im hohen Grase verschwand. Rasch frisch geladen und hinzugeeilt! Als ich mich aber auf zwanzig Schritt genähert hatte, da sprang der Wolf unvermutet auf und verschwand in dem mit Birkenesträuch bewachsenen wilden Graben.

Ein nachgesandter Schnappschuß schien bei der Raschheit seiner Flucht fehlgegangen zu sein. Mir blieb nun nichts anderes übrig, als bei dem hellen Mondlicht dem Geräusch zu folgen, um vielleicht doch noch einen Schrotschuß anbringen zu können.

Behutsam folgte ich dem hörbaren Knistern im Gezweige und bald darauf sah ich auch schon den breiten, mir zugekehrten Schädel Isegrims.

Ich hielt mitten hinein. Ein Satz, und kein Laut verriet mir, ob ich getroffen oder ob der Räuber das Weite gesucht hatte. Bei dem Mondlicht war eine weitere Nachsuche eine etwas gewagte Sache. Deshalb blies ich mit dem Horne nach meinem Hundjungen, der den Auftrag erhalten hatte, bei einem eventuellen Rufe nur mit Harro, einem jungen, struppigen Saurüden, zu folgen. Lange mußte ich jedoch auf den Jungen warten. Endlich erschien er, weinend und heulend, und erzählte, daß ihn der Hund, als ich blies, vor Freude den Abhang herabgeschleift hatte, so daß er lange Zeit nicht auf die Beine kommen konnte.

Nachdem sich der arme Teufel etwas ausgeschnauft hatte, begann ich mit der Nachsuche. Aber mein Schweißhund arbeitete ganz anders als sonst. Heulend und ängstlich bellend ging er trotz Aufmunterung nur zaghaft vorwärts. Endlich schien er sich selbst darüber zu schämen

und mit einem Ruck in den Riemen ging es nun wie das Donnerwetter durch dick und dünn vorwärts.

Zwanzig Minuten mochten wir atemlos dem Hunde gefolgt sein, als mir die Geschichte endlich zu dumm wurde und ich mit der Nachsuche einhielt.

Der Wolf konnte ja unmöglich über Stock und Stein noch so weit gegangen sein. Ich befahl nun Wasilie, zum Jagdhaus hinauf zu gehen und den zweiten, vielerprobten Hund, meine dreibeinige Bracke "Sultan" zu holen.

Als ich aber sah, daß sich mein Junge fürchtete, im Walde allein so weit zu gehen, blieb mir der Weg nicht erspart. Ja, ich mußte selber hinauf, um dann mit dem zweiten Hunde die Nachsuche von neuem zu beginnen.

Mit diesem ging es schon besser, denn ich hörte, kaum daß ich ihn am Anschuß geschnallt hatte, ein unwilliges Knurren.

Als ich zu ihm kam, sah ich, wie der brave Sultan den toten Wolf ordentlich zausete. Nun war es auch klar, daß mein junger Hund Harro die ihm widerliche Wolfsspur gemieden und wir die ganze Zeit der Fährte des flüchtigen Hirschcs gefolgt waren.

Negrim lag kaum zwanzig Schritt vom Anschuß verendet im Dickicht und schien, soweit ich bei fahlem Mondlichte urteilen konnte, ein ganz respektabler Bursche zu sein. Da es mittlerweile schon elf Uhr nachts geworden war, so schleifte ich ihn in einen nahen Graben und trat dann den Rückweg ins Jagdhaus an.

Nach einer kurzen Morgenpürsche rief ich mir zwei Viehhirten herbei, durch die ich den toten Räuber zum Jagdhaus befördern ließ. Es war eine drei- bis vierjährige Wölfin, der die Kugel durch den Gang gedrungen war, wobei ihr die zwei oberen und ein unterer Reißzahn weggerissen worden waren.

Mir und den Hirten der Gegend hat die Erbeutung dieser Bestie sehr viel Freude gemacht. Ich meinerseits hatte vor allem wegen eines aufgefressenen Foxterriers mit den Wölfen dieser Gegend abzurechnen, während die Hirten von einer recht bösen Plage befreit waren, da diese Wölfin sehr häufig in ihre Schafherden einzufallen pflegte.

Eine ganz unglaubliche Geschichte, die so recht die Frechheit der Wölfe charakterisiert, hat einer meiner Leute erlebt.

Als ich einmal gelegentlich der Hirschbrunft in den Bergen weilte, wurde ich von Bauern verständigt, daß ein Bär fast allnächtlich in die Schafherde einer entlegenen Etinna (Gennhütte) einbreche.



Da ich schon oft mit solchen Nachrichten schlechte Erfahrungen gemacht hatte, sandte ich vorsichtshalber einen Soldaten zu den Hirten, um mich so von der Wahrheit dieser Nachrichten überzeugen zu lassen. Es war damals zwei oder drei Uhr nachmittags, und der Soldat saß eben mit dem Cenner plaudernd beim Feuer, als das laute Klagen des auf der Blöße weidenden Esels hörbar wurde.

Wie nun beide gleichzeitig heraussprangen, um die Ursache des Klagegeschreis des Esels zu ergründen, gewahrten sie einen Wolf, der dem flüchtenden Esel eben einen Fleischsegen aus der Keule gerissen hatte und damit im Walde verschwand.

Die Sache interessierte mich derart, daß ich es nicht unterlassen konnte, allerdings erst nach geraumer Zeit, die Verwundung des Esels zu besichtigen. Sie war bereits in bester Heilung begriffen.

Einen ekelerregenden Beweis der gemeinen Mordgier der Wölfe gibt ein anderer Vorfall.

Im Frühjahr 1907 wurde vom Finanzrespizienten Szilagyi am Posten Dusch eine kleine, 30 Stück zählende Schafherde angekauft und in einem eingepflankten Wiesenteile hart an der Finanzkaserne eingesperrt gehalten.

Als sich nun wenige Tage darauf, nach einer finsternen, regnerischen Nacht, der Besitzer morgens nach seinen Schützlingen umsah, war sein Entsetzen kein geringes, da er mit Ausnahme von zwei Lämmern alle blutbefudelt und verendet vorfand.

Auch die zwei noch lebenden Tiere waren derartig verletzt, daß sie getötet werden mußten.

Die Untersuchung ergab nun, daß zwei Wölfe über die Einzäunung gesetzt waren. Sie hatten, ohne daß es jemand in der Kaserne vernommen hätte, die ganze Herde abgewürgt, aber auch nicht ein einziges Stück davon verzehrt. Dem hart betroffenen Respizienten blieb nichts anderes übrig, als die brauchbaren Stücke abstreifen und alles andere verscharren zu lassen.

Interessant ist dabei, daß sich im gleichen Pferch noch eine Kuh samt Kalb befanden, die aber merkwürdigerweise diesem Blutbade entronnen waren.

Im gleichen Herbst wurde in der sächsischen Gemeinde Klein-Schell ein Pferd von der Weide heimgetrieben, dem Wölfe in der Nacht an mehreren Stellen Fleischsegen vom Leibe gerissen hatten.

Eine ähnliche Tragödie erlebte auch vor Jahren der Administrator des königlichen Gensreviers Tarata Podragu, Lukas Rag. Er befand

sich eben auf einem Dienstgange durchs Revier, als er in einer Dichtung klagende Laute und starkes Brechen des Buschwerks vernahm. Neugierig über die Ursache, schlich er langsam heran und fand dort zu seiner nicht geringen Überraschung einen gänzlich entkräfteten dreijährigen Keiler, aus vielen offenen Wunden schweißend, der durch das Hinzukommen des Oberjägers von einer heftigen Attacke einer Rotte Wölfe befreit worden war. Eine Kugel erlöste ihn von seinen weiteren Qualen. Wie dreist Wölfe werden können, wenn sie der Heißhunger quält, sollen noch einige Fälle berichten, die sich nicht weit von meiner alten Garnisonstadt ereigneten. Da trieb z. B. vor Jahren von der Gemeinde Bell her entlang eines Feldweges durch hohen Mais ein Bäuerlein seine Kuh nach der sächsischen Gemeinde Stolzenburg zu Markte. Er hatte nahezu die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ganz plötzlich aus einer Maistafel ein Wolf auf den Rücken der Milchträgerin sprang, um sich dann in die Halsmuskulatur derselben festzubeißen. In seinem ersten Schrecken schrie der Mann aus Leibeskräften, was glücklicherweise nahe Mäher herbeilockte, die bald zur Hand waren, die flüchtige Kuh einholten und mit den Sensen den festverbissenen Wolf derart verwundeten, daß er stark schweißend von der Kuh abließ und schwerkrank in den Mais kroch. Der glückliche Zufall wollte es, daß ein durch das Geschrei zufällig herbeigeeilter Feldhüter durch einen Fangschuß der Bestie den Garaus machen konnte.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich unweit der letztgenannten Gemeinde. Ein Schaffhirt folgte auf der Reichsstraße seiner durch einen Jungen getriebenen Lämmerherde, dabei ein krankes Stück am Rücken tragend, als plötzlich ein Wolf unerwartet auf ihn zusprang, das im Nu abgeworfene Schaf erfaßte und damit flüchtig werden wollte.

Doch der Gioban, mit solchen Ereignissen vertraut, schlug dem Wolf mit seinem Stock einen derart wuchtigen Hieb über den Schädel, daß er betäubt vom Schafe abließ. Zur Stadt fahrende Bauern, die diese Szene mit angesehen hatten, eilten sofort dem Giobane mit verschiedenen in der Eile aus dem Wagen entnommenen Holzstücken zu Hilfe, und so wurde Isegrim mit vereinten Kräften einfach zu Tode geprügelt und zur Stadt gebracht.

Nicht selten kommt es auch vor, daß Hunde von Wölfen abgefaßt werden, während diese laut jagend hinter einem Hasen oder Fuchs einherstürmen.

So geschah es, daß einem meiner Waidgenossen, Hauptmann Krauß des Infanterie-Regiments 31, gelegentlich einer Brackade auf

Hasen zuerst ein Hase, dann der Hund und hinterher der Wolf kamen. Leider ging die dem Letzteren zuge dachte Kugel in die Stangen.

Auf dem nahe unserer Stadt gelegenen Gößenberge wurde eine Bracke gelegentlich einer Jagd von einem starken Wolf angefallen, und nur der glückliche Zufall, daß der Jäger, das Klagen seines Hundes hörend, gleich zur Hand war und durch einen glücklichen Schuß die gierige Bestie niederstreckte, rettete dem braven Hund das Leben. Daß Wölfe auf den Fieplant des blattenden Jägers in unseren Bergen zustehen, ist nichts Seltenes, und ich könnte diesbezüglich auch manchen interessanten Fall berichten.

Solche und viele ähnliche Geschichten über das Leben und Treiben dieser blutrünstigen Raubtiere ließen sich noch in langer Reihe erzählen, doch würde deren Schilderung zu weit führen. Ich will daher nur das berichten, was ich im Verlaufe der vielen Jahre hier in den Bergen und im Flachlande der unteren Donau selbst erlebt habe.

Wölfe und immer wieder Wölfe sind die ständige Ursache zur Klage unserer Gebirgsjäger, die niemals ungestört die Perle unserer Hochjagd, die Hirschbrunft, genießen können. Überall tauchen störend diese Bestien auf, die die Liebesfreunden unseres Hochgeweihten plötzlich unterbrechen.

Dort, wo Wölfe einen Reviertheil beunruhigen, da ist's mit der Pürsche aus. Kein Brunnstschrei läßt den Wald erzittern, kein Stück Wild tritt auf Blößen und Schlägen aus, alles versteckt und verkriecht sich scheu im dichten Tann oder Latschengewirr. Vergeblich ist dann jede Mühe des eifrigsten und erfahrensten Waidmannes, und wenn nicht gerade sehr glückliche Zufälle mitspielen, wird er kaum Erfolge zu verzeichnen haben.

Ich selbst hatte leider auch durch diese Räuber öfters viel zu leiden, indem sie das Rotwild stark beunruhigten, und als ich endlich durch Errichtung eines Hochsitzes in der Nähe eines guten Wechsels mein Ziel erreicht zu haben glaubte, da hörte ich statt des erwarteten Brunnstschreies das widerliche Geheul eines Wolfes schaurig durch den stillen Abend schallen, so daß ich, die Nutzlosigkeit weiterer Ansätze und Pürschversuche erkennend, meinen Rucksack schnürte und in andere Jagdgesilde abzog.

Es ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, daß hierzulande mit der Intensität der Hege des Nutzwildes das Raubzeug eigentlich zunimmt. Eine Beobachtung, die in den letzten Jahren allge-

mein gemacht wird und mit der viel leichteren Erlangung des Fraßes in selbstverständlichem Zusammenhang steht.

Selbst die Gewährung eines verhältnismäßig hohen Abschußgeldes durch den Staat kann der raschen Vermehrung dieser Bestien nicht Einhalt thun. Daß es früher weniger Raubwild gab als jetzt, ist mir ziemlich einleuchtend. Damals, als die Jagd frei war, konnte jedes Bäuerlein seine Karttaune ins Gehölz mitnehmen, jeder Hirte konnte auf Wolf und Bär feuern, wenn sie in seine Herde brachen.

Zeigten sich Wölfe in den Buschwaldungen der Gemeinden, so eilten groß und klein mit den Bauernjägern hinaus, rasch waren sie eingekreist und bei der eminenten Ortskenntnis der Leute auch im Nu alle Wechsel besetzt, so daß es selten vorkam, daß nicht mindestens ein oder zwei dieser gefürchteten Herdendiebe von den Bauern über den Haufen geschossen wurden.

Jetzt steht die Sache freilich anders. Die Verpachtung der Reviere um verhältnismäßig hohe Beträge, die damit verbundene Einstellung der freien Jagd, der Steuerzwang für Gewehr und Jagdbefugnis, das sind alles Dinge, die dem Bauernjäger das Handwerk gelegt haben.

Jetzt sind es nur noch wenige Wildheger, die die Beaufsichtigung der Reviere unter sich haben, aber infolge ihrer gleichzeitigen landwirtschaftlichen Betätigung sich auch nicht in jenem Maße der Raubzeugverteilung widmen können, wie es notwendig wäre. Macht Raubzeug Schaden, müssen von Amts wegen Treibjagden angesucht werden, die aber, dem langwierigen Dienstgange entsprechend, dann erst abgehalten werden, wenn sich schon kein Schwanz mehr in der ganzen Umgebung zeigt.

Und schließlich dies unglückselige Vergiften! Meist sträuben sich die Gemeinden, im Glauben, es ginge dabei auch ihr Weidevieh zugrunde, die Bewilligung hierzu zu erteilen. Oder das Strychnin und die so viel gepriesenen Cyangranaten sind derartig schlecht, daß sich, mit Ausnahme einiger Magenbeschwerden, die Wölfe heil aus dem Staube machen, um lieber statt hartgefrorener Ackergänse lebenswarmes Rot- und Rehwild zu reißen.

Ich halte den Abschuß am Ansitze bei frischgerissenem Wilde und insbesondere jenen bei systematisch herangeköberten Wölfen an der Luderhütte für das Beste, wenn es auch etwas zeitraubend ist und Geduld erfordert.

Abgesehen davon, daß am Luderplatze der Wolf sich bald heimisch

fühlt, hat auch der Ansitz dort den Vorteil, daß man, falls die Luderhütten gut angelegt sind, auch recht häufig auf anderes Raubwild zu Schuß kommen kann. Was aber das Wertvollste an der Sache ist, das ist der Genuß ungestörter Beobachtung des Wildes und schließlich auch die Möglichkeit, solche interessante Augenblicke photographisch festzuhalten.

Ja, schon die Beobachtung der Kolkraben am Aase, mit ihrer ungeheuren Vorsicht, ihren raschen Bewegungen, das Zerren, Kaufen und Schreien bietet einen nicht zu unterschätzenden Reiz. Wie erst aber dann, wenn der König der Lüfte mit seinen scharfen Fängen Fuß faßt und ganze Felsen aus dem toten Gaule reißt, oder gar ein Fuchs scheu und vorsichtig stundenlang außer Schußweite umherstreicht.

Die zahllosen Ansitze haben mir da manch genußreiche Stunde verschafft und ich will hier einige Fälle beschreiben.

Grane Nebelschwaden, bei kaltem, unfreundlichem Wetter bedeckten die Häupter unserer Karpathischen Alpen, als ich am 18. Januar 1908 dem telephonischen Rufe eines unserer Jäger folgend, der zwei Wölfe aus nächster Nähe am Luderplatze beobachtet hatte, in die Berge ritt.

Während der Schnee auf den Nordseiten und im Nadelwalde ziemlich hoch lag, war er an den Südlehnen hinweggetaut, allwo sich zahlreiche Schafherden weidend umhertrieben, zu denen sich ja naturgemäß die steten Begleiter derselben, zahlreiche Wölfe, in den angrenzenden Waldbeständen eingefunden hatten.

Beim Jagdhaufe eingetroffen, hörte ich unausgesetztes Hundegebell nächst der etwa 20 Minuten entfernten Luderhütte, in welches auch mein mitgeführter Schweißhund alsbald einstimmte. Mir war die Sache recht ärgerlich, vermutete ich doch Schafshunde am Pferdekadaver, die sich daran gütlich taten.

Nun, denen wollte ich das Handwerk schon legen. Ich befahl meinem Manne, nachdem ich einen warmen Imbiß zu mir genommen hatte, Pelz und Decke mitzunehmen, und eilte dahin.

Als ich mir aber dort die Situation genauer besah, stellte ich fest, daß knapp vorher am Luder ein Wolf gewesen sein mußte, der von den Schäferhunden gespürt und unausgesetzt angeklafft worden war, welchem Konzerte sich naturgemäß mein Schweißhund Sultan auch angeschlossen hatte.

Der Wolf mußte durch das Knistern des hartgefrorenen Schnees unser Kommen gehört haben und hatte sich aus dem Staube gemacht.

Nun, bis zum nächsten Tag war ja für ein Wiedersehen genug Zeit vorhanden. Etwa 3 Uhr nachmittags kroch ich in die Luderhütte ein, wo ich, gut in meinem Pelz und Decke verwahrt, der Dinge harren wollte, die da kommen sollten. Da bis etwa 10 Uhr abends sich nichts einstellte, krochte ich mir noch einen See und legte mich dann auf der Bank zur Ruhe nieder, um morgens wieder bei gutem Büchsenlichte auf Isegrim zu warten.

Halb neun Uhr morgens war es, als sich erneut das Hundegebell hörbar machte. Das war mir ein gutes Vorzeichen, und richtig, nicht lange währte es, da schob sich eine graue Masse durch das Gesträuch. Ein breiter Schädel wurde sichtbar und alsbald stand ein mächtiger Wolf vor mir, der in der Richtung des Hundegebells mit nach links gewendetem Haupte sicherte.

Die kräftigen Läufe, der nach rückwärts abfallende Rücken und der dicke, mit einer starken Mähne versehene Hals ließen mir das Raubtier einer Hyäne gleichen.

Mein Drilling lag schon im Anschlage, und nachdem ich mir dieses interessante Bild eine kurze Weile genau betrachtet hatte, hielt ich mitten aufs Blatt und ließ krachen. Eine gewaltige Flucht, und wenige Schritte davon lag Isegrim, aller weiteren Bentezüge für immer enthoben, regungslos in seinem Schweisse. Das damals von mir verwendete Stahlkerngeschosß hatte sich durch das Aufschlagen auf eine Rippe sofort geteilt. Der Bleikern durchschlug mit einem Ausschusse in der Größe eines Fünfkronenstücks die jenseitige Rippenseite, während der Stahlkern als Querschläger mit einem seiner Länge entsprechenden Loche auf Handbreite daneben die jenseitige Blattseite durchrissen hatte. Der Wolf machte mir wirklich Freude. Es war ein starker Rüde von 62 Kilo Gewicht. Knochen und Hautfetzen mit langen Wollsträhnen im Pansen waren ein beredtes Zeugnis dafür, daß Meister Isegrim nicht lange vorher in eine Schafferde eingebrochen war.

Meist sind es Wölfinnen, die die Führer der Rotten sind. — Sie sind stets die kühnsten und verwegensten bei Überfällen und die ersten beim Hegen hinter dem Wilde. — Alte Wölfe schleichen hingegen, die Ranzzeit ausgenommen, meist einzeln durch den Busch. — Ursprünglich gefährliche Feinde aller Lebewesen vom Rind bis zum Hasen, sinken sie in späterem Alter zu einfachen Mäusejägern, Aas- und Unratfressern herab. —

Wie alt ein Wolf werden kann, hat, glaube ich, wohl niemand recht ermitteln können. Im allgemeinen nimmt man aber an, daß er etwa mit dem 20. bis 25. Lebensjahr sein Räuberdasein beschließt. — Hunger und Krankheiten machen ihm dann den Garauß. — Unfähig, Wild und Haustiere zu reißen, gräbt er in späterem Alter nach Mäusen, fängt Frösche, Käfer und Schlangen, da sein gänzlich abgekauenes Gebiß ihm keine andere Jagd mehr gestattet. — So wurde zum Beispiel vor Jahren im Revier Guraro bei einem ausgelegten Luder ein Wolf vergiftet, dessen Mahlzähne bis auf den Kiefer herab glatt abgekauet waren, so daß es gänzlich ausgeschloffen gewesen wäre, mit diesem Gebiß noch irgendein größeres Tier als etwa den Hasen zu fassen und zu reißen. —

Da der Schädel dieses Wolfes mir von ganz besonderem Interesse schien, so übergab ich ihn behufs fachmännischer Beurteilung dem Regimentstierarzt des Feldhaubigenregimentes, Dr. Hored, der nach genauer Untersuchung mir nachstehende Daten in liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellte:

„Beurteilung eines Wolfesgebisses: Der von mir untersuchte Kopf eines Wolfes, an dem sich merkwürdige Veränderungen der großen und kleinen Kieferbeine, der Zahnfläche und Zähne zeigten, ergab folgendes Resultat:

Alle vorgefundenen Veränderungen, und zwar das Fehlen einiger Backenzähne — andere Zähne sind nur noch als Stumpfen vorhanden —, der stark gestreckte Unterkiefer, die hohen, stark abgenützten Haken- oder Reißzähne, die dünnen Wände der Zahnsäcker und des Kiefers selbst, ferner die teilweise Lostrennung von Knochenschichten in Form von dünnen Blättchen und die poröse Beschaffenheit der Kieferknochen sind nicht als pathologische Veränderungen anzusehen, sondern nur als senile Erscheinungen aufzufassen, wie wir sie bei vielen Tieren finden, die verhältnismäßig ein hohes Alter erreichen. Das Ausfallen der ersten Backenzähne im höheren Alter ist namentlich beim Wolf und Hund ziemlich häufig, da die Wurzeln der Hakenzähne sehr breit, von außen nach innen plattgedrückt sind und tief im Kiefer stecken, so daß sie die ersten Backenzähne übergreifen, wodurch diese früher ausfallen. Von dem Moment an, wo die Zähne verlorengehen, treten dann auch an den Zahnflächen und am Kiefer selbst mit der Zeit Veränderungen ein, wie sie sich eben auch an diesem Kopfe vorfinden.

Wir finden bei älteren Hunden und Wölfen die Spitzen der Backen- und Hakenzähne abgerieben, so daß oft nur noch die mittlere, höchste Spitze übrigbleibt. Die Kronen der Schneidezähne verkleinern sich im höheren Alter auch, und man sieht bei alten Tieren häufig nur kleine Stumpfen in den Kiefern stecken.

Das vor mir liegende Gebiß eines notorisch 33 Jahre alten Pferdes zeigt ganz ähnliche Veränderungen wie dieses Wolfsgebiß. Sehr stark gestreckten Kiefer, die Zähne sehr klein und ganz locker im Zahnsack steckend, der Kiefer ist an manchen Stellen stark porös, an anderen Stellen wieder hebt sich die obere Knochenschicht in Form von kleinen Blättchen ab.

Der Knochen zeigt ein bröckliges Aussehen. Mich stützend auf die vorhandenen Veränderungen schätze ich den Wolfschädel auf über 20 Jahre.“

Wie eingangs erwähnt, halte ich den Anfsitz bei der Luderhütte als die verhältnismäßig lohnendste Art, um den Wolf durch Pulver und Blei auf waidgerechte Art zu erbeuten.

Wenn auch der Jäger bei der Ruhelosigkeit des Wolfes auf eine harte Geduldsprobe gestellt wird, da er bis zum sicheren Erfolg manchen Abend, manche Nacht und manchen Morgen in ununterbrochener Folge bei allen Kältegraden lauern muß, bis seine Mühe belohnt wird, so hat die Luderhütte doch den immensen Vorteil, daß sich dem Jäger hier Bilder einprägen, die ihm für die Zukunft unvergesslich sind.

Ich will daher von der Beschreibung der bei Treibjagden und Pürschen von mir erlegten Wölfe absehen und hier lieber im nachfolgenden noch einige meiner Erlebnisse auf der Luderhütte schildern.

Graue, düstere Wolkenmassen lagen regenschwer über unseren Karpathischen Grenzbergen, als ich frühmorgens am 21. Dezember des Jahres 1907 dem am Fuße des Zibinsgebirges gelegenen Dorfe Guraro entgegenfuhr.

Ein feiner Sprühregen, mit einzelnen Flocken untermischt, war der erste Morgengruß, mit dem ich am Ortseingange empfangen wurde.

Eine recht ekkige Fahrt, da sich zu dem feinen Regen auch noch ein empfindlich kalter Wind hinzugesellt hatte. Kurz, für einen Jagd- zug nicht die besten Chancen. Doch blieb mir nichts anderes übrig, als auch unter diesen Umständen den Aufstieg in die Berge anzutreten, war ich doch gezwungen, eine neuerbaute Luderhütte zu übernehmen.

Vorsichtshalber hatte ich gleich nach Fertigstellung der Arbeiten

ein Pferd dort eingegraben und ein zweites darüber legen lassen, um eventuell, falls dieses angenommen sein sollte, dort mein Heil im Ansatze zu versuchen. Nach dreistündigem steilem, und bei dem regnerischen und windigen Wetter ziemlich unangenehmem Aufstiege hatte ich die Erdhütte erreicht, wo eben einer unserer Jäger mit den letzten Arbeiten beschäftigt war.

Meine Freude war nicht gering, als ich auch gleichzeitig die Wahrnehmung machte, daß das eine der Luderpferde bis auf Rippen-, Wirbel- und Schädelknochen von den Wölfen gänzlich aufgefressen war.

Nach den zahlreichen frischen Fährten zu schließen, dürften diese noch am selben Morgen darangewesen sein.

Bei Vermeidung eines jeden lauten Wortes ließ ich nun alle Knochenreste, die allseits verstreut umherlagen, sammeln und zur vergrabenen Mähre legen. Rasch wurde in der nächsten Gennhütte abgekocht und dann, mit Pelz und Decken wohl versehen, in die Luderhütte eingefahren.

Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr nachmittags kamen schon die ersten Gäste, zwei Kolkkraben, die mich durch ihr vorsichtiges und scheues Wesen fast eine ganze Stunde hindurch unterhielten.

Um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr ließ die Tageshelle schon merklich nach, und wenn auch das feine Schneetreiben nachgelassen hatte, so lagen doch schwere, graue Wolkenmassen über dem ganzen Gebirge.

Immer dunkler und trüber wurde es vor der Scharke, was zur Folge hatte, daß sich mein Soldat, der mit im Kotter saß, fest in eine Ecke schob und alsbald einschlief.

Ich gönnte ihm von Herzen diesen Schlummer, war doch auch ich nahe daran, die Augen zu schließen. Doch als er zeitweise einen grunzenden Laut von sich gab, da schob sich unsanft mein Ellbogen zwischen seine Rippen, so daß auf kurze Zeit die Ruhe wieder hergestellt war.

Als ich aber sah, daß dies auf die Dauer auch nichts nützte, befohl ich ihm, sich zu meinen Füßen, in eine Decke gehüllt und den Mantel über den Kopf gezogen, am Boden auszustrecken.

So mochte ich nahezu eine Stunde regungslos dageessen haben, als plötzlich links von mir ein dunkler Körper aus dem Walde trat. Ein Wolf. Vorsichtig schnupperte er am Boden umher und suchte die Stelle ab, wo er die Knochenreste eines Hinterfußes zurückgelassen hatte.

Da, noch ein zweiter und wenige Sekunden später trat auch noch ein dritter Wolf aus dem Waldbestande auf die schneebedeckte Fläche hervor.

Nach allen Seiten hin Wind nehmend, standen sie zeitweise still, dann aber suchten sie, immer vertrauter werdend, nach Knochen und Hautfetzen umher. Langsam näherten sie sich dem Kadaver, schritten dann seitlich daran vorbei und sicherten wieder nach der anderen Seite des Waldes hin. Einer verhoffte hocherhobenen Hauptes links der Scharte, indes die anderen zwei sich bis auf kaum zehn Gänge dem Gerippe genähert hatten. Langsam schob ich den Drilling durch das Schußloch hindurch, denn die Wölfe standen nunmehr so dicht beisammen, daß sie beide mit einem Schusse zu haben waren.

Vorsichtig, nur millimeterweise, gleitet mein Lauf nach vorwärts, indes das Auge das Halbdunkel des Abends zu durchbohren sucht.

Nun behutsam in Anschlag und dann Funken gerissen.

Doch zum Kuckuck, was war das? Noch bevor der Schuß bricht, stiebt der linke Wolf wie ein Blitz zum Teufel, und ehe ich es noch fassen kann, folgen ihm auch schon die zwei anderen nach. Hatten sie die Bewegung meines Laufes gesehen oder das Atmen meines Mannes vernommen? Ihre Flucht war mir ein Rätsel. Kurz, sie waren fort und meine Stimmung eine recht ärgerliche. Da horch! ein lautes Knistern und Rauschen des Schnees links neben der Hütte. Ich neige mich vor, um, durch die Scharte blickend, die Ursache dieses Geräusches zu ergründen. Da stürmt eine mächtige schwarze Masse wie ein Pfeil an mir vorbei, um unweit des Pferdes zu verhoffen. Ein Bär, zuckt es mir plötzlich durch das Hirn, als auch schon die drei Wölfe von verschiedenen Seiten das schwarze Ungetüm anfallen.

Dieses aber schnellst einer Kugel gleich auf den ihm nächsten zu, so daß dieser mit einem gewaltigen Satz zur Seite dem wuchtigen Anprall mit knapper Not entrinnt. Zweimal wiederholt sich das gleiche Manöver.

Dreist fallen diese Raubtiere den Keiler, denn ein solcher war es, an.

Zweimal weichen sie den heftigen Angriffen des grimmigen Bassen aus.

Endlich nach einer dritten Attacke verschwindet der Schwarzrock in den schützenden Wald, indes die drei Wölfe ihm flink auf der Fährte folgen. Ein mir unvergeßliches Bild.

Obwohl ich bereits zweimal Zeuge einer Wolfshege hinter Rotwild war, hatte ich doch bisher noch nicht Gelegenheit gehabt, aus so unmittelbarer Nähe einen Angriff auf ein so wehrhaftes Tier, wie es eben ein Keiler ist, zu beobachten. Mit ungeheurer Flinkheit setzten sie dem Bassen zu.

Ich war noch in Gedanken bei Wölfen und Schwarzrock, als schon eine dieser Bestien wieder vor mir auftauchte. Die zwei anderen folgten bald danach. Wieder begann das vorsichtige Umkreisen des Kadavers, wobei ein Wolf auf fast 15 Schritte bei der Scharte vorbeinwechselte. Endlich schienen sie sich vollständig von der Gefahrlösigkeit der Umgebung überzeugt zu haben, denn nun schritten sie im Gänsemarsche langsam an das Gerippe heran.

Der vorderste und größte stand einen Augenblick still und wendete sich dann, um sich einen Fegen aus den Rippen des Mases herauszureißen.

Mein Drilling lag im Anschlage, und vorsichtig, wie es eben bei der herrschenden Dunkelheit geboten war, hielt ich nach wiederholten Zielversuchen mitten ins Schwarze und gab Feuer.

Durch den Feuerstrahl hindurch sah ich zwei Wölfe flüchtig abgehen und nichts weiter. Eilig trat ich heraus, um dem vermutlich schwer getroffenen Wolf den Fangschuß zu geben. Doch nichts rührte sich. Kein Laut, keine Bewegung. Sollte ich denn gefehlt haben? Das schien mir trotz der herrschenden Dunkelheit denn doch nicht gut möglich. Etwas gedrückter Stimmung trat ich vorsichtig an das Luder heran, um den Anschuß nach Schweiß und Schnitthaaren zu untersuchen. Doch welch freudige Überraschung! Da lag er ja: mausetot, ein kapitaler Wolf, der, ohne einen Laut von sich zu geben, wie vom Blitze erschlagen im Feuer geblieben war. Meine Freude war aber um so größer, als ich feststellte, daß es eine starke Wölfin war, die hier ihren Heißhunger mit dem Leben bezahlt hatte. Rasch wurde sie herbeigeschleift, unter eine umgestürzte Tanne gestreckt und dann als Belohnung für die ausgestandene Geduldsprobe ein warmer See gekocht, der die steif und kalt gegessenen Glieder wieder erwärmte.

Nachtsüber kam nichts. Dafür hatte ich morgens darauf ein anderes Erlebnis. Als ich nämlich 9 Uhr vormittags, also nach siebzehnstündigem Ansetze, aus meinem finsternen Loch hervorkroch und mir am Schnee den Kampfplatz zwischen Keiler und Wölfen besah, strich von mir unbemerkt ein prächtiger Steinadler herbei, der aber, als

ich mich zufällig umsah, mich bemerkend, kehrt machte und zwischen den Bäumen meinen Augen entschwand.

In der zweiten Nacht war auch nichts erschienen. Die Wölfe hatten, ohne daß ich dies wußte, am gegenüberliegenden Talhange einen zweiten Pferdekadaver gefunden, den sie sich dann gründlich zu Gemüte führten.

Ein andermal sah ich ein brechendes Rudel starker Gauen, das von sieben Wölfen umkreist wurde, wobei die Gauen den Wölfen scheinbar keine Beachtung zollten, da sie lange Zeit friedlich nebeneinander blieben.

Diese auffallend zutrauliche Stimmung konnte ich mir nur so erklären, daß entweder unter den Gauen ein sehr starker Keiler stand oder, was wohl das Glaubwürdigste sein dürfte, daß die Wölfe, zum Plazen vollgeessen, keine Angriffslust zeigten, denn sonst hätte diese Idylle wohl kaum so lange angehalten.

Das gleiche Jahr war mir, was Wölfe anbelangt, ziemlich hold, da ich deren vier erlegen konnte, den letzten durch einen Zufall bei der Hahnbalz.

Es war am 28. April des Jahres 1911. Nachtsüber war eine drei Finger hohe Neue gefallen, die mir am Morgen das Abspüren außerordentlich erleichterte.

Ein unweit des Jagdhauses gespürter Rehbock sollte diesmal erbeutet werden.

Ich machte mich daher gleich nach Morgengrauen auf, um mir über den Einstand des Gesuchten Gewißheit zu verschaffen.

Die laue Frühlingsluft, dazu das blanke Weiß des Aprilschnees, vereint mit dem balsamischen Dufte des Nadelwaldes, erhöhten meinen Latendrang.

Ein göttlicher Morgen war erstanden. Frohen Mutes verließ ich das Jagdhaus, und voll der besten Hoffnungen zog ich hinaus in den Tann, war es mir doch, als ob mir eine innere Stimme zurief, heute gib't's was Interessantes zu erleben.

Und so war es auch. Kaum hundert Schritte vom Jagdhaus entfernt, stieß ich schon auf eine ganz frische Bärenfährte. Bravo, das war mein Fall. Durch dick und dünn folgte ich der gut kenntlichen Fährte, bis sie sich nach abwärts durch den Fichtenwald gegen unseren Luderplatz wendete. Famos, dachte ich mir, der ist an den Pferdehochen, den bekomme ich dort. Rasch wurde eine wärmere Jacke aus dem Jagdhaus in den Rucksack gesteckt, und vorwärts eilte ich, um

auf einem Pürschsteige entweder Meister Braun den Weg abzuschneiden oder ihn gar schon dort beim vergrabenen Ganal an der Mahlzeit zu treffen. Nahe der Luderhütte schlich ich vorsichtig heran, doch kein Laut ließ sich dort vernehmen. Der Kadaver lag unberührt am Fleck, nur einzelne frische Fährten, die aber nicht vom Bären herrührten, ließen erkennen, daß etwas dort Umschau gehalten hatte.

Um nichts zu vergrämen, trat ich gar nicht an das Luder heran, sondern schob mich lautlos in die Luderhütte ein, um dort aus sicherem Verstecke das Erscheinen des Bären abzuwarten. Da es aber darin sehr kühl war, so zog ich meine wärmere Jacke an und nahm mir vor, trotz des draußen so verlockenden herrlichen Sonnenscheins, bis 9 Uhr in der dumpfen Kause zu verbleiben. Die Uhr wurde hervorgezogen, es war $\frac{1}{4}$ 6 Uhr. Noch warme Handschuhe und dann in Geduld dageessen.

Ich setzte mich bequem der Scharte gegenüber und lugte nun durch das Schußloch hinaus.

Doch, was zum Ruckuck ist das? Ist's Vision oder Wirklichkeit? Vor mir stand auf wenige Gänge, wie ein Deus ex machina, ein starker Wolf, der nach allen Seiten hin sicherte.

Wirklich ein leibhaftiger Wolf. Das war kein Trugbild der Phantasie. Isgrim in seiner vollsten Größe und Natürlichkeit.

Meine Hand griff langsam nach dem Stutzen, und vorsichtig schob ich dessen Lauf zur Scharte hinaus. Der Wolf hatte sich mittlerweile ganz breit vor mich gestellt und äugte vertraut nach links hinüber. Ruhig nahm ich ihn aufs Korn, als im gleichen Moment ein Schatten knapp vor meiner Büchse vorbeihuschte. Ein Blick dahin, und meinen Augen präsentierte sich ein mächtiger Wolfsrüde, der rechtsseitlich verhoffend stehenblieb. Zum Schießen stand er mir zu ungünstig und viel zu schief zur Seite. Ich visierte daher nochmals den ersten Wolf an und ließ dann krachen.

Eine Schneewolke stob auf, der getroffene Wolf drehte sich, nach dem Einschusse beißend, dreimal um sich selbst und ging dann in mächtigen Gluchten ab.

Das war doch eine Überraschung. Kaum zehn Minuten dageessen und schon zwei Wölfe vor dem Rohr! Ich sprang zur Hütte hinaus an den Anschuß und fand gleich Schweiß, doch merkwürdigerweise nur ganz feine kleine Tröpfchen. Aufmerksam folgte ich der Fährte, die sich bald mit jener des zweiten Wolfes vereinigt hatte, doch verlor

sie sich schnell, da sie durch den von der Sonne abtauenden Schnee gänzlich unkenntlich wurde.

Gefehlt konnte ich nicht haben, da ich genau das Schußzeichen gesehen hatte. Doch das bißchen Schweiß bei meinem vielbewährten Achtmillimeter? Da stimmte etwas nicht. Im übrigen war ich bald mit mir im reinen. Meine Hunde würden schon Bescheid wissen. Rasch war das Horn aus dem Rucksack hervorgeholt, und alsbald erhielt ich durch lautes Hundegebell Antwort auf meinen weithin schallenden Ruf. „Hopp, hopp“ klang von meinem Burschen herüber, der nun mit meinen zwei Braven im eiligsten Tempo herankam. Wie Rosse legten sich die zwei Hunde in die Riemen, wußten sie doch, daß es nunmehr Arbeit für sie gab.

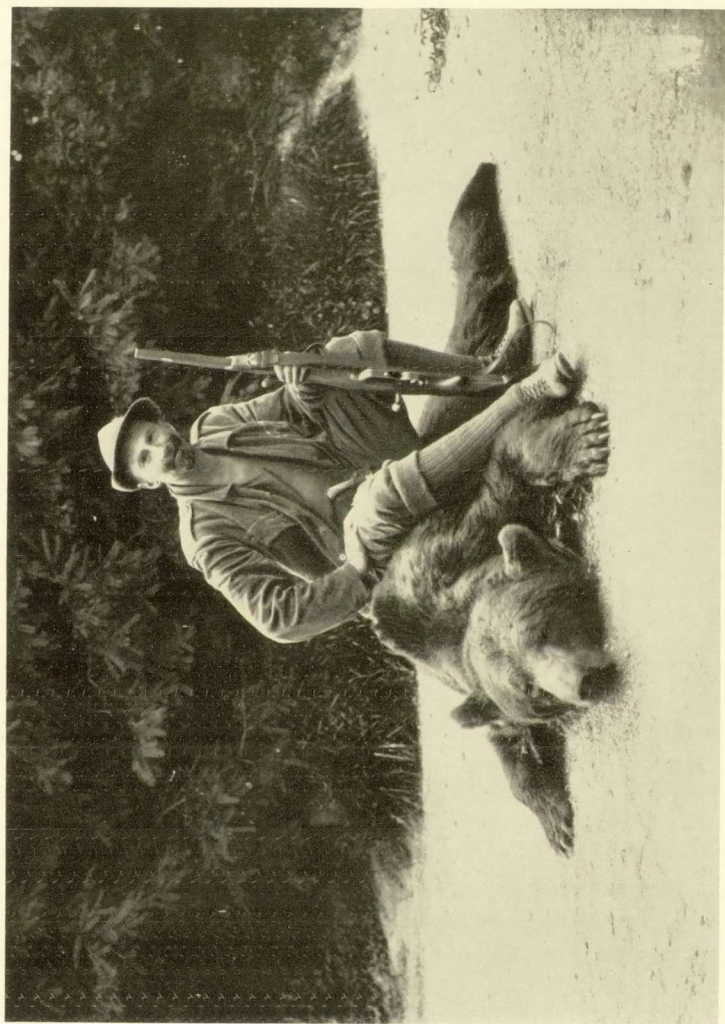
Raum 20 Minuten, und Bursch und Hunde waren zur Stelle. Beide brannten aufs Losgehen. „Hadubrand“, mein wilder Foxterrier, ging, als er geschnallt wurde, wie ein Pfeil ab, indes mein großer Rauhbart „Harro“ sich wuchtig in die Riemen legte, um den ihn führenden Mann hinter sich herzuschleifen.

Horch! „Hadubrand“ gab schon Standlaut. Ein wütendes Knurren, und wir kamen eben zurecht, um zu sehen, wie der wilde Terrier den Wolf an der Mähne gefaßt hatte und derartig beutelte, daß die beiden Kinnladen klappernd aneinander schlugen. Rasch waren wir auch zur Stelle. Eine kapitale Wölfin lag vor uns da. Die Kugel hatte, links eintretend, den Wanst durchschlagen und war mit fast gleich großem Ausschusse jenseits herausgetreten, indes ein langes Darmstück aus der Wunde hervorhing, so daß naturgemäß kein Schweiß hindurchsickern konnte.

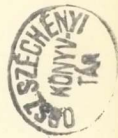
Mit Mühe wurde „Hadubrand“ losgemacht und dann die Wölfin zum Luderplatz getragen, um dort abgestreift zu werden. Hier angelangt, hezte ich nochmals meinen „Rauhbart“ an, der nun mit dem „Foxl“ vereint reinbiß, was das Zeug hielt. Erfreulicherweise glückte mir auch eine Momentaufnahme, welche diese schneidige Szene festhielt, ist es doch eine große Seltenheit, daß Hunde mit einer solchen Schneid ihren sonst so gefürchteten Todfeind anfallen.

Mich interessierte es nun aber, woher diese beiden Wölfe gekommen sein konnten, und als ich deren Fährten nachging, bemerkte ich erst, daß ein ganzes Rudel von sieben bis acht Stück um mich her gewesen sein mußte, von denen ich jedoch nur diese beiden durch die Scharte gesehen hatte.

Auf meinen Schuß waren sie natürlich nach allen Windrichtungen



Nach acht Nächten Anfiß erlegt





Ilse heult, weil die Bärenkinder fragen

auseinandergestoben, so daß eine weitere Folge gänzlich aussichtslos gewesen wäre. Als wir nun ans Abstreifen der Wölfin und Untersuchung des Mageninhaltes schritten, stellte es sich heraus, daß sie mit neun Jungen dick war, die bereits die Größe von Feldmäusen hatten. Im Magen selbst waren jedoch nur einige Grasbüschel.

Meinem Burschen die weitere Arbeit überlassend, ging ich nun daran, wieder die Fährte des Bären aufzunehmen, die mich jedoch durch volle zwei Stunden durch Kreuz und quer führte, ohne daß es mir möglich geworden wäre, Pez selbst zu Gesicht zu bekommen.

Schließlich führte mich die Fährte in das dichteste Waldgewirre, wo der nasse, noch meterhohe alte Schnee ein Fortkommen ungemein erschwerte, so daß ich mich entschloß, eine weitere Folge aufzugeben und einen gebahnten Pfad zu erreichen. Vom traufenden Schnee gänzlich durchnäßt, hatte ich endlich etwa 10 Uhr vormittags eine Kommunikation erreicht, auf der ich nun in flottem Tempo dem Jagdhaus zustrebte. Ich mochte jedoch kaum einige hundert Meter marschiert sein, als es mich wie einen Fegen zusammenriß. Ein graues Tier schob sich eben unter einigen Fichtenzweigen durch. Bär oder Wolf zuckte es mir momentan durch das Hirn, und rasch flog die Büchse an die Backe. Doch wie enttäuscht war ich, als ein Rehbock sich auf kaum 15 Schritte breit vor mich hinstellte und zwischen dürrer Fallholz das jungsprießende Gras zu naschen begann. Mechanisch drückte ich los. Ein Knall, dann eine Lancade, und wie das Donnerwetter ging er zwischen den Stämmen durch.

Das hatte ich mal recht dumm gemacht. Es ist eben nicht immer Jagtag, und je sicherer man sich fühlt, desto leichter geht's daneben.

Eine alte Erfahrung, die man im gegebenen Momente allzuoft vergißt.

Am 18. Dezember 1909 sollte ich ein sehr interessantes, leider erfolgloses Erlebnis haben, um das mich aber so mancher beneiden dürfte. Hoch oben im Fichtenwalde, sieben Stunden Weges von meiner Garnison, hatte ich drei Gänge zur Luderhütte legen lassen, die auch recht bald von Wölfen und dann auch von einem starken Bären angenommen wurden. Das genügte mir, und, den hohen Schnee nicht scheuend, unternahm ich den beschwerlichen Aufstieg, um den Aufiß zu probieren.

Mit Pelz und Decken gut versorgt, kroch ich nach Verabschiedung meiner Leute in die Eishöhle und lugte erwartungsvoll durch das enge Schußloch in den überschneiten Wald hinaus.

Um $\frac{1}{2}5$ Uhr nachmittags tauchte das erste Lebewesen auf. Es war Reineke, der, schlau und vorsichtig wie immer, vor mir über eine Schneise schlich. Ich hatte den roten Schlaumeier aber kaum recht aus dem Auge verloren, als ein dicker Schädel fast an der gleichen Stelle erschien. Da es schon etwas dämmerte, konnte ich nicht gleich feststellen, was es zu bedeuten hatte, doch mein Triëder half mir aus der Verlegenheit. Ein Wolf und etwa fünf Schritte oberhalb und dahinter ein zweiter! Einige Sekunden darauf zieht langsam ein dritter schnurgerade gegen mich heran, indes ein vierter rechts davon auf etwa 60 Schritte auf die Blöße tritt und verhorst.

Mein Drilling schiebt sich langsam durch die Scharte hinaus. Den stärksten Wolf deckt bereits das Fadenkreuz, da — ein Satz und beide Wölfe sind wieder im Fichtenbestande verschwunden. Ich konnte mir die Ursache nicht erklären. Aber horch! Ein schweres Tappen und Brechen im Schnee hinter mir! Mein Herz schlägt hörbar an die Rippen. Der König des transylvanischen Waldes hält Totenschan, der Bär. Mein Atem stockt, der da draußen hinter mir muß meinen Herzschlag hören. Bange Sekunden vergehen, dann tappt's hinter mir vorbei, und der Bär war fort. Noch zweimal wiederholt sich dasselbe Manöver, Pez war mißtrauisch, er mußte meine Fährte gewittert haben.

Die dunklen Schleier der Nacht hatten mittlerweile Berg und Wald umhüllt, und nur das Schneelicht ließ erkennen, daß Reineke ab und zu vor mir die Blöße querte, um sich von der Gefahrlosigkeit der Umgebung zu überzeugen. Ich folge gespannt jeder seiner Bewegungen, als plötzlich lautes Gekläff vor mir aus dem Walde dringt. In der ersten Überraschung glaube ich einen Schafhund und dann einen zweiten vor mir zu haben. Wie ein dritter, vierter, fünfter und sechster in die Musik einstimmt und der ganze Wald um mich her von dem schauerlichen Geheul widerhallt, da wußte ich es genau, daß mir eine Rotte von mindestens acht bis zehn Wölfen ein Ständchen brachte.

Eine grausliche Musik! Und wenn ich auch schon an derlei Gesänge gewöhnt war, ich will es nicht leugnen, daß mich, der ich ganz allein im Walde saß, diese Weise nicht sehr traulich berührte. Doch halt! Da tappt es wieder hinter mir. Der Bär war da. Zweimal zieht er pustend Witterung, dann setzt er auf kaum fünf Schritte vor mir an der Scharte vorbei. Lange höre ich noch das Krachen des Schnees.

Zimmer ferner und ferner verklingt das Geräusch, bis es endlich gänzlich verstummt.

Der Bär kam dieselbe Nacht nicht wieder. Er hatte mich jedenfalls gespürt. Lange noch starrte ich erwartungsvoll in das Dunkel hinaus, dann aber senkten sich die Lider, und ich schlief ein.

Wie lange mein Schlummer gedauert haben mag, weiß ich nicht. Rauen und Schmägen weckten mich jäh aus dem Schlummer. „Der Bär!“ bligte es mir durch das Hirn. Doch leider nein! Freund Rotrock war da und zerrte und scharrete am Kern herum. Ich gönnte es ihm von Herzen. Für solch Gelichter ist's schade ums Pulver da droben im transsylvanischen Wald, wo Wolf und Bär durchs Dickicht schleichen.

Der Morgen graute, meine Hoffnung war noch rege. Selbst bis mittags war noch auf Isgrim zu rechnen. Ich rührte mich daher nicht aus der Klausen. Der Tag verging, vielleicht bringt der Abend Meister Pegg herbei. Zimmer dunkler und dunkler wird's rings um mich her. Die Nacht bricht an. Vor Ermüdung schlafe ich ein, doch lange, ehe der Morgen graut, sitze ich wieder aufrecht und starre schlaftrunken in die Finsternis hinaus.

Nichts und wieder nichts! Grau in Grau liegen Wald und Blöße vor mir, und einzelne Flocken wirbeln durch die Scharte herein.

Es schneit! Endlich tagt es. Mir krachen alle Knochen, 48 Stunden Anstz, entschieden eine Leistung!

Ich hatte genug. Nur Brauns Decke hätte mich dafür entschädigen können. Von der dumpffechten Luft trotz einstündigen Marsches wie betäubt treffe ich bei meinen Leuten ein. „Gottlob, Herr Major, daß Sie wieder da sind“, riefen mir die Braven zu, als ich zerschlagen und verhungert bei ihnen eintraf. „Wir dachten schon, daß ein Unglück passiert sei, weil Sie gestern mittag nicht zum fertigen Essen kamen.“

Ja, des Bären halber saß ich so lange an. Ich wollte jede Spur, jede frische Witterung vermeiden, denn die Nacht vorher hatte er mich ganz sicher gespürt, daher sein Mißtrauen und seine große Vorsicht.

Dieser Braun hatte überhaupt Glück. Als er im folgenden Frühjahr wieder das Luder annahm und ich davon erfuhr, entschloß ich mich, ihm sofort wieder auf den Pelz zu rücken. Da ich ein Bergdorf passieren mußte, dessen Kirschbäume im schönsten Blüten Schmucke

prangten, entschloß ich mich, Frau und Töchterlein mitzunehmen, damit auch sie die Blütenpracht bestaunen möchten.

Die Fahrt mit meinem neuen Braunen ging bestens vonstatten, als ich aber am Fuße der Berge aus dem Wagen stieg, schenkte er plötzlich und schmiß im Durchgehen den Wagen um, ihn dabei in Trümmer schlagend, so daß ich meine Frau und mein Trudchen, gottlob nur mit verhältnismäßig geringen Havarien, aus dem Straßen-graben aufklauben konnte.

Schöne Besserung! Da meine Frau bei diesem Sturz einen Zahn und das halbe Gesicht im Gebirge zurückgelassen hatte, war ich gezwungen, sofort einen Bauernwagen zu requirieren und schleunigst wieder heim zum Arzte zu fahren.

Als ich aber endlich nach acht Tagen oben ankam, war Peß vorher so schlau gewesen, sich noch das letzte Pferd auszuscharren und, auf den Hinterpranken schreitend, derart geschickt zu verschleppen, daß sich die Fährte im Gewirre gestürzter Stämme und schneefreier Stellen gänzlich verlor.

Seit jener Zeit hat man diesen Hauptbären nur zeitweise gespürt und nicht mehr gesehen.

Ein anderes interessantes Erlebnis mit Wölfen hatte ich am 5. Jänner 1920. Ich streifte mit meinen drei Saurüden eine steil abfallende, von zahlreichen Felsrippen durchschnittene Lehne ab, um eine der sich dort gerne einkeffelnenden Gauen vor die Hunde zu bekommen.

Obwohl es ein frisch-feuchter Tag war, zeigten meine Hunde merkwürdigerweise keine besondere Lust zum Suchen. Sie hingen mir in ganz seltsamer Art stets auf der Falte, was ich sonst bei meinen scharfen Vierbeinen gar nicht gewohnt war und mich einigermaßen befremdete.

Zimmerhin durchschritt ich, ohne sie zu animieren, in der Hoffnung, daß ihre ausgezeichnete Nase sie schon richtig leiten werde, den steilen Hang. Leise pürschend kletterte ich von Felsrippe zu Felsrippe. Als ich aber im gemischten Bestande gerade einen Felsgrat erstieg und dabei auf 50 Schritte Ausblick hatte, sah ich mich ganz unverhofft auf wenige Schritte neun Wölfen gegenüber, die senkrecht auf meine Richtung in kurzem Galopp bergan strebten. Wir bremsen sofort gegenseitig. Das Rudel verhoffte auf kaum zwanzig Gänge vor mir, indes ich schon meinen Stutzen hoch hatte. Bei der gegenseitigen

Überraschung und der nahen Entfernung, die uns trennte, war nicht viel Zeit zu verlieren.

Ich nahm ein von den Buchenstangen weniger gedecktes Stück aufs Korn und riß Funken.

Auf den Schuß machte die ganze Rotte kehrt und stürmte bergab, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, noch eine zweite Kugel loszuwerden. Nun kam Leben in meine Hunde, die über mir im Hange reviert hatten. Kaum daß mein Schuß gefallen war, schlugen sie rechts über mir an und gaben heftig Standlaut.

Im Glauben, sie verbellten den beschossenen Wolf, schrie ich sie mit „Hussa!“ animierend an, als ich erst jetzt bemerkte, daß ja der aufs Korn genommene Wolf mauferot vor mir lag. Also noch ein Wolf da oben, dachte ich mir und feuerte erst recht die Hunde nochmals durch Zurufen zum Packen an.

Ich eilte nun, so schnell es ging, bergan den Hunden zu, als die Jagd plötzlich weiterging und ich, an Ort und Stelle angekommen, im Schnee feststellte, daß meine Rüden nicht einen Wolf, sondern eine dreijährige Sau aufgenommen hatten und nunmehr, laut Hals gebend, verfolgten. Ursprünglich konnte ich mir den ganzen Hergang nicht gleich zurechtlegen, doch als ich auf die Fährte kam, war das Rätsel rasch gelöst.

Die neun Wölfe hatten eine Sau bergan gehegt, wobei ich auf meiner Klettertour entlang des Hanges gerade zwischen sie und die Sau geriet, so daß ich mit der nach aufwärts strebenden Rotte unvermutet zusammenstieß. Wäre ich nicht zufällig dazwischen gekommen, so hätte wieder der Wald, wie so oft, ein schauriges Drama im Kampf ums Dasein geheimnisvoll verhüllt.

Aufgebrochen enthielt der Pansen der erlegten Wölfin etwa fünf Kilogramm Fleisch und Hautsegen eines gerissenen Stückes Rehwild.

Wieder ein Beweis der Schädlichkeit dieser nimmersatten Bestien.

Wie mir im Herbst 1926 eine Triplette auf Wölfe gelang, habe ich seinerzeit in „Wild und Hund“ beschrieben. Ich sehe daher hier von der Schilderung ab.

Ein merkwürdiger Vorfall, der mir eigentlich selbst ein Rätsel blieb, trug sich vor Jahren an einem Frühjahrs Morgen zu. Er ist von einem Jeger meiner Gebirgsjagdgesellschaft namens Petru Lavu im Selister Gebirge beobachtet worden.

Ein Wolf hatte sich, natürlich nicht in liebevollster Absicht, an einen äsenden Rehbock angeschlichen und war, gedeckt durch einen Haselnußstrauch, bis auf wenige Schritte herangelangt, als der Bock ihn endlich bemerkte. Anstatt aber vor seinem Todfeinde Reißaus zu nehmen, machte er allerhand Kapriolen, so daß es den Anschein hatte, als ob der Rehbock mit Isgrim zu spielen beabsichtige. Leider machte Hundegebell und das Geschrei der Hirten dieser seltenen Idylle ein rasches Ende, so daß alsbald alle beide, Wolf und Rehbock, in den Wald flüchtig wurden.

Ist schon unser transylvanisch rumänisches Wäldermeer des Karpathenwalles eine Zufluchtsstätte dieses ruhelosen Freibenters, so sind es die dichtverfilzten Au- und Rohrwälder der unteren Donau und die meist aus Krüppel- und Dornbeständen bestehenden Wälder der Dobrudscha erst recht. Beweis dessen, daß im Jahre 1932 auf einer einzigen Jagd bei Silistra 16 Wölfe erlegt wurden.

Hier ist das Dorado dieser rastlosen Sippe. Fälschlich werden sie als eine kleine Art, als sogenannte Rohrwölfe, von Leuten bezeichnet, die entweder nie einen Wolf gesehen oder ihres häufigen Vorkommens wegen in den Rohrbeständen sie mit dieser Bezeichnung charakterisiert haben.

Tatsächlich ist's ein und derselbe kräftige, gut entwickelte Wolfsschlag, ob er nun im siebenbürgischen Fichtenbestande, in den rumänischen Maismeeren, Schilf- oder Auebeständen oder der Grassteppe der Norddobrudscha lebt. Ich habe zu wiederholten Malen auf all den hier angeführten Gebieten und selbst im Donaudelta Wölfe gesehen und dabei zwischen dem dortigen und unserem Gebirgswolfe absolut keinen Unterschied wahrnehmen können.

Während unser hiesiger Wolf, wie erwähnt, ein großer Schädling der Haustiere und der Wildbahnen ist, fällt in der rumänischen Tiefebene und in den Au- und Rohrdickichten der unteren Donau seine verbrecherische Tätigkeit viel weniger auf. Hier kann er aus dem unerschöpflichen Born der Vogelwelt, des Fisch- und Reptilienreichtums und insbesondere von den unzähligen herrenlosen Hunden reichlich sein Leben fristen. Daß auch Haustiere, meist nachtsüber im Freien weidende Pferde und Füllen sowie Schafe mit in Kauf genommen werden, ist eine selbstverständliche Sache.

Eine ganz interessante Geschichte erlebte ich im Sommer 1921, als ich von Jetești gegenüber von Cernavoda aus einen Ausflug nach Cegani in die Balta Maltesianu unternahm.

Am Ufer eines seichten Sees weidete eine Schar von etwa 200 Graugänsen, was mich veranlaßte, den Versuch zu machen, mir eine mit der Kugel zu holen. Ehe ich aber auf Kugelschußweite heran war, sah ich die Gänse langsam der Seefläche zuschreiten, um dann auf dieser vom Lande wegzuschwimmen. Da sie mich unmöglich gesehen haben konnten, so nahm ich meinen Fieder zu Rate, und da war das Rätsel rasch gelöst. Wolf und Wölfin interessierten sich gleichfalls für dieselbe Gänsefchar wie ich, wobei die kleinere Wölfin den Gänsen ins seichte Wasser folgte, indes der viel kräftigere Wolf vom trockenen Ufer aus den Jagdversuchen seiner Genossin zusah.

Leider fand ich bei meiner raschen Annäherung keine entsprechende Deckung, so daß mich der Wolf bald bemerkte und flüchtig abging, worauf auch die Wölfin im Galopp Reißaus nahm, daß das Wasser hoch aufspritzte.

Ebenso wie Menschen sind auch Tiere und Vögel ganz verschieden begabt und mit ganz verschiedenen Charaktereigenschaften von der Natur aus bedacht. Manches Tier kann trotz warmer Fürsorge und liebevoller Pflege die schene Bestie nicht ablegen. Es wird wohl zahm, doch bleibt es meist unuerlässlich und wird nie handfromm im Gegensatz zu einem anderen seiner Artgenossen, der ganz das Gegenteil davon darstellt.

Ich will daher meine Schilderung der Wölfe mit einer Beschreibung unseres zahmsten Wolfes „Lupi“ abschließen, der sich, ganz im Gegensatz zu seiner Schwester, durch Zutraulichkeit und Gehorsam die Zuneigung meines ganzen Hauses erworben hatte.

„Lupi hin“ und „Lupi her“ hieß es, und wenn er sich recht müde getollt hatte, da kam er heran und ließ sich streicheln wie ein Schoßhündchen, wobei er sich zutraulich zu Füßen der Kinder warf und, sich am Boden wälzend, zum Spielen aufforderte.

„Lupi“, so hieß nämlich der von mir großgezogene und völlig gezähmte Wolf, der nach einem Jahre ein stattlicher, strammer Bursche von 70 cm Widerristhöhe und 33 kg Gewicht wurde und ob seiner Vorliebe für die im Garten befindlichen Kaninchen und umherlaufenden jungen Foxterriers sowie der Reinlichkeit des Gartens wegen an der Kette lag, damit seine nicht allzu reine Seele nicht etwa beim Anblicke eines der appetitlichen Karnickel auf eine gar zu harte Probe gestellt werde.

In den Besitz dieses vorläufig gebändigten Sohnes des freien Waldes kam ich durch einen ganz eigentümlichen Zufall, den ich hier schildern will.

Ein Inasse des südlich meiner Garnisonstadt gelegenen Bergdorfes Zood war mit seiner Schafherde durch den Wald im Aufstiege, um sich für die Sommermonate in der Hochalm mit seinen Pflegebefohlenen häuslich niederzulassen. Halben Weges in die Berge überkam ihn an einer sonnigen Lehne der Hunger, und so zog er seine Straizia zu Rate, um sich durch einen Imbiß für den weiteren Aufstieg zu stärken. Speck, Zwiebel und Polenta mundeten dem Natursohne prächtig, und als noch der goldene Frühlingssonnenschein wohlthuend und warm auf ihn herniederschien, da breitete er seinen weiten Schafpelz aus und schnarchte alsbald seine grunzenden Weisen in den schönen Maientmorgen hinein, indes seine Schützlinge emsig sich die jungspießenden Waldgräser schmecken ließen. Wie lange das Schläfchen gedauert haben mochte, das wußte freilich Juon nicht, doch als er wieder aus seinen Träumen erwachte, war seine Herde fort.

Nach längerem Suchen fand er sie endlich, doch war sie in alle Weltgegenden zerstreut, ein Umstand, der ihn beim Zusammenreiben vor die unangenehme Tatsache stellte, daß sechs seiner Pflegekinder fehlten, also ein untrügliches Zeichen dessen, daß Wölfe in der Zeit seines Schläfchens in die schutzlose Herde eingebrochen waren. Als er sich nun gleich danach auf die Suche machte, fand er sie auch alsbald in Stücke gerissen, als sprechenden Beweis dafür, daß, wie er richtig vermutet hatte, Isgrim wieder im Spiele war. Eine unweit jener Stelle befindliche Felspartie schien ihm als Versteck des Einbrechers zu dienen, und mehr der Neugierde halber, als auf einen sicheren Erfolg rechnend, kroch er dahin, um sich diesen Ort genauer zu besichtigen. Widerlicher Nasgeruch, der aus jener Richtung kam, schien seine Annahme zu bestätigen. Seiner Nase folgend, kam er an Reste einer Hausziege und eines Rehcs, die unweit einer Felsnische lagen, in welcher bei seinem Erscheinen einige junge Wölflin verschwanden.

Rasch entschlossen fing er zwei derselben ein, doch als ihn die anderen allzusehr bei ihrer Verfolgung im Atem hielten und er befürchten mußte, daß ihm auch noch die zwei entschlüpfen könnten, schlug er nun, was ihm unter die Hände kam, tot, bis es ihm schließlich, nachdem er vier dieser hoffnungsvollen Sprößlinge getötet hatte, gelang, die ganze Räuberbrut unschädlich zu machen.

Die zwei lebenden, etwa fünf Wochen alten Wölflein, Rüde und Fähe, brachte er zur Stadt, wo ich sie dann gegen Bezahlung der üblichen staatlichen Prämie käuflich erwarb.

Die Wölfin, die ungemein scheu und bissig war, gab ich an einen Tierhändler ab und behielt mir nur den stärkeren Rüden, der alsbald sehr zahm und zutraulich wurde, so daß ich ihn frei mit den jungen Foxterriers im Hofe umherlaufen lassen konnte. Zutraulich und räppisch, war er bald der Liebling meiner Kinder und des Hausgesindes, das ihn zum Neide meiner übrigen Meute mit den besten Bissen bedachte.

„Lupi hin“, „Lupi her“, hieß es alsbald, und jedes wollte den dickköpfigen jungen Strauchdieb haben, der oft Gegenstand der intensiosten Zärtlichkeiten meiner Mädels wurde. Nur meine Hundlinge wollten sich nichts mit ihm zu schaffen machen. Wenn er winselnd und wedelnd in tiefster Unterwürfigkeit an einen der Saurüden herankroch, wurde er grimmig angefleischt oder es trug ihm einen Biß ein, so daß er es schließlich doch für angezeigt hielt, sich lieber von meinen Mädeln im Garten herumschleppen als von den Flogigen Hunden beißen zu lassen.

Zeigte sich jemand im Garten, so war auch gleich „Lupi“ zur Stelle, um entweder die Mädels an den Röckchen zu zerren oder nach einem guten Brocken zu betteln.

Aber schon im zartesten Alter ließ sich in ihm das Raubtier erkennen, da er die jungen Hunde schon sehr gerne am Kragen fassend umherzerrete.

Fünf Monate alt, wurde er bereits in die Welt eingeführt, d. h. mit einem Saurüden, der sich weniger gröblich gegen ihn verhielt, an eine Koppel gelegt und von meinem Bursten, der um 11 Uhr seine und des Stallbursten Menage aus der Kaserne zu holen hatte, mitgenommen. Anfänglich war das allerdings eine Tortur für Mann und Tier, da er sich stets mit allen Kräften stemmte und sträubte und sich bis hin schleifen ließ, doch als er sah, daß die Köche und Mannschaften jederzeit einige Knochen für ihn bereithatten, da freute er sich darauf, angeleint zu werden, bis er schließlich auch ohne einem Beileithund dem Manne folgte.

Einmal so weit, ging's auch dann überall hin mit ihm. Er trollte zum Schlusse sogar furchtlos mitten im größten Menschengedrange in der Stadt, trotz elektrischer Straßenbahn und Wagengerassel, umher und war einmal sogar so frech, nach dem Korbe einer ihre Ein-

Käufe besorgenden Köchin zu schnappen, um das darin befindliche Fleisch sich zu aneignen.

Täglich, wenn des Nachmittags mein Bursche ins Schlachthaus ging, um sich dort das Hunde- und Adlerfutter zu holen, begleitete ihn „Lupi“ auch dahin, wobei er sich an den Fleischabfällen bis zum Bersten vollfraß. Doch währte dieses Vergnügen für ihn nicht allzulange, da er fast die Ursache eines großen Malheurs geworden wäre. Als mein Bursche wieder einmal nichtsahnend mit dem Wolf an der Leine in den Hof des Schlachthauses kam, waren eben mehrere Ochsen in den Hof eingetrieben worden. Als diese nun das eintretende Raubtier erblickt und in die Nase bekommen hätten, rissen sie sich los und stürmten brüllend und schnaubend mit hocherhobenen Schwänzen auf dieses ein, so daß mein Bursche samt dem ängstlich gewordenen Isengrim an einen sicheren Ort flüchten mußten. Seit jener Zeit war es natürlich mit der Fresserei im Schlachthause zu Ende, da man den Eintritt „Lupis“ nicht mehr gestattete. Dafür durfte er aber um so freier im Garten einherlaufen, wobei er oft darin wie besessen im Kreise umhertollte und sich vor Freude im Schnee herumwälzte.

Wenn man ihm pfiff oder ihn rief, so war er rasch zur Hand und fing mit außerordentlicher Gewandtheit die ihm durch die Luft zu- geworfenen Brocken auf, was er aber so energisch tat, daß die beiden Kinnladen wie zwei Holzteller weithin hörbar aneinanderklappten.

Hatte er einmal etwas erfaßt, so war es außerordentlich schwer, es ihm wieder abzunehmen, da er mit schlechtem Gewissen in die entlegensten Winkel des Gartens eilte und sich sogar zähnefletschend stellte, bis ein Stockhieb über den Schädel ihn wieder freundlicher stimmte.

So stahl er zum Beispiel einmal einem Soldaten, der eine für meine Adler bestimmte Krähe in den Garten brachte, diese von rückwärts anschleichend aus der Hand und war nicht zu bewegen, sie wieder herzugeben. Als ich zufälligerweise herbeikam und nach ihm Jagd machte, da würgte und faute er in eiligster Flucht so lange an dem Vogel herum, bis er diesen, mit Ausnahme eines Ständers, den ich ihm aus dem Rachen gerissen hatte, samt und sonders, selbst mit den langen, steifen Schwungfedern, verschlungen hatte.

Was für eine Kraft Isengrim schon im neunten Monat hatte, zeigte er, als ich ihm ein verendetes Reh zur Verfügung stellte. Ich hatte es mitten im Garten auf die Schneefläche legen lassen. Kaum war er dessen gewahr geworden, so erwachte auch schon der Blutdurst

in ihm. Im Nu hatte er es erfaßt und trug es im Trabe davon, bis mein Bursche es ihm wieder abjagte. Doch die Bestie gab nicht nach und folgte dem Manne, um sich gleich wieder in einem Lauf zu verbeißen und daran aus Leibeskräften knurrend zu zerren. Als ich aber einen Fogel dazu ließ, da war es mit seiner Dreistigkeit gleich zu Ende, denn vor diesem hatte er einen Heidenrespekt. „Kolli“ postierte sich an die Nische und fletschte dort derartig grimmig die Zähne, daß sich das Wölflin schon zurückzog.

„Lupi“ war nämlich einmal ganz jämmerlich von etwa fünf meiner Terriers überfallen und elend zugerichtet worden. Ich war eben mit den Kindern spielend in deren Zimmer, als ich draußen einen Heidenpektakel vernahm. Rasch eilte ich hinaus und sah den armen Ssegrim, bereits halb erstickt, von den fünf Satanen angefallen, von denen „Fog“ und „Hedda“ ihn an der Kehle würgten, während sich die anderen drei in Läufe und Kurzwild verbissen hatten. Nur mit Hilfe der rasch herbeigerufenen Soldaten war es mir endlich gelungen, das arme, aus mehreren Wunden schweißende Tier von seinen Peinigern zu befreien, denn sonst wäre es zweifelsohne wie ein Ferkel abgewürgt worden. Es wehrte sich zwar, was es konnte, doch war es ihm nicht möglich, sich dabei die flinke Meute vom Halse zu schaffen.

Ein andermal legte ich einen starken Keiler in den Hof, um zu sehen, was nun „Lupi“ zu diesem sagen werde. Kaum diesen bemerkend, kniff er anfänglich vor der schwarzen, ihm unbekannten Masse erschreckt aus, umkreiste ihn dann schon, bis es ihn doch näher heranzog und er Miene machte, die Schwarte anzubeißen. Dies ließ ich natürlich nicht zu, und als ich ihn von dort vertreiben wollte, da stand wieder das wilde Tier vor mir, das mir knurrend seine blizenden Fänge zeigte. Nun, mir imponierte diese Frage nicht, denn ein Knüttel, der auf seinen Schädel herniedersaupte, ließ ihn wieder seinen Herrn erkennen.

Mit Eintritt des Frühlings und der Gartenarbeiten war nun „Lupi“ um seine volle Bewegungsfreiheit gekommen, da er behufs Schonung der Pflanzen ständig an die Kette gelegt wurde. Nur des Abends, wenn die ganze Hundemente durch das Personal spaziergeführt wurde, durfte er mit, was ihm eine Hauptfreude machte. Wedelnd und springend konnte er es kaum erwarten, daß man ihn den Maulkorb anlegte, und einmal angeleint, eilte er derart heftig zum Haustore hinaus, daß er fast den ihn führenden Mann zu Boden gerissen hätte.

Draußen aber, im Freien, da war er in seinem Element, dann wälzte und reckte er sich am Boden umher und sprang an dem Burschen hinauf, daß dieser nur mit aller Mühe sich der etwas derben Zärtlichkeiten erwehren konnte. Allerdings erwachte aber ab und zu auch wieder die wilde Bestie in ihm, wenn er ein Lamm auf der Weide sah oder die Fährte einer Schafherde spürte. Dann legte er sich wie ein Schweißhund in den Riemen und würde gerne, wenn man ihn hätte gewähren lassen, seiner angeborenen Mordlust freien Lauf gelassen haben.

Daß die Bestie jederzeit zum Durchbruch kommen kann, zeigte „Lupi“ einer Schafherde gegenüber, die vor meinem Garten lagerte. „Lupi“ lugte unverwandt durch die Fugen der Planken auf diese hinaus, wobei er lüstern mit der Lunte wedelte. Der Hirte, der gleichzeitig Jäger war, hatte es bemerkt und bat mich, mit dem Wolfe an der Kette einen Versuch machen zu lassen, ob er in die Herde einbrechen würde.

Die Sache war mir selbst interessant. Ich ließ ihm den Maulkorb anlegen und ihn durch meinen Burschen hinausführen. „Lupulasă păru, dar naravu nu“^(*), sagte der Rumäne, und schon war der Schuft mitten in der Herde und hätte dort gründlich aufgeräumt, wenn Leine und Maulkorb ihn daran nicht gehindert hätten. Wie plötzlich oft in ihm das Raubtier erwachte, soll auch nachfolgender Fall beweisen. In einer dringenden Vereinsangelegenheit sandte ich meinen Burschen und dessen ständigen Begleiter „Lupi“ zu einem altbewährten Waidmanne. Als der Mann und der Wolf das Treppenhause erreichten, hingen zufälligerweise einige am Tage vorher erlegte Hasen auf einer Stange aufgereiht am Stiegengeländer. Als nun der Wolf diese erblickte, kam er in eine derartige Erregung, daß er den Maulkorb abriß und nur mit Aufbietung aller Kräfte weggeführt werden konnte.

So zahm er sonst war, so konnte er doch unmöglich seine wahre Natur verleugnen, und es stimmt da wirklich das rumänische Sprichwort, das da sagt „Der Wolf wechselt zwar das Haar, doch seine inneren Triebe nicht“. Der geringste Anlaß, wenn sich auch noch der Hunger dazugesellt, ist imstande, seinen Blutdurst und seine Mordgier plötzlich zu erwecken. Alle ihm freßbar erscheinenden Sachen reizen ihn zu unerhörter Frechheit und Zudringlichkeit. So kam ein-

^(*) Der Wolf wechselt wohl sein Haar, doch seine Eigenschaften nicht.

mal ein Mädchen in Begleitung ihrer Eltern zu mir, um sich den im Garten frei umherlaufenden Hsgrimm zu besehen. Ursprünglich war er scheu und wich vorsichtig aus. Als ich ihn jedoch herbeirief und ihm einige Brodstücke zuwarf, war er sofort wieder vertraut. Als er gar bemerkte, daß das Mädchen eine Felljacke anhatte, wandte er dieser seine ganze Aufmerksamkeit zu und zum Schluß war er so dreist, daß er sich bestrebte, von der Pelzjacke einige Stücke herabzureißen.

Driginell war auch seine Abneigung gegen Zivilpersonen. So attackierte er beispielsweise einen Gartenarbeiter derartig unverschämt an den Waden, daß der arme Teufel die Burschen herbeirufen mußte, um Ruhe zu haben.

Ich habe überhaupt bei den vielen gezähmten Raubtieren, mit Ausnahme des Marders, die Beobachtung gemacht, daß sie trotz aller Zähmtheit und sonstiger Schmiegsamkeit an den Menschen sich doch im gegebenen Momente recht unverläßlich zeigen. Jedes gezähmte Waldtier bedarf trotz aller sonst scheinbaren Milde einer harten Hand über sich, die ihm im entscheidenden Momente durch energisches Auftreten imponiert. Tatsache ist und bleibt es, daß gezähmte Wildtiere stets dem Menschen am gefährlichsten sind. Sie haben diesem gegenüber die sonst so große Scheu abgelegt und kommen meist bei längerem Verkehr mit diesem zum Bewußtsein ihrer überlegenen Kraft und Gewandtheit.

Haben wir doch Beweise genug, daß der im allgemeinen dem Menschen doch an Körperstärke weit unterlegene Rehbock zu einem der gefährlichsten Hausgenossen werden kann.

So ließe sich noch viel, ja sehr viel über die Sippe Hsgrimm und deren Schandtaten berichten, doch will ich dies lieber ein anderes Mal tun; wird es doch noch lange dauern, bis der letzte Wolf durch unsere transylvanischen Wälder schleicht.

Der Luchs

Von dieser schönen und verhältnismäßig seltenen Raçe habe ich bereits in vier Auflagen des so prächtig ausgestatteten Monumentalwerkes „Die hohe Jagd“*) ausführlich berichtet. Ich will mich hier nicht wiederholen, sondern will nur noch hinzufügen, was ich seit dem Erscheinen der fünften Auflage des genannten Werkes erlebte. Ganz im Gegenteil zu seinem Waidgenossen Wolf, der als gemeiner Wegelagerer und Menehelnörder alles, was ihm in den Weg kommt, überfällt oder zu Tode heßt, ist der Luchs ein vornehmer, ritterlicher Geselle, der niemals heßt, sondern stets nur auf leisen Sohlen pürschend durch den Wald schleicht.

Was ihm in den ersten Sprüngen entgeht, pardoniert er vornehm und versucht seine Pürschkunst dann an einem anderen Beutetier. Was er nicht schlägt, bleibt gesund und wird nur um so vorsichtiger für die Zukunft.

Nicht wie beim Wolf, der so lange heßt, bis er das Wild erreicht und ihm dann nach und nach Stück für Stück aus dem lebendigen Leibe reißt, bis es kraftlos zusammenbricht, um dann unter den schrecklichsten Qualen scheußlich abgewürgt zu werden.

Ein Stück Wild, das von Wölfen geheßt wurde, geht, selbst wenn es durch zufällig hinzugekommene Dorfbewohner oder Holzfäller gerettet wird, trotz nachträglicher bester Pflege meist an Herz- oder Lungenschlag ein.

Der Luchs ist, wie erwähnt, ganz anders geartet. Was er nicht mit wenigen Sätzen erreicht, ist frei. Er ist aber trotz alledem das unsichtbare, unheimliche Gespenst des Waldes, vor dem alles in höchster Scheu und Vorsicht auf der Hut ist, um sich bei dem leisesten Verdacht eiligst in Sicherheit zu bringen.

Überall in unseren Hochlagen heimisch, streift diese bewegliche, unruhige Raçe von Wald zu Wald, von einem Gebirgstheil zum andern,

*) 761 Seiten mit 271 Textabb. und 32 z. T. mehrfarbigen Tafeln. Geb. Preis 15 Rm. Verlag von Paul Parey in Berlin SW 11.

so daß sie mitunter häufig, mitunter gar nicht gespürt wird. Daß sie aber trotzdem ihr Unwesen treibt, das sagen uns die anderen Wildarten, insbesondere das zierliche Rehwild. Nirgends sichtbar, von unglaublicher Vorsicht und Schen, tritt es dann niemals aus, weil es hinter jedem Busche und hinter jedem Baumstrunke seinen gefährlichsten Feind, den Luchs vermutet. In einem von „Felis lynx“ heimgesuchten Reviere ist an eine Pürsche absolut nicht zu denken, das leiseste Geräusch im Laube schreckt das Rehwild auf und ein Erfolg ist dann lediglich nur dem Zufall zu verdanken.

So war ich z. B. im sogenannten Revierteile der „Giuncinlea“ im Gemeindereviere des Ortes „Guraro“ trotz vieler mit äußerster Vorsicht durchgeführter Pürschen absolut nicht imstande, eines dort gut bekannten Rehbockes habhaft zu werden, da es nur genügte, an ein Blatt zu streifen, um den im gemischten Buchenbestande ständig gespürten und auch fast jedesmal, aber immer schon zu spät eräugten Rehbock flüchtig zu machen.

Ursprünglich konnte ich mir natürlich diese Schen nicht erklären, bis mir eine unerwartete Neue das Rätsel lösen half: Luchs und Wölfe spürten sich in jenem Revierteile. Einige Jahre danach konnte ich, und zwar ebenfalls auf ganz frischem Spurschnee, die Beobachtung machen, wie drei Luchse, wahrscheinlich eine Fähe mit ihren zwei erwachsenen Jungen, auf drei verschiedenen Steigen schleichend, das Gelände abspürten, um sich dann auf einem Felsattel zu vereinen. Einen Kilometer davon entfernt schloß sich noch unter einer schönen, mit lichten Birken besteckten Lehne ein vierter Luchs an, der dann gemeinsam mit den drei andern in die Nadelwaldregion hinaufzog. Mich ärgert es heute noch, daß ich den damals durch einen Soldaten mitgeführten hochstämmigen Saurüden, der sich ungebärdig in die Riemen legte, nicht schnallen ließ. Vielleicht wäre eine von diesen gefährlichen Ragen aufgebaumt und so meinem Stutzen zum Opfer gefallen.

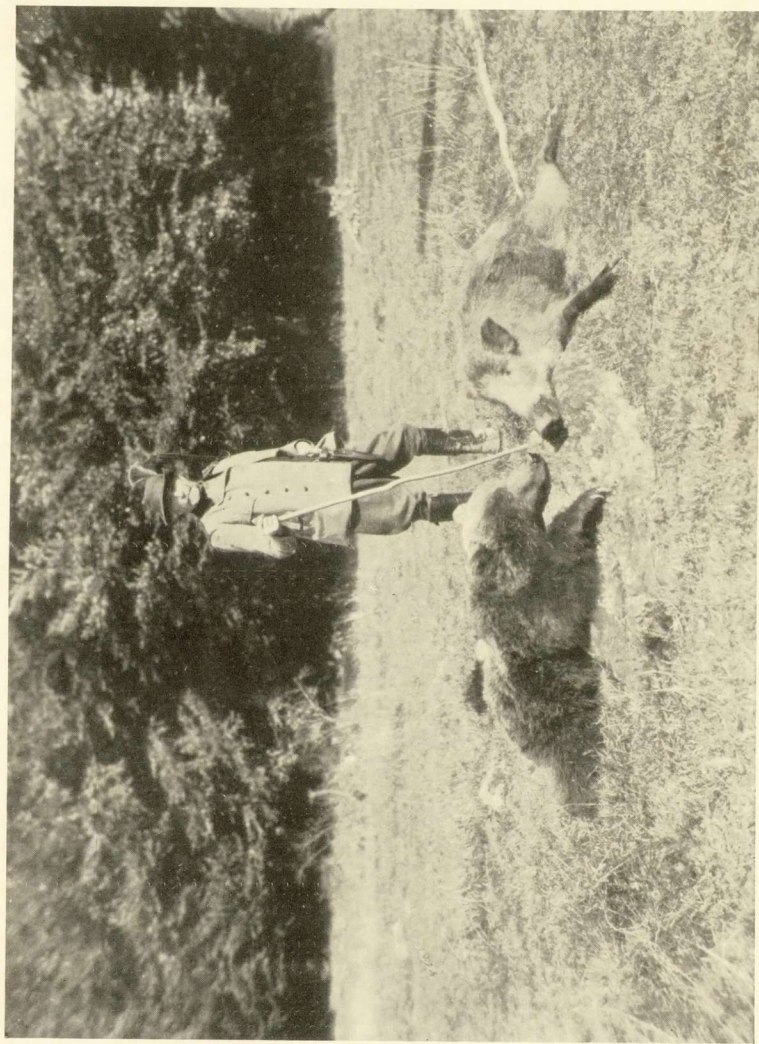
Im Jahre 1906 hatte ich das Heil, einen Rehbock zu erbeuten, der bereits mit dem Luchs ein Renkontre gehabt hatte, denn seine Kehle zeigte drei scharfe, lange, allerdings schon verheilte, aber immer noch etwas eitrige Narben, indes die rechte Stange samt dem Rosenstock gebrochen und bereits durch Kallusbildung wieder an der Bruchstelle mit dem Schädel verwachsen war. Ich erkläre mir die Sache so, daß der Luchs dem gestürzten und am Rücken liegenden Bocke die Pranke

in die Kehle geschlagen hatte, wobei diesem auf einem Fels die Stange abbrach.

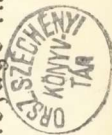
Daß der Bock den scharfen Griffen des Luchses entrannte, ist allerdings ein seltenes Ereignis, denn was dieser einmal faßt, das läßt er kaum mehr locker. Den Beweis hierfür gibt mir u. a. die Schilderung eines alten Bärenjägers namens Linzmaier, der mir erzählte, daß er eine von einem Luchs gerissene Gemse in einem Felsgraben gefunden hatte, die von ziemlich hochoben mit dem in sie verbissenen Luchs wie eine Lawine zu Tale gesaußt war, bis ihr schließlich, dort in der Grabensohle angelangt, die Kaze den Garauß gemacht hatte. Ein äußerst interessantes Erlebnis mit einem sehr starken Luchs hatte der in Waidmannskreisen seiner Zeit bestbekannte frühere Besitzer eines Seiles unseres Fogarascher Gebirges, Alexander Florstedt.

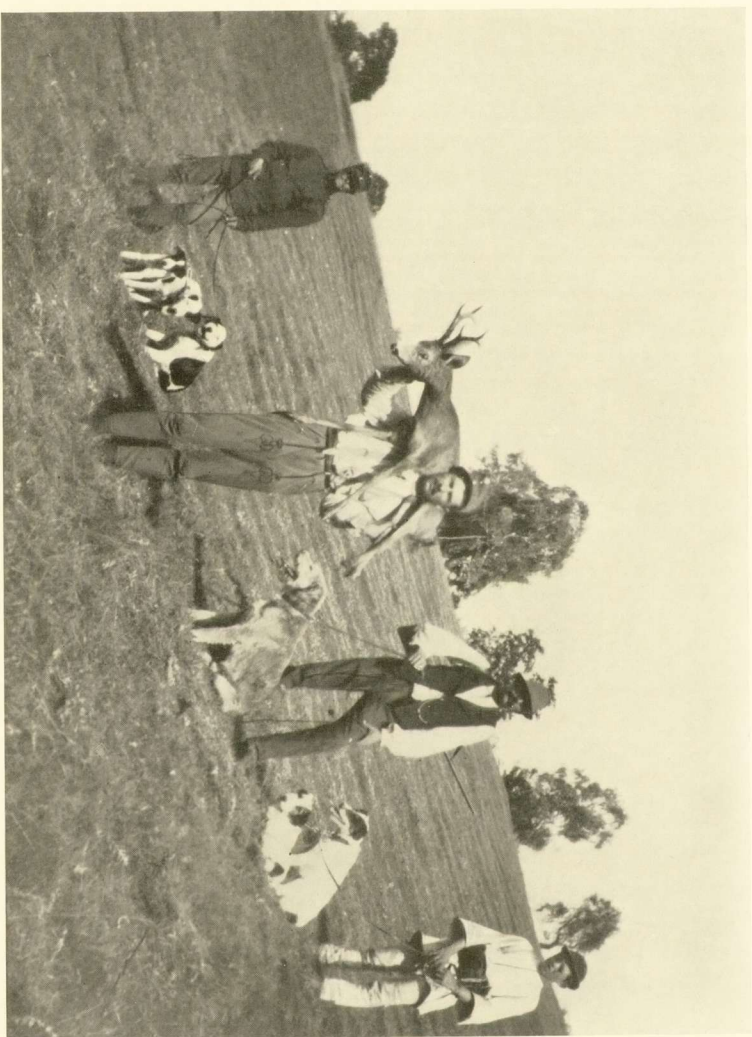
Es war im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, als sich Genannter mit seinem Jäger hinauf in die Alpenregion begab. Oben angelangt, gewahrten beide einen Gemsbock, der, stets den Warnungspfeiff von sich gebend, unruhig auf seiner Warte umhersprang und dabei mit seinen Vorderläufen auf den Felsen schlug. Da dieser die beiden Jäger nicht erängt haben konnte, so war seine Erregung um so auffallender, als er dabei immer nach einer bestimmten Stelle äugte. Florstedt musterte samt seinem Jäger mit dem Glase die Umgebung des Gams und war nicht wenig erstaunt, einen Luchs wahrzunehmen, der sich, wie eine Schlange an den Boden drückend, an den Bock heranschlich. Die beiden Jäger beeilten sich nun, der Kaze den weiteren Weg abzuschneiden, und es gelang ihnen auch, bis auf etwa 60 Gänge an den männlichen Luchs, denn ein solcher war es, heranzukommen. Endlich aber bemerkte sie die vorsichtige Bestie, die sich nach Kagenart, beide nicht aus dem Auge lassend, glatt an den Boden drückte. Leider wollte es das Unglück, daß Florstedt in dem steilen Gelände keinen Fuß fassen konnte und den günstigen Moment zum Schießen versäumte, um schließlich dann den flüchtenden Luchs zu fehlen. Glücklicher war ein Herr im nahen Zibinsgebirge, im Reviertheile des sogenannten Nikulest, wo er vom Hochstande aus, gelegentlich eines Anfluges auf einen Rothirsch, im Morgengrauen eine Luchskaze schoss, deren milchführendes Gesänge noch auf jugendlichen Nachwuchs schließen ließ.

Der Luchs ist ebenso wie der Wolf ein ungemein unstetes Wild, das nirgends seinen festen Einstand hat. Unruhig wandert er durch unsere Wälder, um manchmal in bestimmten Reviertheilen gänzlich



Bei einer Freibiagd in faum 10 Minuten!





Mein braver „Garro“ und die anderen Hundefinder

zu verschwinden, andererseits wieder mehrfach, zum größten Nachtheil unseres Rehstandes, sich in bestimmten Gebirgstheilen häufiger zu spüren.

Dem Reh- und Gemswilde ist der Luchs stets auf den Fersen. Wo sich ein guter Rehstand herangehegt hat, ist der Luchs des öfteren zu spüren. Wo dann bei einem gerissenen Reh Eisen oder Gift ausgelegt werden, ereignet es sich, daß diese schöne Raqe auf höchst unrühmliche Art ein Ende findet. Diese Ausführungen erinnern mich an einen ganz originellen Fall, der vielleicht einzig dastehen dürfte und sich am 27. Jänner dieses Jahres ereignet hat.

Ein Bauernjunge wurde durch unseren königlichen Oberjäger im Borgoprund in einen Revierteil des nahen Heninlgebirges entsendet, um dort nach Gauen zu spüren, als er dabei zwei Wildkazen hochmachte, die sich in einen Felspalt flüchteten. Um nun der beiden habhaft zu werden, verstopfte er das Loch mit Reissig und stellte noch am gleichen Tage dort ein Eisen fängisch. Tatsächlich fand man am folgenden Morgen eine der beiden Kazen festgeklemt in den Bügeln. Nachdem diese getöret und dem Eisen entnommen worden war, wurde dieses erneut gespannt vor das Felsloch gestellt, um auf diese Art auch noch die zweite zu fangen.

Als nun der Junge am nächsten Tage das Eisen revidieren kam, hörte er schon von weitem das Klirren der Kette und das Anschlagen derselben an das umliegende Gestein, wobei er noch fauchende und knurrende Laute vernehmen konnte. Vorsichtig schlich er sich nun heran, und als er an Ort und Stelle war, traute er kaum seinen Augen.

Ein Ruder hing mit der linken Vorderpranke im Eisen und verteidigte sich mit aller Energie gegen einen Luchs, der sich bemühte, die gefangene Raqe abzuwürgen. In seiner Angst, seine sichere Beute durch den Luchs zu verlieren, stimmte der Bauernjunge einen Heidenradan an, was aber den Luchs bei seinen Angriffen nicht abhielt. Er ließ erst locker, als der schreiende Junge auch noch Holzstücke und Steine auf den Angreifer warf.

Durch diesen Kampf auf Leben und Tod aber waren dem Ruder die Bügel des Eisens bis an die Zehen herabgerutscht, und als nun der Junge der unbändigen Raqe einen Hieb auf den Schädel versetzen wollte, rissen auch diese samt den Sehnen durch, worauf der befreite Ruder sich erneut in den Felspalt flüchtete, von wo er nicht mehr herauszubringen war.

Der Luchs ist, wie ich dies allseits feststellen konnte, in allen unseren Karpathenwäldern in steter Zunahme begriffen. Seine weiten, in ganz unberechenbaren Zeiträumen stattfindenden Streifzüge in die entferntesten Gebirgsteile erschweren glücklicherweise seine Erbeutung und nur ein glücklicher Zufall führt ihn vor den Büchsenlauf des meist unvorbereiteten und überraschten Jägers.

So hatte z. B. ein Berufsjäger des griechisch-orientalischen Religionsfondes in der Bukowina nahe bei dem dortigen königlichen Jagdschloß im Putnatale das besondere Glück, im Sommer des Jahres 1932 drei Jungluchse auf einmal lebend zu fangen. Auf seinem Dienstgange hörte er an einem Gebirgsbache ein klägliches Geschrei, und als er hinkam, sah er unter einem nassen Fichtendürrling, der quer über dem Wildbache lag, zwei mit den Wellen kämpfende Jungluchse, indes ein dritter klagend über den nassen Stamm hinter der Mutter einherbalancierte. Flugs sprang der Jäger hinzu, las die ins Wasser gepurzelten Luchsekinder auf, ergriff auch den dritten kleinen Akrobaten und versenkte alle drei in die Tiefen seines Rucksackes, wobei die in der Dichtung verborgene Luchsin abscheuliche Klage-laute von sich gab. Als ich mir gelegentlich einer Dienstreise nach dem dortigen königlichen Schlosse diese Wildlinge besah, gab es nur noch deren zwei, da infolge der Fütterung mit verdorbenem Fleische einer davon an Vergiftung unter schweren Lähmungserscheinungen eingegangen war.

Die dortige Forstverwaltung will das Pärchen zu Zuchtzwecken großziehen. Ob es gelingen wird, wollen wir erst sehen.

So sehr ich den Wolf, diesen scheuen, feigen und stets gefräßigen, nur auf seine eigene Sicherheit bedachten Landstreicher auch schon aus dem Grunde hasse, weil ich durch ihn zwei treue und ausgezeichnete Hunde in den Bergen verlor, so sehr bin ich auf das Hochkommen des Luchses bedacht. Ich habe daher dessen Fang und Abschuß in dem königlich rumänischen Gehege dem Jagdschutzpersonal strengstens verboten.

Gönne man dieser edlen Raze, aus dem Überfluß unserer Karpathischen Wälder zu schöpfen, was sich ihr bietet. Die paar Rehe, Hasen und Waldbühner, die sie reißt, wiegen lange nicht die Freude der Erlegung durch die waidgerechte Angel eines Herrenjägers auf.

Möge daher lange noch diese stattliche und vornehme Großkaze als prächtiges Naturdenkmal unsere Wälder zieren, auf daß sich auch noch fernere Geschlechter an ihrer buntgefleckten Decke erfreuen können.

Der Bär

Zu den interessantesten Vertretern des Tierreiches des transylvanischen Hochlandes gehört unstreitig neben dem Bartgeier und dem Luchs Meister Braunn, der Bär, das Urbild unbefiegbarer Kraft, das Sinnbild der uralten Gemütlichkeit, der Held zahlreicher Sagen und heiterer und belehrender Fabeln.

In allen Kulturländern Europas bereits fast ausgerottet, hat ihm die Gunst der Verhältnisse und die Unwirtlichkeit der Natur in manchen Landesteilen noch eine Heimstätte geboten, die ihn noch viele Generationen hindurch der Nachwelt erhalten wird. Abgesehen von der Skandinavischen, der Balkanhalbinsel, den Pyrenäen und Rußland ist das karpathische Waldgebiet mit seinen ungeheuren endlosen Urwäldungen eine sichere Zufluchtstätte dieses reckenhaften Repräsentanten aus grauer Urzeit.

Hier führte er, eigentlich seit der Beschränkung der Jagd und insbesondere, seitdem größtenteils unter ungarischem Regime der Hochadel die Jagden erworben hatte, in manchen Gegenden ein recht beschauliches Dasein. Nur Nahrungsorgen zwangen ihn zuweilen zu großen, oft meilenweiten Wanderungen in die mit Walddobst reichlicher gesegneten Gebiete.

So kommt es vor, daß man in manchen Gegenden Bären zeitweise gar nicht, in anderen Gegenden wiederum, wo reiche Eichel- oder Buchelmast oder viele wilde Äpfel gedeihen, auf Schritt und Tritt ihren Fährten begegnet. Damit erklären sich auch die oft unglaublich hohen Abschufsziffern, die in manchen Jahren in einzelnen Landesteilen erzielt werden, während in anderen Gebieten zu Zeiten der Bär fast gänzlich verschwunden zu sein scheint.

Die Jahre 1888, 1889, dann 1902, 1920 und 1926 gaben uns dafür den besten Beweis. Im Jahre 1888 wurden am Fuße des Fogaraser Gebirges nahe bei Hermannstadt, wo ein reicher Eichelfall stattgefunden hatte, binnen zwei Wochen etwa 13 Bären erlegt. Im Jahre 1898 hingegen wurden in einem Triebe von etwa eineinhalb

Stunden Dauer auf Sauen und Bären 52 Schuß abgegeben. Im Jahre 1902 kamen in einem Treiben von 45 Minuten Dauer sechs Bären und etwa 47 Sauen vor die Schützen. 1920 wurden allein im Fogarascher Gebirge 19 Bären erlegt. Im Herbst 1912 kamen in der Umgebung der Stadt Bistriß an der Grenze der Bukowina in wenigen Tagen 16 Bären zur Strecke.

Wenn auch diese Zahlen verhältnismäßig hohe Abschusziffern darstellen, so braucht deshalb darob niemanden um den Bestand dieses edlen Wildes bange zu werden.

Unter rumänischer Herrschaft wurde der Abschluß von Bären durch die staatliche Jagdkammer beschränkt. Der Abschluß von Bären unter zwei Jahren und von führenden Bärinnen ist sogar gänzlich eingestellt worden. Seitdem ist der Bestand an Bärwild sichtlich in die Höhe gegangen. Wenn wir bedenken, daß früher, als die Jagd noch frei war, jeder Bauer in seiner arbeitsfreien Zeit mit seinem rostigen Eisen die Gegend unsicher machte und wenn sich ein Bär oder Wolf in Nähe der Gemeinden spürte, das ganze Dorf in Bewegung geriet und bei der unglaublichen Terrainkenntnis der einheimischen Bevölkerung fast jedesmal das Wild auch vor die Schützen kam, so kann man sich vorstellen, was da erlegt oder zuschanden geschossen wurde.

Bär, Wolf oder Wildsau sind die natürlichen Feinde unserer Gebirgsbewohner. Entweder machen sie sich durch ihre unausgesetzten Räubereien in den Vieh-, Ziegen- und Schafherden unliebsam fühlbar, oder durch Verwüstung der Mais-, Getreide- und Kartoffelfelder verhaßt.

Was Wunder, daß da der Bauersmann, wann und wo er nur konnte, diese Schädlinge seines lebenden und liegenden Besitzes mit allen Mitteln zu vertilgen suchte.

Der Haß steigerte sich je nach der Gefährlichkeit und dem Schaden, den diese Räuber dem Landmanne zufügten, und so mußten Pulver und Blei, Eisen, Legebüchsen und Prügelfallen herhalten, um die Gegend von dieser Plage zu befreien. Ja selbst Feuer und Rauch mußten mithelfen, um besondere Schädlinge zu vernichten. So wurde mir unter anderem erzählt, daß zur Zeit der noch freien Jagd eine Bärin, die durch ihre zahlreichen Räubereien sich in der Petrosenyer Gegend verhaßt gemacht hatte, im Winter, als sie sich in eine Höhle einschlug und dort Junge warf, von den Dorfjägern belagert wurde.

Als nun diese ihrer Jungen wegen trotz Schreiens und Rufens nicht vor die am Höhleneingang aufgestellten Bauernschützen herauswollte, wurde sie durch Vorlegen von Fichtenstämmen einfach ausgebrannt.

Ähnliches erfuhr ich auch in der nördlichen Moldau bei Brosteni von einem alten Bauernjäger, der ganz stolz erzählte, daß sie dort einst fünf Bären aus einer Felshöhle austräucherten und dann einen hinter dem anderen wie sie eben herauskamen, erledigten.

Eine zwar furchtbar barbarische aber radikale Art, wie sich die Leute dieser Landplage entledigten. Man kann es den Leuten schließlich nicht verargen, wenn sie sich mit allen Mitteln helfen. Wenn man bedenkt, daß unsere Gebirgsbewohner ihr ohnehin schweres und mühesolles Dasein hauptsächlich der Vieh- und Schafzucht verdanken, und daß der Einbruch von Raubwild, insbesondere von Bären und Wölfen, viele Familien in einer einzigen Nacht um ihren ganzen Lebensunterhalt bringen kann, dann wird man es begreiflich finden, daß diesen Leuten oft die Geduld reißt und sie mit den Räubern ihrer Habe wenig Federlesens machen.

Ich kenne zahllose Fälle, wo durch einen einzigen nächtlichen Einbruch ganze Schafherden vernichtet wurden. Infolge der durch den Überfall entstandenen Panik sprangen die Schafe kopfüber die Felswände hinab und zerschellten. So lagen einst im Arpaschertale an 80 erschlagene Schafe, die bei der herrschenden Finsternis, zu welcher Zeit meist die Einbrüche der Bären erfolgen, einfach in den Abgrund hinabgesprungen waren.

Dann kann man Hunderte von Mönchs-Weißkopfgeiern und Steinadlern, manchmal auch Lämmergeier (*Gypaëtus barbatus*) auf solchen Leichenfeldern vorfinden, die in kurzer Zeit im Verein mit Raben, Hunden und anderem Raubzeug unter den Kadavern reinen Tisch machen.

Auch unter dem Großvieh, insbesondere im Juli und August, wenn der durch die Bärzeit herabgekommene männliche Bär kein reifes Waldbobst findet, wird oft schrecklich unter den Herden aufgeräumt und dann sind es insbesondere einzelne alte Carnivoren, die, wie die sagenhaften Ungeheuer aus der Vorzeit, durch ihre ununterbrochenen Raubzüge zur wahren Landplage werden.

So schoß ich im Jahre 1897 einen alten männlichen Bären, der in einem Sommer schon mehr als 100 Schafe, einen Esel und drei Schweine bei zwei benachbarten Herden gerissen hatte, und im Jahre

1906 einen zweiten, der durch seine Einbrüche in das Weidevieh in den Bergen der Gemeinde Drlät bereits einen sehr großen Schaden verursacht hatte, so daß sich schließlich das Gemeindeamt an mich wandte, um die Gegend von diesem Räuber zu befreien, eine Aufforderung, der ich natürlich mit größter Freude und Bereitwilligkeit nachkam. Gleiches gelang mir im Jahre 1929 mit einem solchen Schädling.

Da mir nur beschränkter Raum zur Verfügung steht, so will ich mich hier damit begnügen, zu schildern, wie Meister Braun eine Herde zu überfallen pflegt.

Einbrüche erfolgen vorwiegend in finsternen, naßkalten Nächten oder auch bei Tage, wenn dichte Nebelschwaden Berg und Tal umhüllen.

Nachdem die Schafe gemolken sind und sich dann wiederkäuend um das Lagerfeuer oder die primitive, mit Fichtenborke überdeckte Steinhütte gelagert haben, sitzen Hirten und Jungen um ein hell-loderndes Feuer und bereiten sich dort die landesüblichen Maismehlkuchen, hier Mamaliga, in Italien Polenta, genannt.

Rings um die Hirten liegen abseits die zahlreichen Köter und halten Giesta. Da schlägt plötzlich einer an. Er bellt gegen den mit Laatschen und Alpenerlen durchsetzten Fichtenbestand hin. Das bedeutet etwas, doch bringt es die Natursöhne dort beim dampfenden Kessel noch immer nicht aus ihrer Ruhe. Auch der Hirtenköter schweigt nach geraumer Zeit. Die Giobane (Hirten) verzehren in aller Gemütsruhe ihre Polenta mit Milch oder Käse, und bald liegen sie, in ihre Pelze gehüllt, schnarchend um das verglimmende Feuer. Die Mitternachtsstunde ist herangerückt und ein feiner Sprühregen löst sich aus den dichten Nebelballen.

Die Hunde schieben sich unter Felsen ein, indes die Hirten sich tiefer in ihre Pelze vergraben. Ab und zu ein hustender Laut der eng gedrängten Wollträger, dann heilige Ruhe ringsumher. Das weithin hörbare Rauschen des Gießbaches allein unterbricht die nächtliche Stille.

Da, ein rumpelnder Laut. Die Schafe stieben wie eine weiße Wolke auseinander, Hirten und Hunde springen auf, und ein Heiden-spektakel beginnt, indes Meister Braun unbekümmert um Lärm und Feuerbrände, die ihm die Hirten entgegenschlendern, seine Opfer erfaßt und ebenso rasch wieder in Nacht und Nebel verschwindet, wie er gekommen ist.

Lautes Hundegebell in den Felshängen des Tales und das Krachen der Knochen von dort her zeigen die Stelle an, wo der Räuber sein Opfer verzehrt.

Noch wagen es die Leute, mit brennenden Riensternen und durch lautes Geschrei im Verein mit den wütend Hals gebenden Hunden, dem Bären seinen Raub zu entreißen, doch Felsstücke, die ihnen um die Köpfe fliegen und zorniges Murren sind ein sprechender Beweis dafür, daß Meister Braun keine Späße versteht.

Nach und nach verstummt der Laut der Hunde. Die Hirten hüllen sich resigniert in ihre langen Pelze ein und bald umgibt wieder heilige Stille Hirten und Herden.

Als ob nichts Sonderliches geschehen wäre, verklingt auch der letzte Hals der wachsamten Rüter. Monoton wie zuvor rauscht der Wildbach in hastiger Eile zu Tale, und die Schatten der Nacht bedecken mit ihren dunklen Schleiern eine ebenso kurze wie radikale Szene aus dem Kampfe ums Dasein. So und ähnlich verläuft im allgemeinen ein Einfall in eine Lämmerherde.

Wehrhafter geht's bei Großvieh zu. Wenn hier ein Angriff bei Tag erfolgt, attackieren die gehörnten Tiere brüllend und mit hocherhobenen Schweifen den Räuber.

Ist Pez noch jung und unerfahren, so mag ihm eine solche Demonstration noch einigen Respekt einflößen. Einem alten Räuber aber imponiert dies natürlich alles nicht. Seine furchtbaren Pranken schlagen sich tief in den Leib seines Opfers ein, und als ob's ein Kätzchen wäre, trägt er das röchelnde Kind in die Dichtung hinein, wohin ihm weder Hirten noch Herde zu folgen wagen.

Daß auch nicht selten die Hüter der Herden etwas abbekommen, ist hier eine altbekannte Tatsache. So schritt vor vielen Jahren der Schafhirte Wasilie Arsenie seinen Pflegebefohlenen auf der Galea Lunga des Gebirgsteiles Strimba mare voran und war eben im Begriffe, unter einem gestürzten Stamm durchzukriechen, als er plötzlich von einem Bären unermutet überfallen und dabei mit einer dergartigen Wucht zur Seite geschleudert wurde, daß er betäubt den Abhang hinabflog. Zum Glück wiesen nur seine Hemdärmel einige Rißwunden auf, sonst war ihm nichts passiert.

Der selbe Bär fiel im Sommer zur Mittagszeit, nachdem die Schafe gemolken waren, in dem gleichen Gebirgstheil einen Schafhirten namens Wasilie Iui Juon Padon in dem Augenblicke an, als er, auf einem Fichtenstrunk stehend, seine weidende Schafherde beob-

achtete. Bei der plötzlichen Attacke kam er natürlich rücklings zu Falle, wobei er an den beiden Oberschenkeln und am Unterleib arg zerfleischt wurde. Als der zweite Gioban, sein Gehilfe, die Bedrängnis seines Gefährten bemerkend, Lärm schlug, wurde auch er angegriffen, doch hatte er noch so viel Zeit, sich auf eine Fichte zu flüchten, wo ihn dann der Bär in Ruhe ließ.

Für Unbeteiligte natürlich sehr heiter, für den Hauptakteur aber minder amüsant, war eine andere Affäre, die sich vor Jahren am Steige zwischen den Gebirgstheilen Gierbanei und Kozdesti abspielte.

Der Gioban Vasilie Julens aus dem Bergdorfe Rin Satului lag nahe bei seinen um ihn her weidenden Pflegebefohlenen in dem mit der Wolle nach außen gefehrten Schafpelz und hielt Siesta. Vielleicht von Niana, seiner brünetten Liebe träumend, lag er dahingestreckt im warmen Sonnenschein. Da plötzlich erhält er einen kräftigen Schlag und zwei gewaltige Pranken umfassen den ahnungslosen Träumer. Jäh fährt dieser auf und zu seinem größten Entsetzen sieht er in den zahnbewehrten Rachen eines Bären. Ein furchtbares Angstgeschrei durchgellt den Wald. Meister Braun läßt locker und trollt, ob seines Irrtums beschämt, dem Waldbestand zu. Eigentlich eine ganz köstliche Geschichte, wobei Peß den in seinen Pelz gehüllten Herdenhüter für einen seiner Schützlinge hielt.

Daß Begegnungen mit dem Bären nicht immer so glücklich verlaufen, beweisen zahllose Geschichten, die sich hier ereignet haben. Ich könnte viele Einzelheiten davon erzählen.

Zimmerhin sei hier hervorgehoben, daß *Ursus arctos* trotz all seiner Räubereien mehr Vegetarier als Carnivore ist. Preisel-, Heidel-, Brom- und Himbeeren sind nebst Waldbobst, Mais, Hafer, Eicheln, Bucheln, Nessel und Gras seine Haupt- und Lieblingsnahrung. Beweis dafür ist die Erfahrung, die man in mastreichen Jahren durch Auslegen von Pferdekadavern gemacht hat, um ihn für Treibjagden oder an einem Hochsitz zu kirren. Die Pferdeleichen vertrockneten oder wurden von allem möglichen Raubzeug angenommen, nur von Bären nicht. Auch verschmäht er Reptilien, Frösche, Fische, Insekten und das eßliche Gezücht der Fliegenmaden nicht, die nach Myriaden die verfaulen Tierkadaver bevölkern.

Dafür hat man hier und anderwärts eine andere, bisher vielleicht weniger bekannte Tatsache festgestellt, und zwar die, daß Meister Braun ein Leichenschänder seines eigenen Geschlechtes ist. Vor vielen Jahren wurde von einem Bauernjäger eine Bärin schwer angeschossen,

aber trotz Nachsuche nicht zur Strecke gebracht. Als nun kurze Zeit darauf einige Jäger, darunter der Kaufmann Roman Droce der Gebirgsgemeinde Resinar in einem benachbarten Gebirgstheile seines Dorfes mit seinem Waidgenossen Bucur Badilla jagte, fanden sie die bewußte Bärin größtenteils von einem Urigenossen verzehrt, zum Teil verscharrt und mit Astwerk und Rasen bedeckt. Unweit davon, sozusagen die Totenwache haltend, das Lager des Bären, der seinesgleichen gefressen hatte. Ein langer Streifen der durch den Bären abgeschärften Decke des Bärenkadavers lag daneben und wurde dann als Andenken und zur Bestätigung dieses vor drei Zeugen gemachten Fundes durch Roman Droce nach Hause gebracht.

Ein ähnlicher Fall von Kannibalismus ereignete sich übrigens anlässlich der Hirschbrunft im Reviere des Herrn Oskar Helbig-München im Karpathischen Waldgebirge der Marmaros, wo ein von ihm erlegter Bär von einem zweiten gerissen wurde, der die Reste dann verscharrte.

Gleiches wurde im königlichen Leibgehege S. M. des Königs von Rumänien in Gurghin Görgenyi Sz. Imre konstatiert und auch von mir selbst bestätigt. Welch unheimliche Kraft diesem schwarzen, so urgemütlich aussehenden Urwaldrecken innewohnt, haben schon unzählige Fälle dargetan. Es seien nur einige Proben davon hier kurz noch erwähnt.

Ein Bär hatte im Jahre 1903 unter anderem wieder einmal ein Pferd gerissen. Als nun bald darauf in meinem Auftrage der Heger Jurcoi darangehen wollte, unweit des geschlagenen Tieres einen Hochsitz zu machen, war er nicht wenig erstaunt, keinen Kadaver mehr an Ort und Stelle zu finden. Es war ihm auch ganz unmöglich, die Richtung festzustellen, nach welcher ihn der Bär fortgetragen hatte, da sich absolut keine Schleisspur im Laub erkennen ließ. Der Bär hatte somit das Pferd, welches ihm viel zu exponiert lag, einfach erfaßt und auf den Hinterpranken schreitend derart hoch getragen, daß kein Teil desselben den Boden berührte. Fürwahr, eine ganz besondere Kraftleistung, die selbst den an dergleichen Stücken gewöhnten Gebirgsjähnen jener Gegend imponierte.

Eine noch höhere Leistung vollführte im Frühjahr des Jahres 1911 ein anderer Braun, der ein im Herbst von mir eingegrabenes Luderpferd aus dem halbaufgetauten Boden herauscharrete, dann mit unbändiger Muskelkraft aus den umschließenden Erdmassen herausriß und mit sich in den Wald schleppte.

Gleiches geschah heuer 1933 im Frühjahr, als ein für Wölfe eingegrabenes Luderpferd vom Bären im königlichen Reviere Borgo-prund ausgescharrt und dann verschleppt wurde.

Eine ebenso gewaltige Kraftleistung entfaltete ein Bär gelegentlich einer Rauschbrandseuche im Tale des Zibinsflusses, wo ein starker Büffel verendete, den dann zwei Paar vorgespannte Ochsen aus der Talsohle hinweg an eine Haselhecke schleiften, wo er verscharrt werden sollte. Als am folgenden Tage die mit Spaten und Hauen bewehrten Leute zur Stelle kamen, um eine Grube für den Büffel zu machen, waren sie nicht wenig überrascht, denselben nicht mehr dort zu finden. Der Bär hatte ihn erfaßt und 300 Schritte weit bergan in einen dichtbewachsenen Waldesgraben geschleppt. Ein Kraftstückchen, das seinesgleichen wohl schwerlich noch finden wird. Daß ein angeschweißter kranker Bär den Damastlauf einer Schrotflinte wie Butter durchgebissen hatte, habe ich schon seinerzeit mit Beifügung einer Photographie in „Wild und Hund“ beschrieben.

Doch wie ungeschlacht seine Kraft und wie toll auch seine Angriffslust sein mögen, sie werden ihm zeitweise auch zum Verhängnis, da Meister Pez oder Nicolae, wie er hierzulande genannt wird, einen ebenbürtigen Rivalen findet, der ebenso kühn und wehrhaft sich seinen Feinden stellt.

So ist hier in unserem transylvanischen Grenzwalde ein Erlebnis noch allgemein in Erinnerung, welches dem Bauernjäger Bucur Buhui aus Resinar gelegentlich eines Jagdzuges in den Waldungen seines Heimortes zugestoßen ist.

Buhui war sorglos am Wege zur sogenannten Batrina, wo er am Anfsze verweilen wollte, einhergeschritten, als er plötzlich durch ein heftiges Schnauben und Brechen, welches sich ihm rasch näherte, überrascht wurde. Er hatte eben noch Zeit, hinter eine Fichte zu springen, als auch schon aus dem Dickicht ein Keiler hervorsprang, welchen ein Bär mit seinen Pranken umfaßt hielt. Auf dem Waldwege kam es nun vor ihm zu einem erbitterten Kampfe, in welchem der Keiler dem Bären einen derartig schweren Schlag versetzte, daß dieser brüllend vom Kampfe abließ und anscheinend tödlich getroffen im Dickicht verschwand.

Der Keiler war jedoch durch diesen Angriff auch derartig verletzt, daß er nur noch schwer auf den Läufen stehen konnte, worauf ihm Buhui den Fangschuß gab. Die von ihm angestellte Nachsuche hatte überdies noch das erfreuliche Ergebnis, daß er schon etwa

50 Schritte vom Kampfplatz den Bären ebenfalls verendet vorfand. „Am gasit Kukurusu si Greu“ (Ich habe Kukuruz und Weizen gleichzeitig geerntet) sagte das glückliche Bäuerlein zu seinen Landsleuten, die ihn zu der so mühelos erworbenen Beute beglückwünschten.

Einen anderen interessanten Fund machten vor vielen Jahren ungefähr elf Holzknechte am Gurdu, wo sie einen mittleren Bären und einen Keiler, über eine gefallene Fichte hängend, verendet vorfanden. Der Bär hing mit aufgerissener Kehle am Hauer des Keilers, welcher sich im Unterkiefer festgeklemmt hatte. So hing auf der einen Seite des Stammes der schwerverletzte Keiler, auf der anderen der Bär.

Ein ganz origineller Fall, der mühelos zur Erbeutung eines Bären führte, hat sich überdies auch noch im Herbst 1920 ereignet. Ein Herren- und ein Bauernjäger waren plaudernd im sogenannten Boiczaner Reviere nach einer Jagd eben im Abstiege vom Gebirge begriffen, indes die mitgeführten Bracken ungekoppelt und müde nebenher liefen.

Pötzlich gaben die Hunde unweit des Weges Laut, was den Bauern veranlaßte, nach der Ursache zu sehen. Er trat nur wenige Schritte in das Dickicht, wo er zu seiner nicht geringen Überraschung einen Bären bemerkte, welcher mit der ganzen Breite seines Körpers auf einem Keiler, diesen deckend, lag, als wollte er ihn gegen einen Angriff durch die Hunde schützen. Ein Schuß aus des Bauern Büchse machte dem interessanten Bilde rasch ein blutiges Ende.

Ein ähnliches Erlebnis erzählte mir Forstingenieur Christescu der Krondomäne Malini in der Moldau.

In allen Fällen aber ist es Meister Braun, der aus Nahrungsmangel den Angriff einleitet. Manche Sau und manch geringer Keiler werden wohl unter seinen wuchtigen Prankenschlägen die Schwarte am Kampfplatz gelassen haben. Doch da er blindwütig und durch Hunger getrieben keinen Unterschied zu machen weiß, so wird er mitunter auf einen alten grimmen Haudegen stoßen, der, wehrhaft und mit unheimlicher Kraft seine blinkenden Gewehre gebrauchend, den nicht aussichtslosen Kampf mutvoll mit ihm aufnimmt. Wenn auch die furchtbaren Taten unseres derben Waldesriesen klaffende Wunden in die borstenbedeckten Schilder des Schwarzkittels schlagen, so bringen doch mit tödlicher Wucht die mächtigen Waffen des grimmigen Bassen tief in den Leib des zottigen Angreifers, so daß ein solch wütender Kampf, von so furchtbaren Gegnern ausgefochten, für beide Teile verhängnisvoll werden kann.

Doch der König unserer siebenbürgisch-rumänischen Wälder, Meister Braun, findet mitunter auch noch andere Feinde, denen er trotz Prankenschlag und spitzen Fängen zum Opfer fällt. Dieser grimme Feind ist die Sippe Isegrims, die, in Rudeln geschart, selbst dem Bären allerdings nur jüngeren Vertretern, verhängnisvoll werden kann. So weiß ich drei Fälle, in welchen Jungbären den Wölfen zum Opfer fielen.

Vor vielen Jahren trieb sich ein ungefähr zweijähriges Pexlein noch immer trotz des hohen Dezemberschnees am Fuße des Gebirges umher. Die Bauernjäger der Gemeinde Freck, welche dies gelegentlich einer Neuen bestätigt fanden, beschloßen daher, sofort dem ruhelosen Wanderer den Garau zu machen und zogen mit ihren Hakenbüchsen und sonstigen Eisen in den nahen Wald hinaus. Sie hatten aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Während der ganze Bauerntrupp den Rückwechsel besetzt hatte, folgte ein Rumäne mit den Hunden der Fährte des Bären. Bald jedoch stieß er auf Wolfsspuren, die ebenfalls Meister Braun zu folgen begannen, bis er endlich ein Plätzchen fand, wo es zum heißen Kampf gekommen sein mußte.

Er hatte auch nicht mehr weit zu gehen, denn alsbald bewiesen blutige Hautfetzen und der arg zerzauste Kopf des armen Pexleins, daß viele Wölfe auch des Bären Tod sein können.

Der zweite Fall ereignete sich in unserem Jagdvereinsreviere und wurde mir von dem alten Bauernjäger und gleichzeitigen Vereinsheger A. Pampu mitgeteilt. Im Revierteil Entre Sibiu habe er bei guter Neue im Winter vier Wölfe der Fährte eines ebenfalls etwa 1 ½ jährigen Bären folgen sehen. Da ihn die Sache interessierte, so verfolgte er die Fährte und fand schließlich am Eise des Sibiuflusses auch nur Hautfetzen und eine Menge Schweiß, was untrüglich darauf schließen ließ, daß der Bär nach hartem Kampfe schließlich doch den Wölfen zum Fraße gedient hatte.

Gleiches erlebte ich persönlich in dem mir unterstellten königlichen Leibgehege Gurghiu, wo eine aus fünf Stück bestehende Wolfsfamilie ein junges, von der Mutter abgekommenes Pexlein, welches wir morgens 6 Uhr frisch gespürt hatten, zerrissen und verschlungen hatte. Nach Erlegung eines dieser Wölfe um 9 Uhr konnten wir Hautfetzen und den Mageninhalt des gewürgten Jungbären aus dem vollen Pansen dieses gemeinen Menehelnörders schneiden.

Ich selbst konnte an den von mir großgezogenen Bären und Wölfen die Frechheit und tückische Mordgier der letzteren beobachten.

Boizel, mein einjähriger Bär, und Peter, mein Wolf, liefen zeitweilig frei im Garten umher. Boizel war im Spiel stets der drollig gute Kerl, indes Peter stets die Lücke und Gemeinheit selbst war. Während Boizel gutmütig und kindisch mit Peter spielen wollte, sprang der Wolf, meist von rückwärts heranschleichend, auf das Bärlein und riß ihm ganze Fesseln aus der Decke, so daß ich empört über diesen rohen Streich oft mit dem Stocke dazwischen schlagen und den Wolf schließlich als Strafe für seine Hinterlist an die Kette legen mußte.

Daß aber andererseits selbst starke Rotten Wölfe einen alten Kämpferproben, ausgewachsenen Bären scheuen, bewies mir eine Beobachtung, welche ich vor dem Kriege aus der Luderhütte am sogenannten Oncesti machte, wo mir acht Wölfe gleichzeitig an den ausgelegten Kadaver kamen. Wie eingangs im Kapitel Wölfe erwähnt, war ich schon daran, den mir nächsten und stärksten davon aufs Fadenkreuz zu nehmen, als alle wie auf Kommando „kehrt“ machten und wieder im Waldesdunkel verschwanden. Ursprünglich über diese Wendung in meinem guten Anblicke unangenehm überrascht, wurde ich durch das gleich darauf erfolgte Heranschreiten Meister Brauns eines besseren belehrt. Der König des transylvanischen Waldes duldete eben keine fremden Gäste an seiner Tafel.

Wer mehr Einzelheiten und besonders naturwissenschaftliche über Meister Braun erfahren will, findet diese ausführlich in dem von mir bereits bei Kapitel Luchs erwähnten Werke „Die Hohe Jagd“*) beschrieben, wo ich Leben und Treiben sowie die Jagd auf dieses urige Wild in den verschiedenen Gebieten Europas beschrieben habe.

Im nachfolgenden will ich nun noch die Begleitumstände der Erlegung meiner 28 Bären schildern, die vielleicht einiges Interessante bieten dürften.

Daß für mich die Zahl achtundzwanzig noch nichts zu bedeuten hat, wird wohl erst verstanden werden können, wenn ich erwähne, daß ich seinerzeit als unbeschränkter Jagdgast auf den ausgedehnten Gebirgsbesitz des Grafen Samuel Teleky im Fogarascher Gebirge, dann als Jagdpächter selbst, und schließlich als 35jähriges Mitglied und Präsident der Hermannstädter Gebirgsjagdgesellschaft gewaltige Gebiete hejagen konnte, bei welchen ich seinerzeit ein ausgezeichnetes Rundschaftersystem unterhalten mußte, da ich sonst als Offizier kaum in der Lage gewesen wäre, selbst immer das Bärwild abzuspiiren und seine Einstände feststellen zu können. Abgesehen von Zufallsbegegnun-

*) Verlag von Paul Parey.

gen war es mir immer hauptsächlich darum zu tun, in den verschiedensten Situationen und unter ganz verschiedenen Verhältnissen auf Meister Braun zu Schuß zu kommen, nämlich beim Riß, beim Einfall in Herden, in seinem Winterlager, vor Hunden und am Ansig am Wechsel usw.

Hatte ich schon früher als Herrenjäger und Eigenjagdbesitzer unzählige Begegnungen mit Bären, wieviel mehr jetzt in meiner Eigenschaft als Hofjagddirektor, wo mir 21 königliche Jagden in ganz Großrumänien unterstellt sind, worunter sich unstreitig die reichsten und schönsten Rotwild- und Bärenreviere des Kontinents befinden.

Daß ich auf meinen Wanderungen und Inspizierungsreisen durch die Berge und Wälder der mir unterstellten königlichen Jagdgebiete oft Gelegenheit zu Begegnungen mit diesen ungeschlachteten Karpathenbewohnern habe, ist bei dem hohen Stande an Bärwild selbstverständlich. Hatte ich doch im Jahre 1932 allein schon das Vergnügen, an einem Nachmittage vier Bären von einem einzigen Standpunkt aus beobachten zu können.

Mein Abschuß an Bärwild in königlichen Gebieten beschränkt sich daher hauptsächlich entweder nur auf besondere Schädlinge, die mir zu wertvoll erscheinen, um von niederem Jagdschutzpersonal abgeschossen zu werden, oder auf Zufallsbären bei Treibjagden. Bei dem hohen Stand an Bärwild läuft selbst für den die Jagd leitenden Hofjagddirektor an den Flügeln der Schützenkette manchmal doch auch ein Bär in sein Verderben.

Gehe ich jedoch mit der Schilderung der Erlegung meiner Bären beginne, will ich hier noch einige underhoffte und interessante, wenn auch erfolglose Begegnungen mit ihnen schildern.

Im September 1898 unternahm ich mit meiner Frau und ihren beiden Basen einen Aufstieg in das damals mir gehörige Laithtatal, um von dort aus unseren beherrschenden Gipfel, den 2556 Meter hohen Negoi, zu besteigen. Ursprünglich ging's zu Pferde bergan, als sich aber der schmale Pfad gegen die Talsohle senkte, stieg ich ab und ging, den Troß zurücklassend, voraus. Plötzlich in einem steilen Felsgraben habe ich eine graue Masse vor mir. Ein Bär!

Ich gehe in Anschlag, ziele und drücke, aber vergeblich, es geht nicht los. Himmel, wo ist das Magazin? In der Eile bringe ich aber die Patronentasche nicht auf. Endlich — Klipp-Flapp —, rasch geladen, doch wie ich wieder ansetzen will, verschwindet eben Meister Braun hinter einer Felskluft.

Was nützt das beste Gewehr, wenn's nicht geladen ist? Recht dumm! Der wäre leicht zu haben gewesen, und zwar schon deshalb, weil er mich, mit dem Klaubn der Heidelbeeren beschäftigt, ganz nahe herankommen ließ.

Eine äußerst originelle Geschichte passierte mir im Jahre 1903. Ich war nachmittags mit meinem Wagen vom Hause abgefahren, um in den Vorbergen von Samstag auf Sonntag, meiner einzigen freien Zeit, eine Abend- und Morgenpürsch zu unternehmen. Gelegentlich der andauernden Fahrt an den Bergsäumen erwischte mich aber ein derartiges Unwetter, daß ich, bis auf die Haut durchnäßt, den Ausgang des Tales und damit das Gebirgsdorf erreichte.

Beim Ortswirt angelangt, war ich gezwungen, mich gänzlich zu entkleiden, um meine Kleider zu trocknen, wobei ich Muße hatte, bei einem erwärmenden Kaffee darüber nachzudenken, ob ich bei dem immer noch anhaltenden Regenguß den Aufstieg unternehmen solle. Schließlich siegte die Leidenschaft und, kaum etwas trocken, ging's vorerst im Flußtale dahin und dann bergan. Von zwei Soldaten begleitet, die meine beiden Saurüden führten, schob ich mich die steile Nordlehne des Berghanges hinauf.

Es war etwa $\frac{3}{4}$ Uhr nachmittags, als ich den obersten Teil eines alten, noch teilweise mit großen Klaubholzhaufen bedeckten Schlages erreichte. Mehr aus Gewohnheit als in der Hoffnung, zu dieser Tageszeit Wild anzutreffen, nahm ich meinen Repetierstutzen von der Schulter, ließ jedoch, da ich auf dem aufgeweichten Boden der steilen Lehne fortwährend ausrutschte, um ein Malheur zu vermeiden, den Schlagholzen entspannt. Ich war eben einen ziemlich schroff ansteigenden, von hohem Haselgesträuch gesäumten Steig vor meinen zwei, etwa 50 Schritte hinter mir folgenden Leuten aufwärtsgestiegen, als ich auf 25 Gänge rechts über mir auf einem gestürzten und mit Fallholz überdeckten Baumstamme etwas Braunes durch das Blätterwerk schimmern sah. Nicht ganz im klaren, was es eigentlich sei, pürschte ich mich bis auf 20 Schritte heran.

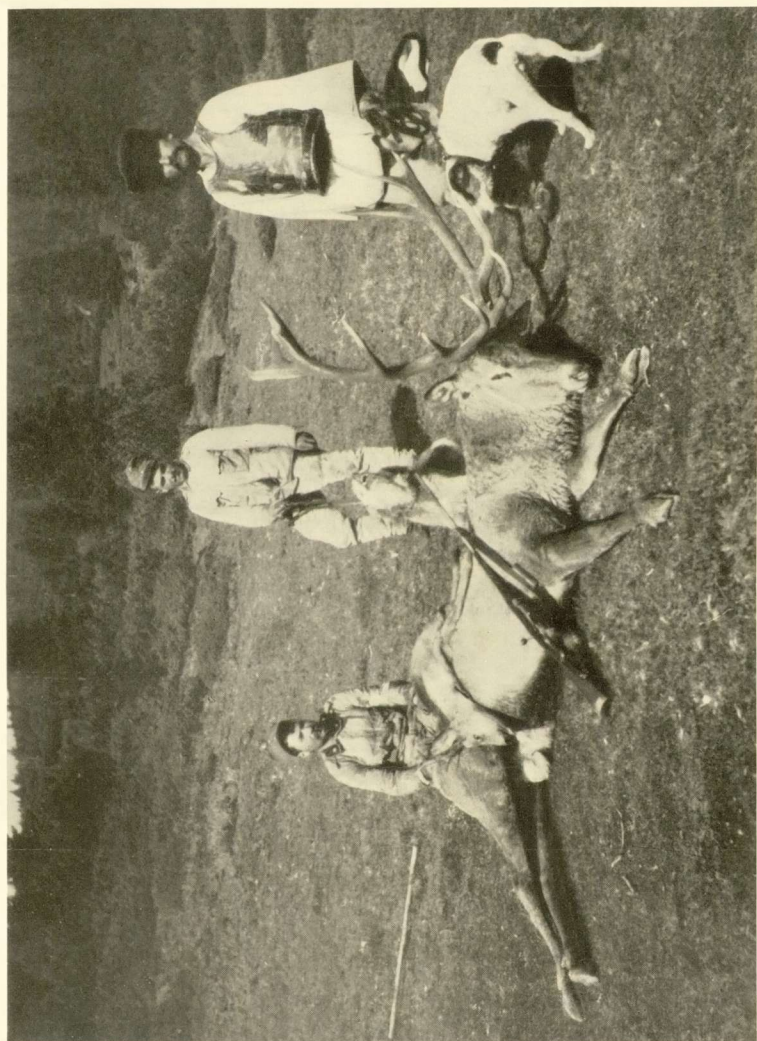
Da ich rotbraunes Haar sah, trat ich — im Glauben, ruhendes Rindvieh vor mir zu haben — noch näher heran, um noch besser durch das dichte Blätterwerk des Laubschirmes sehen zu können. Bei St. Hubertus! meine Überraschung war keine geringe, denn anstatt einer feisten Milchkuh sah ich Meister Braun direkt ins verschlafene Antlitz. Behaglich hingestreckt, mit gekreuzten Vorderpranken, knapp über mir auf dem Holzstoße lag Pex auf seiner Hochwarte und äugte

ganz gedankenlos zu mir herunter. Vorsichtig und langsam hob ich, durch das Blätterwerk gedeckt, meinen Stutzen und zielte dem Bären ruhig auf die Kehle. Durch diesen Schuß von unten durch den Hals mußte er unbedingt im Feuer bleiben. Ich drückte und drückte, doch, Teufel! die Kartaupe ging nicht los. Ich versuchte es nochmals, dem offenbar mit offenen Gehirnen schlafenden Pech die Kugel durch den Hals zu jagen, doch auch diesmal vergeblich. Verdammte Geschichte, da stimmte etwas an dem Schießseisen nicht! Ich setzte ab. Himmel! ich hatte ja bei der Plötzlichkeit meiner Wahrnehmung gar nicht entsichert. Durch diese Entdeckung nervös geworden, entsicherte ich zu hastig. Ein leises Knacken des einspringenden Abzugstollens genügte für das feine Gehör des Raubtieres. Ein Satz, und der Bär war hinter dem Holzstoß, durch das Blätterwerk gedeckt, meinen Augen auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Das war doch Heil und Pech zugleich!

Ich hätte mir im ersten Arger fast meinen eigenen Pelz vom Kopfe gerissen, da mir aber der Bär damit doch nicht wieder zu Schuß gekommen wäre, so unterließ ich dies.

Es war auch wirklich zu ärgerlich! Einem auf einem Klaubholzhaufen ruhenden Bären am helllichten Tag auf 15 Gänge unversumtet anzukommen, dabei zweimal ruhig mit ungespanntem Gewehr zielen zu können, das ist vielleicht für den Leser eine ganz heitere, für mich aber eine recht ärgerliche Geschichte. Das auf eine so originelle Art dem sonst sicheren Tode entronnene Tier war ein mittelstarker rotbrauner Bär, der, durch den heftigen Regenguß bis auf die Haut durchnäßt, wahrscheinlich den Holzstoß als Ruhelager dazu gewählt hatte, um sich dort in den warmen Sonnenstrahlen nach einem nächtlichen Streifzug auszuschlafen und auch noch seinen nassen Pelz zu trocknen.

Ein eigentümliches Pech hatte ich auch 1907. Nach einem heftigen Gufregen kam ich, vorsichtig eine Lehne bergan pürschend, an ein Bächlein, das durch den starken Niederschlag mit lautem Geplätscher zu Tal eilte. Da gerade an jener Stelle, wo der Steig vom Bächlein durchschnitten wurde, ein armdickes Buchenstämmchen in halber Manneshöhe darüberlag, mußte ich mich bücken und mit einem Satz das Kinnfal überspringen. Kaum hatte ich drüben festen Fuß gefaßt, sah ich mich auch schon Meister Braun gegenüber, der im gleichen Moment, aber ebenso überrascht wie ich, mit einem gewaltigen Satz im dichten Unterholz verschwand. Wieder ein Beweis



„Şarro“ und „Şadubrand“ beim gestrohten 14-Önder





Kormorane am Horst

dafür, daß man bei uns niemals im Walde die gebotene Vorsicht außer acht lassen darf, da man nie wissen kann, ob man nicht mit irgendeinem interessanten Wilde zusammentrifft.

Merkwürdig ist es, daß man zuzeiten nirgends Bären spürt, die Chancen für ein Zusammentreffen mit einem Bären daher auch außerordentlich verschieden sind. Ist auf der einst königlich rumänischen Seite, wo die Waldungen die nahezu vierfache Breitenausdehnung im Vergleiche zu unseren Waldungen haben, kein Walddohst, dann sind Bären und Ganan ein bei uns überall zu spürendes Wild, während im umgekehrten Falle alles jenseits der alten Grenze steht. So waren die Jahre 1910 und 1911 durch die Abwesenheit von Bären und Schweinen auffällig, und nur wenn das Weidevieh und die Schafe wieder die Hochalpen besuchten, spürte man ab und zu wieder einige Bären.

Das Gros derselben war jedoch immer noch in den ausgedehnten Waldbeständen des benachbarten alten Königreiches, da dort seit Jahren Buchelmast und Eichen reichlicher vorhanden waren als auf unserer rauhen Nordseite.

Bemerkenswert ist die außerordentliche Vorsicht, welche trotz aller scheinbaren Unbeholfenheit dem Bären eigen ist. Daß das Raubzeug einen starken Orientierungssinn hat, ist ja bekannt, daß aber die geringste Veränderung an dem vom Bären gerissenen Opfer genügt, um ihn gänzlich zu vergrämen oder auf Tage von einem Luder abzuhalten, dürfte nicht so allgemein bekannt sein.

Ich habe sicher 80 bis 100 Nächte auf Bären oberhalb gerissener oder angeschnittener Opfer Meister Brauns gelauert und dabei manche Erfahrungen gemacht.

So hatte unter anderem auch im Jahre 1907 im Sibieller Revier ein Bär bei der dort befindlichen Herde ein einjähriges Kalb gerissen. Auf die telephonische Verständigung des Ortsamtes war ich rasch zur Stelle und hörte von den Hirten, daß sich der Bär bereits zwei Nächte am Riß gesättigt hatte. Als wir die Stelle fanden, wohin der Bär sein Opfer geschleppt, war ich sofort im Klaren, daß sich dort schwer etwas machen ließe. Erstens waren dem Kinde bereits die Vorderfüße samt Blättern vom Leibe gerissen und verschleppt worden, andererseits lag es in einem von einem dichten Fichtenhorste umgebenen, scharf eingerissenen Graben, wo sich nirgends ein Hochsitz hätte anbringen lassen. Da ich aber schon den weiten Weg bis ins Gebirge

gemacht hatte, wollte ich nichts unversucht lassen, um möglicherweise zum Ziele zu gelangen.

Eine etwa vierzigjährige Fichte, die auf etwa 25 Schritte entfernt stand, konnte mir zur Not zum Ausitze dienlich sein. Ich ließ daher 5 Meter vom Boden einen Hochsitz machen, darunter die Kalbin auf eine etwa zwei Quadratklaster große freie Lichtung schleifen und setzte mich lange vor Abendwerden an, damit sich ja nur jedwede Witterung bis zum Heranwechseln des Bären verflüchtige. Um etwa 9 Uhr war schon alles dunkel um mich her. Dann hörte ich im Buchenwalde an der Lehne unter mir brechen. Immer näher und näher kommt das Geräusch, dann das leise Tappen am übergrastem Waldboden, als ob ein Mensch mit weichen Pantoffeln herankäme, und dann stand das königliche Wild hart unter meiner Fichte. Mit verhaltenem Atem folge ich gespannt jeder Regung. Meister Braun zieht Wind: „fffft . . . ffffft“. Er kann gar nicht genug Luft schöpfen. Ihm stimmt etwas nicht. Etwa fünf Minuten dauert diese Totenschan, für mich natürlich eine Ewigkeit. Dann umkreist das Raubtier die Reste seines Opfers, beschnuppert den Boden, verharrt eine Zeitlang noch regungslos und von mir ungesehen unter dem schützenden Astgewirr der mich umgebenden Fichten, und dann geht's wie vorher — vorerst am Rasen tappend, dann laut brechend — wieder ab.

Nach 20 Minuten dasselbe Manöver, welches sich so noch einige Male wiederholte. Im ganzen hat Meister Braun fünf Besuche in jener Nacht seinem Raube abgestattet, offenbar sehr hungrig, aber ohne Mahlzeit zu halten.

Durch die Veränderung von Platz und Lage des Kadavers mißtranisch gemacht, vermied er es, aus dem schützenden Astwerk der das Luder umgebenden Fichtenstämmchen hervorzuwechseln, bis schließlich statt des Kerns die zerstreuten, umherliegenden Röhrenknochen des Kindes die Kraft seines furchtbaren Gebisses verspüren mußten. Natürlich war es ein ganz eigenes Gefühl für mich, im Halbdunkel der Nacht am Baume zu sitzen und es anhören zu müssen, wie das Raubtier in unmittelbarer Nähe von mir krachend die Knochen seines Opfers zermalmt. Ich blieb natürlich bis zum Morgengrauen am Baume, doch Braun war gescheiter als ich, er exponierte sich nicht. Die zweite Nacht kam er überhaupt nicht mehr, so daß ich, da mein Urlaub zu Ende ging, unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte.

Diese Erfahrung machte ich noch zu wiederholten Malen, daß man in den folgenden Nächten dann ganz vergeblich den Hochsitz be-

zieht, wenn der Kadaver nur um wenigstens von der Stelle geschleift wird. Auch versuchte ich es einmal, bei einem von zwei Bären angenommenen Pferdekadaver einen meiner Hunde, eine langhaarige Dachsbracke, frei zu lassen, um das Mißtrauen der Bären zu bannen, andererseits aber deren Fressneid zu wecken.

Es versagte damals auch dieses Mittel, da beide Bären, die noch vor der Dämmerung herankamen, von meinem Seckel so lange im Dickicht wütend angekläfft wurden, bis ihnen schließlich ein unversehrter, sie schräg streifender Windstoß meine Anwesenheit verriet.

Es war im Frühjahr 1897. Ich hatte damals gelegentlich einer Nachmittagspirsch zwei starke Rehböcke erbeutet, und da es bis zum Abendwerden noch geraume Zeit hatte, so entschloß ich mich, mit meinem Jäger George Pisteu auf einer breiten Alpwiese anzusetzen, um dort noch mein damals so ausgiebiges Heil auf einen borstigen Schwarzkittel zu versuchen.

Meine schönen Hoffnungen wurden aber insofern getäuscht, als tatsächlich etwas Schwarzes einherkam, doch anstatt der erwarteten Schwarzkittel sich regenschwere schwarze Gewitterwolken heranschoben, die alsbald ihre gewaltigen Wassermassen unbarmherzig auf uns herniedergossen.

Als der Regen aufgehört hatte, begann es auch allmählich zu dunkeln, und so entschlossen wir uns, den Rückweg anzutreten. Die beiden Böcke wurden auf eine Stange gestreckt, und nachdem ich, im Glauben, bei dieser bereits vorgeschrittenen Dunkelheit auf kein Wild mehr zu Schuß zu kommen, auch meine Kilometerbüchse entladen und den Mündungschoner aufgesetzt hatte, zogen wir, unter der schweren Last keuchend, heimwärts. Ich trat eben als erster aus dem dunklen Fichtenwalde in der Talsohle auf eine nur noch schwach beleuchtete Blöße im schotterigen Flußbette, als ich an der Stelle, wo einst eine Sägemühle stand, einen schwarzen Klumpen vor mir sah. Da ich dies bei oberflächlicher Betrachtung für die angehäuften Reste des abgebrannten Sägewerkes hielt, beachtete ich die Geschichte nicht besonders und schritt wohlgemut mit meiner baumelnden und schweren Last geradewegs darauf los. Ich mochte aber kaum 30 Schritte davon entfernt gewesen sein, als sich die schwarze Masse plötzlich löste und vierfach geteilt schnaubend zu flüchten begann. Rasch gefaßt, warf ich im Nu meine Bürde von der Schulter und schob so eilig wie nur möglich ein Magazin ins Gewehr. Doch als ich mit meinem Klipp-Klapp fertig war, war auch die schwarze Gesellschaft in Nacht und Wald

verschwunden. Mein Schweißhund Flori riß wie besessen am Riemen und gab Laut, was das Zeug halten wollte, indes mein Jäger Pisteä und ich uns wie begossene Pudel stumm anblickten. Ein kerniger rumänischer Fluch rutschte mir endlich durch die Zähne, während George für den Augenblick nichts als nur ein kleinlautes „wai, wai“ über die Lippen brachte. Das war ein „Caupech“. Hätte ich meine Büchse geladen gehabt, so wäre dies einer meiner schönsten Fangtage geworden. Einer der vier Braunen hätte sicher ins Gras gebissen. Nicht weniger als vier Bären waren es, und zwar eine starke Bärin mit drei einjährigen Jungen, die, eben auf einer nächtlichen Exkursion begriffen, mit uns so unerwartet und zur gegenseitigen größten Überraschung zusammenstießen.

Ich hätte bei geladenem Gewehr trotz der schwachen Beleuchtung ganz leicht einen der vier Bären aufs Korn nehmen können, zumal die alte Bärin auf kaum 40 Schritte nochmals verhoffte und dann erst, von ihren drei Sprößlingen gefolgt, im Waldesdunkel verschwand.

Mein Saurüde Flori gebärdete sich beim Anblick der vier Bären wie toll, aber an ein Schnallen desselben war absolut nicht zu denken, da ich, falls sich die Bärin gestellt hätte, im stockfinsternen Walde ohnehin nichts hätte ausrichten können.

Pech ist Pech, dachte ich mir, und um ein interessantes Erlebnis reicher, zog ich, von der verfloßenen Abendpürsch gänzlich befriedigt, aber auch unter der Last der beiden Böcke seufzend, dem noch ziemlich fernen Forsthause zu.

In Schweiß gebadet langten wir endlich bei pechschwarzer Nacht dort an, und nicht wenig erstaunt waren meine Frau und die im Forsthause beschäftigten Leute, als sie von meiner so seltenen Begegnung erfuhren.

Es ließen sich natürlich noch ähnliche kleine Geschichten und erfolglose Begegnungen mit Meister Braun berichten, doch nun zur Schilderung der Erlebnisse bei Erbeutung meiner verschiedenen Bären!

Ein herrlicher, echt siebenbürgischer Herbst war es. Der reiche Regen der Felder war längst schon heimgeführt, nur der goldgelbe Mais harnte der Ernte. Es war auch schon höchste Zeit hierzu, denn wollten die am Fuße der Berge wohnenden Landleute ihre duftende Mamaliga essen, so mußten sie zusehen, daß bald alles heimkomme, bereits stellten sich ungebetene Gäste ein, die für Kukuruz eben-

falls eine ganz besondere Schwäche zeigten. Meister Braun und nimmersatte Schwarzkittel brachen und schmagten nchtelich in den Feldern, und was nicht den Weg alles Irdischen durch den Magen ging, das wurde von den ungeschliffenen Gesellen erbarmungslos zusammengetreten.

Auch hier, nur eine Stunde von meiner Garnisonstadt entfernt, nächst einer am Fuße des Gebirges gelegenen Ortschaft, hausten drei Bären allnchtelich in den reichen Fruchtfeldern, so daß sich endlich die friedlichen Landbewohner entschließen mußten, diesen drei Unholden auf den Leib zu gehen. Man beschloß daher damals, es war am 29. September des Jahres 1889, eine Treibjagd zu veranstalten, zu der auch ich nest einigen anderen Offizieren eingeladen wurde. Es war dies die erste Treibjagd, die ich hier in Hermannstadt mitmachen sollte, da ich ja erst seit wenigen Monaten von einer andern Gegend Siebenbürgens hierher versetzt worden war.

8 Uhr morgens war das Stelldichein vor dem Wirtshause „Zum Karpathenvereine“. Als Krieger gewöhnt, pünktlich zu sein, traf ich nach dreiviertelstndigem Ritte mit meinem Schimmel vor dem Wirtshause, dem angesagten Versammlungsplatze, ein. Kein Mensch war dort, weder vor noch in dem bezeichneten Gasthause, zu sehen. Merkwürdig, dachte ich mir und fürchtete schon, zu spät gekommen zu sein, als mir der Wirt die beruhigende Mitteilung machte, daß die Herren nicht so pünktlich erschienen, und ich mich nur in Geduld fassen möge.

Nach einem zweiten Frühstück und nach einhalbstndigem Warten endlich traf ein biederer sächsischer Waldheger ein, der mich mit den Worten: „Guten Morgen! aes der Herr schun kun?“ (schon gekommen) begrute.

Bis 10 Uhr waren die meisten Teilnehmer schon zusammengekommen, die sich aber sofort nach ihrem Eintreffen so hartnäckig hinter ihre Weingläser setzten, daß ich schon alle Hoffnung auf einen tatsächlichen Ausmarsch zur Jagd aufgab.

Um ½11 Uhr wurde endlich aufgebrochen und langsam dem Walde zu geschlendert. Hierbei wurde laut debattiert, ob sich die Jäger im Tale oder auf der Höhe, mit Gesicht oder Rücken gegen die Treiber aufstellen sollten.

Plglich fiel es jetzt einem der Jagdveranstalter ein, daß sein Gewehr noch im Wirtshause seiner harre, was natürlich zur Folge hatte, daß die ganze Gesellschaft bis zum Eintreffen des alten Schieeisen

warten mußte, welch willkommene Pause aber von den eifrigen Jägern zur Leerung einiger Gläser Pali (Palinka-Schnaps) benützt wurde.

Endlich ging die Jagd an. Ein entseßlicher Radan mit allerhand Instrumenten verkündete den Beginn des Triebes. Bum-bum krachten zwei Schüsse links von mir, und gleich darauf hörte ich ein kräftiges Brechen im Dickicht und sah kurz danach den Schatten eines in gewaltigen Fluchten durch die Dichtung dahinstürmenden Bären, der, leider unerreichbar, bei mir vorüber zu einem biedereren Ortsinsassen wechselte, den er fast umzurennen drohte und der mit dem Rufe: „Der Bir, der Bir“ einen Schuß auf ihn abfeuerte.

Das war nun das Signal, um auf den durch dichtes Stangenholz nur als Silhouette sichtbaren flüchtigen Bären zu feuern, was bei der Enge der Jungbuchenschäfte mehr der Forstkultur als Meister Braun zum Schaden gereichte. Das Geläute der den Bären verfolgenden Hunde war längst verklungen und die Jagd abgeblasen, und damit das Signal zu lärmenden Gelagen der allzeit durstigen Rehlen gegeben. Ich stand eben mit einigen städtischen Jagdgästen plaudernd abseits der zechenden Gruppe, als ich erneut das Gebell der nun wieder jagenden Hunde dem Lagerplatze zukommen hörte.

Wie elektrisiert ergriff ich rasch meine Büchseflinte und, die stets durstige Gesellschaft zurücklassend, verschwand ich, von noch zwei Jägern gefolgt, in den mit dichtem Unterholz bewachsenen Buchenwald. Ich hatte kaum 400 Schritte laufend zurückgelegt, als die Jagd schnurstracks gegen mich daherkam, aber unweit vor mir haltmachten, wobei die ganze Meute wütend Standlaut gab. Vorsichtig schob ich mich durchs Dickicht dem heftigen Gebell der Hunde zu. Anfänglich sah ich nur einen der Hals gebenden Rüden, ohne im geringsten etwas von Bären wahrzunehmen. Da plötzlich teilte sich das Gesträuch, und mit offenem Fange sehe ich den hartbedrängten Pex auf einen der Kläffer losstürmen. Meine Büchse fliegt an die Backe, um dem Braunen eine Gypseßkugel durch den Leib zu jagen, doch da drehte mir das Schicksal ein Schnippchen, und was mir bis damals noch niemals passierte, geschah, es versagte mir die Patrone. Rasch entschlossen riß ich mit dem zweiten Laufe Funken und schoß auf den mir gegenüberstehenden Bären eine Rundkugel ab. Pex bäumte sich hoch auf und brach dann in sich zusammen. Mit Wut sprangen die Hunde nun auf den verendenden Feind, um an diesem ihr Mütchen zu kühlen. Doch er raffte sich nochmals auf und rannte mit letzter Kraft gegen einen sich zu mir flüchtenden Brackierhund los. Ich sprang behend hinter

einen neben mir stehenden Eichenstamm, riß auf gut Glück den Hahn des Versagers auf, und krachend fährt das Gypressegeschöß aus dem Laufe, so daß der Bär, von der zweiten Kugel durchbohrt, auf 15 Schritte tot vor mir zusammenbrach. Mittlerweile waren auch jene zwei andern Jäger herangekommen, welche es sich nicht nehmen lassen wollten, auch noch aus Rache für verwüstete Kukuruzfelder dem wehrlos daliegenden Feinde einige Posten auf den Pelz zu brennen. Stöhnend lag diese seltene Beute zu meinen Füßen. Mein erster Bär! Wer kann jenes gehobene herrliche Gefühl beschreiben, das mich damals beseelte. Mein erster Bär! All mein schönstes Hoffen und Sehnen war erfüllt, denn hier lag verendend das Urbild wilder Kraft und Stärke vor mir. Es war allerdings kein besonderes Exemplar, aber ein Bär war es doch, und dies war für mich damals die Hauptsache. Singend und johlend wurde im Triumphe die silbergrane 1½jährige Bärin in den Ort getragen, wo von der übrigen Gesellschaft bei klirrenden Gläsern ein Tag beschlossen und der andere begrüßt wurde. Man tat da so wie bei den alten Deutschen und trank immer noch eins, ehe man ging, nur lag man nicht auf Bärenfellen, sondern unter den Tischen. Ich aber für meinen Teil zog es vor, die erlegte Bärin auf einem Wagen heimwärtszuführen, streng nach christlichem Grundsatz handelnd. Jedem das Seine.

Meinen zweiten Bären schoß ich mitten in einer Buchendickung von einem isolierten wilden Birnbaum aus, da sich nach Losung und Haarbüscheln an der Baumrinde feststellen ließ, daß sich hier ein Bär des öfteren zum Fraß des abgefallenen Wildobstes einzustellen pflegte.

Es war tatsächlich kaum die Sonne bis an den Rand des Horizontes gesunken, als auch schon ein tiefschwarzer Mittelbär unter dem Baume erschien, um eine Birne vom Boden aufzulesen, in welchem Augenblicke er von oben herab die Kugel mitten durch den Nacken erhielt, so daß er lautlos in sich selbst zusammenbrach.

Die Erlegung meines dritten Bären habe ich in der „Hohen Jagd“ so ausführlich beschrieben, daß ich diesen erfolgreichen Anstiß nicht weiter zu schildern brauche.

Ich will hier nur erwähnen, daß es diesmal ein sehr starker männlicher Bär war, der mir durch sein unerwartetes Annehmen über den mich deckenden Laubschirm hinweg, tatsächlich hätte gefährlich werden können, wenn er sich nicht, anstatt mit seinem wirklichen Feinde, mit meinem unschuldigen Mantel und Feldstuhl unnütz lange

beschäftigt hätte, wobei er mir Zeit gab, erneut zu laden und ihm über meinen durch ihn zerrissenen Mantel und zerbissenen Feldstuhl den Gangschuß zu geben.

Ich führte damals eine Expressbüchslinte und einen Drilling mit der gleichen langen 450 Expresspatrone. Unerfahren, wie ich seiner Zeit war, hatte ich es nie versucht, die gleichen Hülzen in den zwei verschiedenen Laderäumen nach Wiederladen der verschossenen Patronen auf ihre Dichtung und Lagerung zu erproben. Da das Patronenlager der Büchslinte um ein geringes weiter war als beim Drilling, so mußte sich die Hülse nach dem Schusse naturgemäß etwas blähen, was zur Folge hatte, daß die wiedergeladene Patrone beim Drilling nicht ganz hinein ging, indes die Originalpatrone des Drillings hingegen tiefer in die Büchslinte glitt, wobei es bei meinem ersten Bären, wie oben geschildert, einen Versager gab.

Ich hatte auf meinen dritten Bären alle drei Läufe meines Drillings abgefeuert und erwischte durch einen unglücklichen Zufall eine aufgeblähte wieder geladene Patrone der Büchslinte. Diese ging weder ganz hinein, noch bekam ich sie in der Eile aus dem Laderaum heraus, was dem schwerverwundeten Braunen Gelegenheit gab, zu mir in den Laubschirm zu steigen, wo er sich, nachdem ich von dort herausgesprungen war, mit meinem Mantel und Feldstuhl befaßte. Auf diese Art war mir Zeit und Gelegenheit geboten, mit dem Waidmesser endlich die festgeklebte Patrone herauszureißen und durch eine passende zu ersetzen, mit welcher ich dann der wilden Bestie den Gar aus machen konnte.

Diese beiden Erlebnisse waren mir eine ausgezeichnete Lehre für die Zukunft, so daß ich niemals mehr ohne vorherige Sortierung des Patronenvorrates eines oder das andere der beiden Gewehre in Gebrauch nahm, bis endlich auch bei uns der Sühler 8 Millimeter Repetierstutzen seinen Eingang fand und ich die beiden Expressgewehre dem alten Eisen zugesellen konnte.

Allerdings dauerte dies noch eine Weile, so daß ich bis zur Erwerbung einer solchen Kilometerbüchse, wie man sie damals nannte, noch einige Bären mit der Expresspatrone in die anderen Jagdgründe befördern mußte.

1892 war es, als bei dem damaligen reichen Eichelfalle in den Vorbergen eine Menge Gauen und Bären aus den Hochlagen herabwechselten, um für die rauhe Winterzeit Feist und Kraft zu sammeln. „Sonntag machen wir eine Treibjagd“, sagte mir mein Freund Wald-

tenfel, „da wird's knallen, ich weiß acht Bären dort.“ Ja, er hatte recht. Ich selbst spürte mindestens auch so viele, als ich dort einen Monat vorher im Eichenwalde ansetzend den vorerwähnten starken Bären auf dem Wechsel schoß.

Sonntag klappte alles. Etwa 100 Treiber aus dem nahen Dorfe drückten im Unterholze des Eichenhochwaldes gegen uns, die wir schon vor Morgengrauen an den Rückwechseln von Bär und Schwarzkittel am Fuße der Berge standen. Merkwürdigerweise fiel nicht ein Schuß. Mir kam ein Uhu zugestrichen und baumte dicht über mir auf einer Rotbuche auf, doch der Gedanke, ein Stück Großwild zu vergrämen, hielt mich naturgemäß von einem Schusse ab.

Dafür wars aber im zweiten Triebe um so flotter. Nikolae Dates, ein alterfahrener Raubschütze, postierte uns Jäger. Alles hatte schon sein Plätzchen erhalten, nur ich noch nicht. Das ärgerte mich. Ich war ihm offenbar für einen guten Stand noch zu jung. „Warum stellst du mich denn nicht auch einmal an?“ fragte ich ihn etwas unwillig. „Laß gut sein“, meinte er, „was ausbricht, kommt zu uns, wir stellen uns nach Ucia an die Grenze . . .“ „Eingverstanden, du sollst nicht schlecht fahren, wenn ich zu Schuß komme“, erwiderte ich dem Alten und folgte dann besserer Laune seinen Schritten. Endlich erhielt auch ich mein Plätzchen. Vor mir ein tiefer Graben, rundum sehr schütterer Hoch- und wechselvoll dichter Buschwald. Rechter Hand an der gegen mich abfallenden Lehne gab's hohes, rotbraunes Farnkraut. Ich stand am südlichen Uferrande neben einem dicken Baumstrunk.

Ein Blick nach der Uhr zeigte, daß der Trieb schon begonnen haben mußte. Zwei Rundkugeln in den Schrotläufen und eine Expresskugel im Drilling, stand ich nun voller Erwartung auf meinem Plaze. Da horch! es bricht vor mir im Dickicht, und im selben Moment steht ein silbergrauer Bär, auf etwa 20 Schritte verhoffend, an der jenseitigen Grabenlehne. Ich halte aufs Blatt und gebe Feuer. Ein dumpfes Murren quittierte die Expresskugel, indes das Raubtier, das Gleichgewicht verlierend, in den Graben hinabkollert. Schwerkrank erklimmt es dann noch meine Seite, um kaum fünf Schritte von mir todwund nach dem Treiberlärm zu lusen. Da schlägt eine Rundkugel durch seinen Leib, so daß es erneut kraftlos in die Grabensohle zurückkollert, um sich jenseits schwerkrank langsam in die Dichtung zu schieben. In der Befürchtung, den Bären zu verlieren, lasse ich mich durch mein damals noch etwas unruhiges Temperament

verleiten, meinen Stand zu verlassen und einige Schritte zu folgen. Da bricht es abermals rechts von mir, und in toller Flucht passiert eine Bärin mit einem Jungen unweit von mir, ohne daß es mir bei der Plötzlichkeit ihres Erscheinens möglich gewesen wäre, sie zu fassen. Das hatte ich einmal schlecht gemacht, also rasch zurück, die Lehne hinauf auf meinen Platz. Ich hatte aber diesen kaum erreicht, als ich mich einem vierten, einem etwa anderthalbjährigen Jungbären gegenüber sah. Er befand sich auf derselben Stelle, auf der ich den Grauen beschossen hatte. Diesmal machst du's besser, bligte es mir durch das Hirn. Ins Haupt, da bleibt er am Fleck! Noch außer Atem, wackele ich hinein. Ein Knall, und der Bär geht gesund zum Teufel.

Der Trieb war aus. Der Silbergrau lag nur wenige Schritte im Dickicht auf der Strecke, doch hatte ich dafür die drei anderen verpaßt. Recht ärgerlich! Ich war eben noch zu jung für einen solchen Anlauf, zu unruhig für einen Anblick, den ich niemals wieder bei Treibjagden haben sollte. So geht es aber, wenn man seinen Stand verläßt. Eine gute Lehre für die Zukunft.

Zwei Jahre darauf, im August 1894, hatte ich ganz unerwartet aus einem nahen Gebirgsorte einen Brief erhalten, der mich nach Form und Schreibweise an die Zeit der alten Ägypter erinnerte. Nach Entzifferung dieser Hieroglyphen wurde es mir schließlich klar, daß mich der Besitzer einer Lämmerherde im sogenannten Großen Burnjan wieder einmal bat, zu seinen Schafen zu kommen, da eine Bärin regelmäßig nächtlich bei ihm einbräche und bereits erheblichen Schaden angerichtet habe.

Diese Nachricht kam mir ganz gelegen, da ich ohnedies am 16. August den Negoï (2556 m) besteigen mußte, um einen hohen fremden Gast, es war dies der damalige königlich rumänische Minister „Take Jonescu“ samt seiner Gemahlin, welcher von rumänischer Seite den Gipfel erklimmen wollte, in unser Schutzhaus herabzuleiten. Am 17. August verabschiedete ich mich nun von der im Schutzhaus versammelten zahlreichen Gesellschaft, um aus dem Seratale nach Übersezung des Kammes in den oberen Burnjan zu gelangen.

Es war $\frac{1}{2}$ 3 Uhr nachmittags geworden, als ich die passierbare Scharte am Grate erreicht hatte, durch welche ich nach kurzer Rast den Abstieg zum Lagerplatze der Herde antrat. Ich brauchte nicht lange deren jetzigen Standort zu suchen, denn eine dunklere Stelle im Gerölle zeigte mir schon von weitem den gesuchten Ort.

Nach einstündigem Marsche war ich in der Borde (Felshöhle).

Die unter einen Stein geschobene Bunda (Schafpelz), Art und der für einen Hirten hier unentbehrliche Polentakessel bestätigten die Richtigkeit meiner Annahme. Während mein Bursche die Rucksäcke auspackte und ein Feuer ansachte, begann ich nach einem kurzen Umblick die mir sehr gut bekannte Gegend zu rekonoszieren. Ich fand dabei eine Menge Reste der nächtlichen Opfer sowie noch blutige Hautfetzen und den halben Kopf eines frischgerissenen Widders. Die Borde lag nahe an einer steilen, von Grasbändern durchzogenen Felswand zwischen Geröll und Felsstrümmern, so daß man von ihr aus die umliegenden kahlen Schutthalden gut übersehen konnte. Unterhalb des bezeichneten Platzes, ungefähr hundert Gänge davon entfernt, bedeckten Krummholz und Alpenerlen in wüstem Durcheinander die chaotisch verworrenen Steintrümmer, und mitten durch diese rauschte aus den höher gelegenen Schneefeldern herab ein schäumender Gießbach. Der glühende Sonnenball neigte sich bereits dem Ende seiner Tagesbahn zu und nur der westliche Talhang und die gegenüberliegenden Felszinnen erglühnten in hellerem Lichte. Majestätischen Fluges strichen langsam zahlreiche Geier nach ihren Schlafplätzen. Eine Gemse mit ihrem Kiglein trat vorsichtig äugend zur Abendäsung aus den dichten Latschenbeständen, indes bald darauf der dunkler gefärbte Bock, an den Alpenerlen naschend, zum Vorschein kam.

Lange beobachtete ich noch das muntere Treiben dieser zierlichen Alpengazellen, die übermütigen Sprünge des niedlichen Kigleins, als plötzlich Geiß und Bock die Köpfe aufwarfen und mit einem schrillen Warnungspfiff nach wenig Fluchten im Krummholz verschwanden.

Neugierig blickte ich nach allen Seiten, um die Ursache des Verschwindens zu finden, und bald hatte ich sie. Die Lämmerherde mit ihrem Hirten kam zu Tal. Hoherfreut schüttelte mir Manin, der Herdenbesitzer, die Hand, und mit einigen kernigen Flüchen über den nächtlichen Räuber, der die verflossene Nacht seinen schönsten Widder gerissen, trieb er die Lämmer zusammen. Mein Bursche half ihm dabei, und nicht lange währte es, lag hart an die Borde gedrückt die ganze Herde beisammen. Langsam und leise war der frohe Gang der Ringamsel verklungen, indes wir enggedrängt um den brodelnden Mamaligakessel saßen. „Mit dem Teufel, Herr, muß es heute zu gehen, wenn die braune Bestie nicht kommt. Kaum daß wir gegessen haben, trollt sie gewöhnlich schon aus jener Felswand heran.“ Dampfend wurde die Polenta aus dem Kessel geschüttet, wir hatten uns gründlich und gut gestärkt, doch kein Bär war gekommen.

Klar war der Himmel und angenehm lau die Abendluft. Den Schafpelz umgeworfen, ich von Maniu und meinem Burschen in die Mitte genommen, die Büchse neben mir, legten wir uns auf eine Steinplatte mitten unter die Schafe und schiefen bald ein.

Lange hatten wir aber nicht geruht. Ein Auseinanderspringen der Herde weckte uns plötzlich, die Bärin war eingebrochen. Nur zwölf Schritte ab stand sie, mir die Breitseite bietend, auf einem erhöhten Felsblock mitten unter den Lämmern. Ich riß kniend die Hähne der Büchsflinte auf, als sie, mich bemerkend, mit einem Satz hinter das Felsstück sprang. Jetzt erst erwachten die verschlafenen Rötter und begannen ein Zetermordio wegen des an diesen Spektakel gewöhnten Räubers. Die Bärin war nur wenige Schritte zur Seite gesprungen und stand, von den Hunden gestellt und vom Mond hell beschienen unter der nahen Felswand. Mit gespanntem Gewehr kroch ich über das Geröll der verbellten Braunen zu, die trotz meines Kommens nicht von der Stelle wich, sondern sich nur spitz gegen mich lehnte. Wir standen uns auf nur zehn Schritte Aug' in Aug' gegenüber.

Ich hob meine Büchse und zielte lange auf die breite, mir zugewandte Brust. Ein Feuerstrahl, und donnernd widerhallte mein Schuß, von dem Wutgebrüll der über die Felsen herabkollernden Bärin beantwortet, durch die Berge. Ich hatte getroffen. Laut Hals gebend verfolgten sie die Hunde, bis sie nach kurzem Standlaut vom Krummholz zurückkehrten.

Ein zweiter Schuß war unmöglich mit Sicherheit anzubringen.

„Das hast du gut gemacht, die kommt nicht mehr wieder“, sagte Maniu, mir die Hand auf die Schulter legend. Ich selbst war froh, auf eine so geringe Entfernung meine Expresskugel angebracht zu haben. Doch ehe der Bär nicht vor mir lag, frohlockte ich nicht. Lange währte die Nacht. Kaum schien das erste Morgenrot durch den umwölkten Himmel, war ich auf, um die edle Beute zu suchen. Schweiß, sehr viel Schweiß, und zwar nach vorne gespritzt auf das Geröll. „Hier ist er gefallen, da muß er liegen“, rief mein Bursche mir zu. Richtig hingen Haare an einem spitzen Block und ein langer Streifen Schweiß zeigte den Sturz. Von da an führte die Rotzfährte nur schwach in die mit dichtem Krummholz und Alpenerlen bedeckte Geröllhalde, wo sie gänzlich aufhörte. Der mittlerweile eingetretene Regen verwischte jedoch jede weitere Spur, und mich auf eine spätere gründliche Nachsuche, die dann auch zum Ziele führte, mit den Hunden der Stina vertrauend, stieg ich zu dieser ins Leithatal hinab. Kaum

hatte ich aber die Talsohle erreicht, so ging ein furchtbares Unwetter los, das mich den ganzen Tag über zwang, in der Hütte zu bleiben.

Schwere, naßkalte Nebel senkten sich über den Kamm des Gebirges, und ich und mein Bursche waren froh, endlich das schützende Dach und ein wärmendes Feuer erreicht zu haben. Die durchnässten Kleider wurden zum Trocknen aufgehängt und Mittagsrast gehalten. Nur recht langsam verging die Zeit. Während wir mit den Hirten, die nicht genug von Pëz und seinen bösen Taten berichten konnten, plauderten, wurde die gänzlich nasse Büchsflinte gereinigt. „Besonders einer dieser Schufte“, sagte Wasilie, drohend die geballte Faust erhebend, „schwarz wie der Teufel ist er und größer als die Bärin, auf die du heute schossest, der kommt oft des Nachts zu uns, doch die acht Hunde lassen ihn nicht heran, sonst hätte er ebenso vielen Schaden gemacht wie der Luchs im Leizel, der vorgestern unsern besten Hund erschlug.“

Endlos schien der Tag. Immer tiefer und tiefer senkte sich der dichte Nebelschleier, bis mit Ausnahme der Talsohle das ganze Gebirge in ein dichtes Wolkenmeer gehüllt war. Ungeduldig harrten die „Giobane“ (Hirten) auf die heimkehrende Herde, während ich, auf einen Schafpelz gestreckt, zu schlummern begann. Ungefähr 5 Uhr nachmittags war es, als einer der Hirten, der sich aus der Etina entfernt hatte, um nach den Pferden zu sehen, plötzlich mit dem Rufe: „Ein Bär! Ein Bär frisst unsere Pferde!“ zur Türe hereinstürzte. Im Nu sprang ich auf, riß die Büchse vom Balken und eilte mit vier rasch ergriffenen Patronen in die von dem Hirten hastig bezeichnete Richtung. Der Bär war in einen jungen Fichtenbestand gewechselt, der einerseits vom felsigen Bett des rauschenden Leithabaches, anderseits von einer breiten fahlen Rutschung eingeschlossen war. Da hinüber mußte der Bär, um zu den Pferden zu gelangen. Dies war mein erster Gedanke und dahin lief ich auch. Bis an die Knie im Wasser durchwatete ich den schäumenden Gebirgsbach und schlich vorsichtig spähend gegen den Rand der Schuttlawine. Kaum hatte ich jedoch einige Schritte gemacht, als ich eine dunkle Masse langsam zwischen den Fichtenstämmen gegen mich herankommen sah. Es war der Bär. Geräuschlos sank ich auf ein Knie und ließ den Nichtsahnenden vertraut anlaufen. Ich lag im Anschlag. Eine Wendung, und er trat hinter einem Fichtenstamme hervor. Meine Büchse folgte jeder seiner ruhig gemessenen Bewegung. Jetzt verhofft er und ängstwindend gegen die am jenseitigen Bachufer äsenden Pferde. Welch

ein Anblick! Tausende von Jägern hätten mich um dieses seltene Glück beneidet. Ruhig, die ganze Breitseite bietend, stand der massige Körper nur sechs Schritt von mir. Schwarz wie die Nacht war sein Haar. Mit angeschlagener Büchse auf den Knien war ich nur ein Zwerg gegen diesen gewaltigen Riesen. Zum Bewundern war diesmal keine Zeit, der Augenblick aber viel zu günstig. Ich ließ daher fahren. Donnernd rollte mein Schuß durch das enge Felsstal, vom Wutgebrüll des getroffenen Tieres beantwortet. In Pulverrauch gehüllt sah ich eine dunkle Masse sich rücklings überwerfen, und brüllend wälzte sich der Bär auf dem Rücken, mit den Pranken hilflos durch die Luft schlagend. Nun feuerte ich noch die zweite Kugel aus dem Lauf und sprang hinter eine deckende Fichte. An eine vom Blitz gefällte astlose Wettertanne war der Bär gestürzt. Seine scharfen Klauen schlugen in den alten Stamm, daß die Splitter flogen und mit weitaufgerissenem Rachen wies mir die Bestie ihr furchtbares Gebiß. Da schlug die dritte Kugel durch ihre Brust, die vierte und letzte traf den Schädel hinter den Gehören. Stöhnend und verendend lag er vor mir, der Schrecken von Hirten und Herde, gefällt durch ein kleines Stück Blei.

Raum war aber der letzte Schuß in den Bergen verklungen, waren auch alle Bewohner der Etina bei mir und umtanzten jubelnd den Bären.

Es war ein altes, ausgewachsenes männliches Stück. Armer Braun! Sein böses, aber verdientes Schicksal hatte ihn vor das todbringende Rohr geführt als Sühne für manch blutigen Mord und kühnen Raub.

Meinerseits aber wohl ein seltenes Heil, binnen 24 Stunden unter so interessanten Umständen zwei Bären zu erbeuten.

Dabei fällt mir eine ganz originelle Geschichte ein, die sich bei Auffindung der nachts in den Felsen oben erlegten Bärin zutrug.

Mein ständiger Begleiter auf all meinen Jagdzügen im Fogarascher Gebirge war damals ein alter Bauernjäger namens George Budacu. Stets finster dreinschauend und wortkarg. Er war, als der Regen nach drei Tagen aufhörte und die Nebel sich hoben, von mir beauftragt worden, die nachts in den Felsen von mir geschossene und im Krummholz liegende Bärin abzustreifen und Decke samt Haupt zur Gennhütte ins Thal, wo wir nächtigten, herabzubringen. Als er von dort herabkam, kollerte er mir aus seiner Straiza (Proviant sack) das vom Leibe abgetrennte Haupt der Bärin und beide Vorderpranken vor die Füße. Ich war ursprünglich ganz starr über diese Überraschung und stellte

ihn zur Rede, warum er nicht die ganze Decke abgeschärft habe. Da meinte er ganz trocken: „Es waren mir zu viele Fliegen darauf“. „Ja“, brummte ich, „und auf den Pranken hast du keine Fliegen gehabt?“ „Das schon“, meinte er kalt, „dar sunt bunî pentru ochii“ — sie sind aber gut für die Augen. Er wollte damit sagen, daß Einreibungen mit den Zehenballen eines Bären bei Augenleiden Heilung bringen. Merkwürdige Heilmittel, die diese Naturkinder für bestimmte Leiden anwenden. Einer unserer königlichen Oberjäger ist gleichzeitig Besitzer einer Apotheke in einem entlegenen Gebirgsdorfe. Als ich ihn einst fragte, ob er in diesen kritischen Zeiten wohl Absatz für seine Medikamente habe, da meinte er, dies wohl nicht, doch profitiere er durch den Verkauf von Hirschtalg und Schweineschmalz am meisten.

Die Leute in den Bergen konsultieren fast nie einen Arzt, dafür aber alte Zigeunerweiber, die für jedes Leiden den abergläubischen Gebirgsbewohner um einige Geldstücke die merkwürdigsten und aber-
teuerlichsten Rezepte verschreiben. „So zum Beispiel muß ich für Einreibungen bei Abszessen „unsoare unei musca vâdovă“, das heißt das Fett einer verwitweten Fliege, oder für ein anderes Leiden das Fett von einem „Zinzar trasnit“, das heißt von einer von einem Blitz erschlagenen Gelse beistellen, und da es so was nicht gibt, erhalten die Leute auf geheimnisvolle Art ein kleines Schächtelchen mit Schweinesfett oder Hirschtalg oder eines Gemengsels davon.“

„Na hören Sie!“, sagte ich ihm, „wie können denn Sie auf so einen Schwindel eingehen?“, da meinte er, daß die Leute von diesen Wundermitteln absolut nicht abzubringen seien, und wenn sie dies nicht aus seiner Apotheke kaufen könnten, holten sie sich diese am nächsten Markttag bei der auf 20 Kilometer entfernten anderen Apotheke.

Nach dieser kurzen Abschweifung vom eigentlichen Thema will ich nun die Erlegung meines nunmehr siebenten Bären, des sogenannten Abotabären, schildern.

Dort, wo unaufhaltsam der Arpäsbach, in hastiger Eile unzählige Raskaden bildend, brausend zu Thal stürmt, verengt sich oberhalb des aufgelaassenen Glaswerkes und des trauten Hüttleins des braven Vaters Raß das von schroffen bewaldeten Hängen umschlossene Thal zum „Großen Arpäs“. Mächtige Felsgebilde aus blinkendem Glimmer und rotem, verwittertem Kalkstein erheben stolz ihre Fahlen, Zackigen Häupter, während tief unten zu ihren Füßen, in den Kaven und Felsenkesseln, blauen und grünen Edelsteinen gleich, liebliche Seen die

himmelanstrebenden Spitzen des transylvanischen Grenzwalles in voller Herrlichkeit widerspiegeln.

Dort unter dem steilen Absturze der weißen Kalkwand, zwischen den mächtigen Felstrümmern einer einst zu Tal gefahrenen Lawine, hart am schäumenden und tosenden Arpäsbach, liegt, fern dem menschlichen Getriebe, bescheiden und still die aus rohem Balkenwerk gezimmerte kleine Gennhütte, die Stina des großen Arpäs.

Vier Tage hatte ich bereits in ihren primitiven ungastlichen Räumen genächtigt, um müde und matt von den Strapazen der Tage auszuruhen, die ich in unermüdlichem Eifer auf der Pürsche nach der flinken Gemse und dem edlen Bartgeier dort verbrachte. Es war am 3. September, ein herrlicher Tag, und ich muß offen gestehen, es war schon spät, als ich aus dem duftigen Tannenreislager hervorkroch. Mit goldenem Glanze beschien bereits die Sonne die östlichen Tallehnen. Ljana, die Gemnerin, Ilie, Nikolai und Konstantin hatten bereits die Schafe gemolken und standen, als ich aus der Stina trat, mit einem mir fremden Cioban in eifrigem Gespräche. „Ce faci tu aici“, „Was machst du da?“ fragte ich den wild aussehenden Kerl, der eine Wolldecke über die Schultern geworfen hatte und mit kohlrabenschwarzem Haar, das ihm tief ins Gesicht hing, aus dem die lange Falkennase und zwei listig blizende Auglein hervorstachen, nicht sehr vertrauenerweckend ausah.

„Nimika“, nichts, gab er mir kurz zur Antwort und setzte unentwegt seine Verhandlungen mit Ilie und Nikolai fort. Viel Anstand hatte ich selbstredend von einem Schafhirten nicht erhofft, aber so ein Flegel war mir doch schon lange nicht vorgekommen. Ich drehte daher der Gesellschaft den Rücken und schlürfte den mir von Josef, meinem Jagdjungen, vorgelegten Kakao mit Behagen herunter. Ich hatte eben mein Frühstück beendet, als Ilie mit Juon, so hieß nämlich der fremde Cioban, zur Stina eintraten und mir die Mitteilung machten, daß die zweite Gennhütte auf der Albota aus Furcht vor den steten Räubereien eines schwarzen Bären von den Eigentümern verlassen worden war und diese mit ihren Herden zu Tale gezogen seien. Die Kunde von diesem Bären war weit und breit bekannt und auch schon längst zu mir gedrungen. Die Besitzer der Schafherden hatten auch tatsächlich nur aus Furcht vor der Kühnheit dieses Räubers ihre Pfleglinge zu Tale geführt, um sie vor dem gänzlichen Aufreiben zu bewahren. Als ich an Juon betreffs Meister Braun einige Fragen stellte, da wurde dieser ganz unerwartet warm und erzählte mir mit



Fischbeute mit Schleppnetz an den Uferseen der unteren Donau





Jungfaiſeradler am Horſt

einer Redseligkeit, wie ich sie diesem Kerl gar nicht zugetraut hätte, alles, was er im Verlaufe des Sommers mit dem gefürchteten Albotabären erlebt hatte.

„El negru, der Schwarze, der ist des Teufels, Herr“, sagte Juon, die geballte Faust drohend erhoben, „der hat uns schon vielen Schaden gemacht. Wir saßen vor kurzem erst, es war beim Abendwerden, bei der Hürde und melkten unsere Schafe, da sprang die Bestie mitten in die Hürde hinein, riß acht unserer Schutzbefohlenen und nahm zwei mit sich fort.

Als wir ihm mit den Hunden die Beute abjagen wollten, nahm er uns so wütend an, daß wir froh waren, mit heiler Haut entkommen zu sein.

So und ähnlich erging es uns öfters, und selbst Feuerbrände bewegten ihn nicht, seinen Raub zu verlassen.“

„Das ist ja prächtig“, meinte ich lachend, „den kriegen wir dann um so sicherer, er soll nur kommen.“ „Te trenteste domnule, der schlägt dich nieder, Herr, wenn du ihn schlecht triffst“, sagte Juon, etwas über mein Lachen betroffen, „der fürchtet sich auch vor dir nicht.“ „Schon gut“, meinte ich, Juon auf die Schultern klopfend, „wir wollen's heute noch versuchen, ich gehe gleich zu eurer Stina hinauf.“

Rasch entschlossen ließ ich sofort meine Sachen packen, und nachdem ich klein und groß zur Erinnerung an die Stina Arpäs photographisch aufgenommen hatte, wurde das Gepäck auf ein Pferd geladen und zu Tale geschickt. Ich selbst aber mit Josef Raz, meinem damaligen Leibjäger, und Konstantin, der meinen Rucksack trug, trat den Aufstieg zur Albota an. Juon konnte zu seinem größten Bedauern leider nicht mit, da er hinauf an die rumänische Grenze mußte, um seine dort befindlichen Lämmer zu sammeln und zur Stina zu bringen.

Die Sonne schien schon brennend heiß herab ins Thal, als ich nach kurzer Verabschiedung von den braven Pojänern den Aufstieg unternahm. Im Schweiß unseres Angesichtes stiegen wir den steilen, an dieser Stelle durch einen Waldbrand fast gänzlich fahlen Talhang hinan, bis wir nach vierstündigem Marsche endlich den oberen Steig und schließlich den scharfen Grat des Pisku Albota erreichten, wo sich uns ein überraschend herrlicher Anblick darbot. Wie abgeschnitten erweiterte sich da plötzlich die scharfe Schneide des Albotagrates in eine

breite, sanfte Mulde, die, durch einen Wassertriß getrennt, allmählich in zwei sanft gegen das Umtal abfallende Bergrücken übergeht.

Einer mächtigen Silberschlange gleich, wälzt weit unten die breite Muta oder Mt ihre grauen Fluten zu Füßen der Landskrone, der alten Sachsenfeste vorbei, dem Rotenturmpasse zu, indes zahlreiche Ortschaften ihre meist flachen Ufer begrenzen. Weit hinüber über Siebenbürgens fruchtbaren Boden schweift das Auge, bis dort im Nordost in nebelgrauer Ferne die fahlen Häupter des Petrosul und des Kuhorns, Kulissenartig die weitere Fernsicht verhindern. Dort aber, im äußersten Westen, liegt das breite, waldumgürtete Zibinsgebirge, und leicht unterscheide ich die alten Bekannten Präse, Cindrel, Frumosa und Folte aus dem Chaos der Kuppen und Bergeshöhen. Auf Wiedersehen, ihr lieben alten Bekannten, wenn der stolze Brunsthirsch ruft! Noch ein kurzer Abschiedsgruß, und dann heißt es hinab, sich losreißen von der herrlichen Szenerie, hinab zu der kleinen Stina, die wie ein grauer Felsblock aus der grünen Alm vom Rande des Fichtenwaldes herübergrüßt. Flugs geht's hinunter über die breite Alpweide, und in kaum einer halben Stunde sind wir unten bei der vor der Türe sitzenden, überrascht dreinschauenden Batschiga (Gennerin). „Wir haben Hunger, Alte“, war mein erster, etwas prosaischer Gruß, aber Verzeihung, lieber Leser, die schönste Gegend macht nicht satt, und so wurde alsbald in die nun vorgelegte Mamaliga und in den weichen, süßen Käse wacker eingehauen. Noch ein Stück Speck und schwarzes Brot beruhigten für den Augenblick die knurrenden inneren Geister und dann ging's an die Refognoszierung des umliegenden Terrains.

Die kleine, im gleichen Stile wie die Arpas-Stina aus rohem, einfach aneinandergefügtem Gebälk hergestellte Gennhütte steht auf der westlichen, also linken Seite der muldenförmigen Einsenkung, hart am Rande des Nadelwaldes, der in einem Bogen, allmählich lichter werdend, gegen Süd-West die Gennhütte umschließt. Hart neben dem Blockhaus war die von gefällten Fichtenstämmen umschlossene Hürde, rumänisch Strunga genannt. Auf der östlichen Seite des die Mulde durchschneidenden Wassertrißes war fast in gleicher Höhe, ebenfalls am Waldrande gelegen, die zweite Stina, deren Insassen, der vielen nächtlichen Überfälle müde, es vorgezogen hatten, mit ihrer schon arg gelichteten Herde zu Tale zu ziehen. „Schau, Herr“, sagte mir Maria, die alte Gennerin, auf eine kaum 400 Meter entfernte Brandstelle im Waldeweisend, „dort auf diesem Plage sahen wir vorige Woche ‚El negru‘, den Schwarzen, wie er Heidelbeeren am helllichten

Tage verspeiste. Wir schrien alle aus Leibeskräften, doch er wandte nur einmal den Kopf nach uns und naschte dann, um uns unbekümmert, friedlich weiter."

"Ja, ja, ganz schwarz war er", sagte auch der kleine Jonuz, sich dabei an die fetttriefende Katrinza (den rückwärtigen schürzenartigen Überwurf) seiner Mutter haltend.

Die Sonne senkte sich mittlerweile dem Ende ihrer Tagesbahn zu und übergieß noch im Scheiden die scharfen Zacken und Grate des transsylvanischen Grenzwalles mit feuriger Glut, indes tiefblaue Schatten die engen Täler und Schluchten erfüllten. Fröstelnde Kühle folgte auf die erschlassende Tageshize, und fest in meinen verwitterten Jagdkittel gehüllt, erwartete ich die Ankunft der Herde. Zum Glück hatte ich nicht lange zu harren.

Der laute Ruf und der schrille Pfiff der Giobane, untermischt mit dem Blöken der heranziehenden Schafe, drang bald an mein Ohr, und kurze Zeit wahrte es, so kamen sie schon in enggeschlossener Masse dahergezogen. Die Begrüßung, die mir zuteil wurde, war nicht sehr freundlich, da fünf bissige Köter über mich herfielen, und nur das energische Einschreiten der beiden Hirten Gedeon und Tanase hielt mir das kläffende Gesindel vom Leibe. „La usia“, „La usia“, zur Lüre, schrie jetzt der kleine Jonuz im Vollgefühl seiner wichtigen Aufgabe, und wie abgerichtet zog, mit Ausnahme der sich ausscheidenden Widder, die ganze Herde in die geöffnete Hürde ein, wo alsbald mit dem Melken begonnen wurde. Die dunklen Schatten der einbrechenden Nacht hatten mittlerweile diese schöne Erde umhüllt, und unzählige Sternlein glitzerten und funkelten und mit ihnen auch Frau Venus auf uns hernieder. Stiller Frieden lag rings um uns, nur das Husten der hart neben der Stina ruhenden Schafe und das Prasseln und Knistern des lodernnden Feuers in der Stina unterbrachen die heilige Ruhe der Nacht.

"Ja, Herr, das wäre ein Wunder", begann Gedeon, das Stillschweigen unterbrechend, „wenn der Schwarze heute nicht käme, zwei Tage ist er diesmal ausgeblieben. „El suru, der Grane, war auch schon sehr lange nicht da“, meinte Tanase und drehte die im Kessel dampfenden Mamaliga. „Fast hundert Schafe hat der schwarze Teufel bei den zwei Stinen geraubt und unseren schönsten Widder am helllichten Tage erschlagen“, sagte Tanase ärgerlich und wies auf den zwischen den Balken hängenden weißgebleichten Schädel desselben.

Es war bereits $\frac{1}{8}$ Uhr geworden, und da ringsum Ruhe herrschte, so lüftete ich das Schuhwerk und streckte mich, nachdem ich vorher die schon so oft bewährte Büchsflinte geladen hatte, auf das von Josef hergerichtete Lannreislager nieder. Lange hatte ich aber nicht geruht. Wie auf ein Kommando begannen Turcu, Cirbu, Rosca, Labus und Janku, wie diese fünf wackeren vierbeinigen Beschützer der Herde hießen, gegen den Wald hinab zu bellen. „Herr“, sagte Gedeon, sich vom Feuer erhebend, „heute kommt er sicher, denn wenn die Hunde ins Tal hinab bellen, da läßt er nicht lange auf sich warten.“ „Geh hinaus und sieh mal nach, ob die Herde eng beisammen ist“, befahl ich und schnürte das gelockerte Schuhwerk wieder zusammen. Kaum aber war Gedeon zur Türe hinaus, so hörte ich ihn schon schreiend nach mir rufen: „Domnule, Domnule, ursu, ursu!“ Herr, Herr! der Bär, der Bär! Wie elektrifiziert springe ich auf, reiße die Büchsflinte vom Nagel und stürme in die Nacht hinaus. Wie die Wogen einer den Schuttdamm durchbrechenden Wassermasse flutete aber die ganze Herde gegen mich heran, so daß ich nur mit schwerster Mühe vorwärts kam. Ein Heidenlärm der wackeren Hunde scholl mir entgegen und ließ keinen Zweifel darüber, daß der Bär hart vor mir sein mußte. Doch Himmel, da war er ja! In der Eile des Vorwärtsbringens wären wir beide fast aneinandergeprallt. Ehe ich aber die Büchse erhob, sprang die Bestie rechts seitlich auf den mit schütterten Fichten bestockten Abhang, wo ich sie in der Dunkelheit für einen Augenblick aus dem Auge verlor. Wütend gaben die braven Hunde Laut, und aus dem heftigen Gebell der Wackeren drang ab und zu der Klagelaut eines oder des anderen derselben an mein Ohr. Meister Braun schien eben keinen Spaß zu verstehen und den frechsten Kläffern hier und da eins verabfolgt zu haben.

Langsam schiebe ich mich zwischen den Bäumchen hindurch, dem wütenden Laute der Meute zu, da endlich sehe ich, genau über mir, die helle Gestalt des tapfersten aller Vierbeine, des weißen „Cirbu“, umherspringen und gegen eine dunkle Masse vorbrechen. Doch ein kurzer Klagelaut, und „Cirbu“ flüchtet so heftig gegen mich zurück, daß ich bei dem abschüssigen Boden fast das Gleichgewicht verloren hätte.

Da ist er, blitzte es plötzlich durch mein Hirn, und wie festgewurzelt halte ich inne, denn nur wenige Schritte über mir sehe ich, als dunkle Silhouette gegen den gestirnten Abendhimmel, den Kopf des nächtlichen Räubers, der unterwandt gegen mich herunterängt.

Im Nu fliegt die schußbereite Büchse an die Wange, und indem ich mitten auf die dunkle, breit vor mir stehende Masse halte, blüht donnernd mein Schuß durch die finstere Nacht.

Ein kurzes Wutgebrüll ist die Antwort des durch den roten Feuerschein meiner Büchse für einen Augenblick hell beleuchteten Raubtieres. Instinktiv springe ich, jetzt erst der Gefahr, in der ich mich befand, bewußt, hinter ein neben mir befindliches Fichtchen und harre in fast atemloser Spannung der weiteren, kommenden Dinge.

Eine unheimliche, mir endlos scheinende Ruhepause war eingetreten. Nur zwei Hunde gaben noch ab und zu einigen Laut, indes Gedeon und die übrigen Giobane in ängstlicher Erwartung sich still neben der Tür der Stina verhielten. Da horch, was war das? Ein merkwürdiger Ton drang an mein Ohr. „Er liegt“, flüsterte mir eine innere Stimme zu, denn zwischen dem heiseren Gekläff der wenigen Hunde, die nicht vor dem Aufflammen meines Schusses geflüchtet waren, konnte ich ganz genau ein heiseres Stöhnen vernehmen. Ich glaubte zu träumen. „Er liegt!“, jubelte ich laut in die Nacht hinaus, denn diesmal hatte ich mit unverkennbarer Deutlichkeit das dumpfe Stöhnen des offenbar tödlich getroffenen Raubtieres vernommen. „Er liegt!“, klang es vierfach jubelnd von der Stina zurück. „Feuerbrände her und auf die Suche!“ In der allgemeinen Verwirrung aber fand keiner das Richtige, bis endlich Tanase als erster mit einem langen brennenden Span dahergestürzt kam. Jetzt hieß es, vorsichtig sein. Josef, mein wackerer Jagdjunge, ist der erste, der von den Leuten wieder die Fassung erlangt. Rasch reißt er dürres Astwerk aus einem Fichtenhorst, und alsbald lodert prasselnd ein kleines Feuerchen auf, das mit hellem Schein die nächste Umgebung rötlich beleuchtet. Ab und zu geben noch die Hunde Laut, sonst herrscht tiefe, erwartungsvolle Stille. Während Gedeon und Tanase ängstlich scheu sich hinter Strauchwerk decken, ergreift Josef ein hell aufflammendes Fichtenreis und, von mir mit gespannter Büchse begleitet, schreiten wir nach der Richtung, von welcher ich den stöhnenden Laut vernommen hatte.

„Da liegt er“, schreit Josef mit vor Erregung zitternder Stimme, und ein weithin hörbares Freudengeschrei verkündet den Tod des gefürchteten Räubers. Ja, da lag er unter den schirmenden Ästen einer jungen Fichte, lang dahin gestreckt, ein mächtiger Körper. Vorsichtig wirft Josef noch einen Stein auf das breite Haupt des Braunen, doch keine Muskel zuckt mehr. Dank sagen Augen und Herz dem Schutzpatron des edlen Waidwerks und dann wird die treue Büchse entladen.

Ja, ich hatte allen Grund, der gütigen Vorsehung und St. Huberto zu danken, denn hätte nicht das plötzliche Aufblitzen meines Schusses den Bären erschreckt und meine Kugel nicht so tödlich getroffen, so hätte die Sache vielleicht anders geendet.

Lag es doch nahe, daß das etwa verwundete Raubtier, welches nur zehn Schritte über mir an der Lehne stand, gegen mich herabgeköllert wäre. Jetzt erst, nachdem der sichere Tod des so gefürchteten „Schwarzen“, des „Schreckens der Albota“, von uns beiden konstatiert war, kamen auch Gedeon und Tanase herbei, die sich aber trotzdem nur mit heiliger Ehen ihrem erbittertsten Feind näherten. „Se trajasca domnule“, schrien aus Leibeskräften die beiden Giobane, doch als ich befehl, anzupacken, um den toten Waldesrecken über den Abhang gegen die Stina hinabzukollern, da mußte ich erst Gedeon, den größeren und stärkeren der beiden, mit einem derben Rippenstoß dazu bewegen, zuzugreifen. „Er könnte doch noch leben“, sagte er etwas kleinlaut. Doch als Josef und ich wacker anfaßten, entschloß sich auch Gedeon, Hand anzulegen, und mit vereinten Kräften gelang es, Meister Brauns sterbliche Reste über den Abhang gegen die Sennhütte hinabzubefördern. Nur mit Mühe konnten wir auf der kleinen Plattform nächst der Stina den schweren Körper vorwärts bewegen, und recht herzlich mußten wir auflachen, als uns der kleine Jonuz freiwillig hierzu seine Dienste anbot.

Endlich lag er da, knapp vor der Türe des kleinen Blockhauses, still und regungslos. Eine dunkle, schwarze Masse. Im Tode noch gescheut von Hund und Herde. Unsere Arbeit war aber noch nicht vollbracht, da wir nun an das Sammeln der Schafe gehen mußten, die in wilder Flucht nach allen Seiten hin auseinandergestoben waren. Schließlich gelang auch dies, und überglücklich und froh saßen wir alsbald alle, die letzten Ereignisse des scheidenden Tages besprechend, beim hellauflodernden Lagerfeuer. Ermüdet durch die Strapazen der verfloßenen Tage, streckte ich mich schließlich auf mein Lager in der Absicht, nach erquickendem Schlafe den kommenden Morgen zu begrüßen.

Doch umsonst. Die Witterung des toten Bären ließ die Hunde nicht zur Ruhe kommen, und ununterbrochenes Gekläff, vermischt mit dem dumpfen Poltern der in steter Aufregung befindlichen Schafe, verschreckten alle Ruhegeister. Endlich kam auch der so sehnlichst erwartete Morgen heran.

Ein herrlicher Tag war erstanden, und in feuriger Pracht beschienen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die friedlich daliegende

Albota. Jetzt erst war mir Gelegenheit geboten, die schwarzbraune Neckengestalt dieses Königs der Wälder so richtig zu bewundern; im Tode noch Achtung gebietend, seine furchtbaren, bewaffneten Pranken weisend.

Unermeßlich war die Freude der Leute, die das Ende dieses nächtlichen Räubers erfuhren, und es schien mir fast, als ob ich die Gegend von einem bösen Ungeheuer befreit hätte. Die Kunde, daß „der Schwarze“, der Albota erschrecken, erlegt sei, führte nun eine Menge Leute aus dem Dorfe heraus, die sich gerne von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugen wollten. Sie kamen aber alle zu spät, denn nur wenige sterbliche Überreste waren noch sichtbar. Juon, der ebenfalls zu spät aus dem Arpäs gekommen war, hatte nicht mehr Gelegenheit, seinen größten Feind zu betrachten, doch äußerte er seine große Freude über die glückliche Erlegung desselben in der ganz merkwürdigen Weise, daß er, sich hinter den Ohren kratzend, rechts und links um sich spuckte.

Im folgenden Jahre, es war August 1898, sollte ich ganz unversehrt und ohne eigentliche Verdienste wieder zu einem Bären, und zwar zu *m e i n e m a c h t e n*, gelangen.

Ich war nahe meiner Garnisonstadt mit einem Bauernjäger Dinoi auf den sogenannten Dialu Ursului aufgestiegen, um für den Haushalt mit der Fiepe einen Rehbock zu erbeuten. Das herrliche Wetter und der Schwung, mit welchem die Böcke damals sprangen, erleichterten mir ungemein das Unternehmen, so daß ich bereits am ersten Jagdtage, das war der 6. August, meinen Rehbock auf die Decke legen konnte. Auch hatte ich am gleichen Tage das interessante Schauspiel, einen Steinadler ein Rehkitz kröpfen zu sehen und auf einem daneben befindlichen Reifighaufen noch die Reste einer Hausfalle zu entdecken, die sich dieser kühne Räuber einige Tage vorher an der Peripherie des nahen Gebirgsdorfes Guraro geholt hatte.

Mein so leichter Erfolg an diesem Tage ließ in mir den Entschluß reifen, auch noch den folgenden Tag in den Bergen zu verbleiben.

In seltener Pracht war der 7. August angebrochen. Tausende glitzernder Taupfen hingen an den Blättern und Blüten, und weithin erklang der schmetternde Schlag der Alpensänger, die mit melodischem Sang den werdenden Tag begrüßten.

In gehobener Stimmung verließ ich die enge Coliba (Alpenhütte) und pürschte behutsam die weite Lehne hinab, hoffte ich doch, vielleicht noch einen Bock vors Rohr zu bekommen.

Doch umsonst. Meine Morgenpürsche blieb erfolglos. Ich entschloß mich daher, der Südlehne des Berges entlang mein Heil mit der Fiepe zu versuchen. Ich hatte bereits den ganzen Abhang abgepürscht, doch ohne etwas bemerkt zu haben.

Auf einem Felsenvorsprung wählte ich einen neuen Standplatz, der mir nach rechts ziemliche Aussicht bot, indes links, auf ungefähr vierzig Gänge, das Buchendickicht die Fernsicht begrenzte. Hohes Gras sowie meterhohes Farnkraut bedeckten den sonst mit schütterten Birken bestockten Abhang. Ich mochte wohl so eine Viertelstunde ab und zu geblattet haben, ohne weit und breit etwas gesehen, noch gehört zu haben.

Eben hatte ich die Absicht, meinen Stand zu ändern, als ich plötzlich im angrenzenden Buchendickicht ein leichtes Rascheln und bald darauf das Brechen dürrer Astwerkes vernahm.

„Aha“, dachte ich mir, „der hat's doch eilig“, und in der Hoffnung, den Rehbock bald springen zu sehen, zog ich nochmals meinen Ruf hervor und siepte weiter. Das Geräusch im Dickicht kam immer näher und näher, doch zum Vorschein wollte nichts kommen. Schußbereit erwartete ich nun den vermeintlichen Rehbock, doch dieser wollte trotz meines wiederholten Rufens nicht aus der schirmenden Dichtung heraus. Mahnend ließen zahlreiche Meisen ihr Zirpen erschallen, indes eine Grasmücke mit lautem „tsch tsch“ ihre Mißstimmung über irgendeinen Störenfried äußerte. Ich war auf das höchste gespannt, während die verschiedensten Mutmaßungen über das mir unsichtbare Wild mein Hirn durchkreuzten.

Da kracht es wieder hinter dem dichten Laubschirm der Buche, es mußte offenbar ein schweres Stück Wild sein, das den Ast gebrochen hatte.

Schußbereit, die Büchse fest umfaßt, das Auge scharf in die Richtung der vornommenen Laute geheftet, riet ich auf ein Schwein oder ein Stück Rotwild, als sich das Farnkraut teilte und ein grauer Körper aus der Dichtung hervortrat.

Ein Dachs, dachte ich mir im ersten Augenblick enttäuscht und wollte eben das Gewehr wieder absetzen, als sich der Dachs als ein großes, graubraunes Tier entpuppte, das langsam gegen mich heransschritt. „Himmel, ein Bär!“ glitt es mir nun leise über die Lippen, denn erhobenen Hauptes schritt Peß, das hohe Farnkraut vor sich teilend, gemächlichen Tempos gegen mich heran.

Ich ließ ihn ganz nahe herankommen, als er plötzlich auf ungefähr zwanzig Gänge von mir entfernt hielt und sich im Farnkraute

mit etwas zu beschäftigen begann, so daß er mir die ganze Breitseite bot.

Allerdings war der größte Teil des Körpers durch die hohen Wedel verdeckt, doch konnte ich immerhin das Blatt als günstige Zielscheibe wählen. Ruhig hielt ich ins Schwarze hinein und ließ dann in St. Hubertus Namen krachen. Ohne einen Laut von sich zu geben, sprang Peß den steilen Abhang hinab, um, nur für einen kurzen Augenblick sichtbar, im Unterwuchse zu verschwinden.

Einen zweiten Schuß konnte ich nicht mehr anbringen, hatte aber doch die Beobachtung gemacht, daß der Bär im Sturze nach abwärts eine seiner Hinterpranken kraftlos nachzog. Mit wenigen Sprüngen hatte ich die Anschußstelle erreicht und fand, daß Peß eben einen Ameisenhaufen seines lebenden Inhaltes entleert hatte, als ihn mein Geschöß erreichte.

Die Farnwedel rechts und links des von Meister Braun eingeschlagenen Weges waren stark mit Schweiß besprüht; ein gutes Zeichen, daß mein Blei durch und durch gegangen sein mußte. Trotzdem entschloß ich mich zu warten und erst nach einer Stunde die weitere Nachsuche zu beginnen.

Ich stieg daher, nachdem ich mir behufs Orientierung einige Zeichen gemacht hatte, auf den Kamm des Berges, zog das Horn hervor und bließ nach meinem Waldläufer Dinoi. Atemlos kam er auch bald mit meinem Schweißhunde Florian herangekeucht, wußte er doch aus alter Praxis, daß, wenn nach meinem Schusse das Hifthorn rief, es stets etwas zu tragen gäbe. „Was gibt's, Herr Hauptmann, wieder einen Rehbock geschossen?“ war seine erste Frage, indes Florian, voll Freude über das Wiedersehen, unaufhörlich an mir hinauffsprang. „Ja, einen schwarzen“, gab ich kurz zur Antwort und streckte mich behaglich im Schatten einer Birke auf dem Rasen aus.

„Also ein Schwein?“ rief Dinoi erfreut. „Aber eins mit Pranken.“ „Vai Domnule un urs“ („Was Herr, ein Bär“), jubelte jetzt vor Freude mein braver Hundemann und wollte gleich auf und davon, um den Bären zu sehen. Dies ging aber doch nicht so schnell. Ich stellte ihn und auch mich auf eine harte Probe, denn vor einer Stunde wollte ich mit der Nachsuche auf keinen Fall beginnen. Endlich war aber auch diese vergangen, und mit frischen Kräften und voll froher Hoffnungen ging's an die Arbeit. Florian wurde am Anschusse lang angeknallt, und kaum hatte er die Schweißfährte aufgenommen, so zog er so scharf, daß wir ihm kaum folgen konnten.

Gottlob hatten wir aber nicht lange zu suchen, denn ungefähr vierzig Schritte vom Anschusse stuzte plötzlich mein Saurüde und hob, vorsichtig vorwärtsschreitend, den Windfang. Schußbereit blickte ich in die mir gewiesene Richtung, als ich nur wenige Gänge im Unterholz vor mir am Rande eines Riesels eine dunkle Masse sah. Es war mein Bär. Mit einem „Hussa“ wird Florian vom Riemen gelöst, der mit wenigen Sägen den bereits verendeten Braun erreichte und ihm ordentlich die zottige Decke zu zausen begann.

Auch wir waren rasch zur Hand, und mit lautem „Se trajasca domnule capetan“ („Es lebe der Herr Hauptmann“) beglückwünschte mich Dinoi zu meinem Schusse. Wenn auch die Decke der Bärin, denn eine solche war es, nicht eben sehr schön war, so war es doch ein ziemlich gutes Exemplar. Ein abgezirkelt schöner Blattschuß hatte das Tier fast im Feuer zu Falle gebracht, wobei das Halbstahlmantelgeschöß des Repetierstuzens nach Durchschlagung beider Lungenflügel mit fast gleichem Anschusse den Körper verlassen hatte. Die Bärin wäre gewiß am Flecke geblieben, wenn nicht der steile Abhang das sofortige Abkollern des zu Tode getroffenen Raubtieres bewirkt hätte. Rasch ging's nun an das Abstreifen. Mit vereinten Kräften war auch dieses bald beendet, und nackt und kalt lagen die sterblichen Überreste der armen Braunen auf kühlem Waldesgrunde. Nachdem ich mich über den Inhalt des Magens, der aus Ameiseneiern, Ameisen und Himbeeren bestand, orientiert hatte, wurden Schultern und Keulen abgeschnitten und der Rückweg nach der Coliba angetreten. Mittag war's, hoch stand die Sonne am Firmamente und brannte gründlich auf uns hernieder, als wir endlich unseren Lagerplatz erreichten.

Hier wurde sofort ein Feuer entfacht, und alsbald briet ein Stück Bärenfleisch, mit Speck durchspickt, am Holzspieße, das uns bei der gehobenen Stimmung, in der wir uns befanden, ausgezeichnet mundete.

Es war aber auch ein merkwürdiger Zufall, der mir die junge, etwa zweijährige Bärin vors Rohr gebracht hatte.

Glücklicherweise hatte ich meinen Momentapparat mitgebracht, und so war es mir möglich, nicht nur den am Vortage erlegten Bock, sondern auch meinen Begleiter Dinoi mit der über die Schulter geworfenen Bärenhaut auf je eine Platte zu bannen.

Nach beendetem Imbiß wurde durch Constantin von der unfernen Herde ein Pferd besorgt und dann in frohester Stimmung der Heimweg angetreten.

Den neunten Bären verdanke ich lediglich einem ganz

eigenartigen Glücksfall, wie er eben in seiner ganzen Unberechenbarkeit nur in unseren Urwäldern jemanden zustoßen kann.

Es war am 23. September 1902 zur Zeit der Hirschbrunft. Ich hatte unweit einer Sennhütte, der sogenannten Gaufoara, einen braven Hirsch gespürt und beschloß, nachdem ich mit meinen zwei Leuten, einem Bauernjäger und meinem Offiziersburschen, dessen Einstand auf verschiedenen Bergpfaden festgestellt hatte und er nicht rührte, mein Heil auf seinem Wechsel nach einem alten Schläge am Anstiß zu versuchen.

Da ich dabei der beiden Spürer nicht mehr bedurfte, so erhielten sie den Auftrag, quer durch den Waldbestand nach einer entfernten Bergkuppe, wo sie einen eventuellen Schuß oder mein Jagdhorn hören konnten, zu gehen.

Um aber den Hirsch, der hier sicher an die Rufe der Schaffhirten gewöhnt war, durch das Brechen des dürren Fallholzes nicht zu vergrämen, erhielten sie den Auftrag, nach etwa 10 Minuten singend den Wegteil bis zur bezeichneten Höhe zurückzulegen, indes ich leise auf einem Schafsteig dem Wechsel zuschritt.

Ich konnte kaum eine Viertelstunde unterwegs sein, wobei ich schon meine Leute laut singen hörte, als ich beim Durchschreiten des gemischten Fichtenbestandes etwas Schwarzes an mich heranhipfen sah. Ein Eichhorn dachte ich mir und legte der Sache keine weitere Bedeutung bei, doch als ich Dürchholz heftig brechen hörte, nahm ich den Stutzen gerade noch zur rechten Zeit von der Schulter, um dem über den Steig setzenden Bären eine Kugel aufs Blatt zu setzen.

Meine Leute, die auf den Schuß rasch herbeikamen, waren nicht wenig erstaunt, mich auf einem kohlrabenschwarzen Bären sitzen zu sehen.

Ein glücklicher Zufall, der mir insofern gerade zur rechten Zeit begegnete, als ich meinem Bruder, der damals gerade seine Hochzeit feierte, die schöne, ganz dunkle Decke als Hochzeitsgeschenk übermitteln konnte.

Den Hirsch, einen 12-Ender, holte ich mir dafür fünf Tage darauf. Allerdings nicht mehr auf dem ursprünglich gespürten Plage, sondern einige Kilometer weiter am sonnigen Berghange einer nach Süden zugekehrten Lehne.

So kam ich also ganz unverhofft wieder zu einem Braun, den die johlend durch den Wald schreitenden Leute hochgemacht und mir auf diese Art ganz zufällig zugetrieben hatten.

Nicht minder zufällig und ohne mein Verdienst war die Erbeutung meines zehnten Bären am 26. April 1905.

Ich war vor kurzem von einer längeren Reise an der unteren Donau und der Dobrudscha heimgekehrt, als ich die freudige Überraschung genoß, daß mich zwei bekannte Herren aus Crajova, aus dem damaligen Königreich Rumänien, besuchten. Ich benützte daher die günstige Gelegenheit, um sie gleich zur Hahnenbalz einzuladen, und da die Balzjagd bei den damals herrschenden Schneemassen nur morgens, wenn diese harsch waren, ausgeübt werden konnte, so wollte ich den Rest des Tages an den schneefreien südlichen Berglehnen unweit unserer Unterkunft zu kurzem Kiegein auf den nach damaligen ungarischen Schonzeiten freien Rehbock benutzen. Bei einem solchen Triebe den Herren die besten Rehwechsel einräumend, kroch ich tief in die Felsen hinab, wo mir ganz unverhofft eine zweijährige Bärin zustand, die ich auf ganz kurze Entfernung im Feuer umlegte. Auch wieder ein Fall, der erneut den Beweis vollster Unberechenbarkeit des Anlaufens in unseren Bergen beweist. Man will einen Bären schießen und sieht 14 Tage nichts, oder man blattet auf den Bock und statt dessen sieht man in das tückische Antlitz eines heranschleichenden Wolfes, kurz, es bieten sich bei uns hundert Möglichkeiten, die selbst der erfahrenste und beste Jäger und berggewohnteste einheimische Schütze nicht vorhersehen kann.

In unseren Karpathenwäldern muß man eben sowohl auf positive als auch auf negative Überraschungen stets gefaßt sein. Wer damit nicht rechnet und beim ersten Mißerfolg verzagt die Flinte ins Korn wirft, ist kein Waidmann in unserem Sinne.

Wer in den Karpathischen Wäldern jagen will, muß eben Unverzagtheit, Geduld, Ausdauer und Standhaftigkeit mitbringen. Fehlt ihm nur eine dieser Eigenschaften, dann bleibe er lieber daheim bei seinen bequemen Kulturrebieren, wo der Berufsjäger die Arbeit und er den bequemen, unverdienten Lohn hat. In unseren Urwaldbeständen braucht man eben ganze Männer.

Im Herbst desselben Jahres sollte ich aber noch eine ganz andere und interessantere Abwechslung erleben, wie ich sie mir niemals erträumt hatte.

Nach trüben, regnerischen Tagen gab's wieder Sonnenschein und Wärme, und da ich vermutete, daß ein mir altbekannter Luchs sich nun seinen nassen Balg an den gegen Süden steil abfallenden

Felshängen, der sogenannten Gibinskamm, trocknen werde, entschloß ich mich, einen kleinen Jagdzug dahin zu unternehmen.

Mit vier schneidigen Rüden und drei Mann stieg ich am Nachmittage des 20. Oktober 1905 auf. Spät des Abends erst, bei bereits vorgeschrittener Dunkelheit, war es, als wir ein primitives Blockhäuschen erreichten, welches uns wenigstens gegen den mittlerweile eingetretenen heftigen Wind nachtsüber schützte. Eine am folgenden Morgen unternommene kleine Pürsche blieb erfolglos, da ich bei einem flüchtigen Bocke vorbeieizte. Nach kurzem Frühstück wurde abmarschiert und meinerseits die Anordnungen zu einem kurzen Riegehn erteilt. Die zwei großen Rüden, Hektor und Burkus, wurden unweit eines Wechfels angekoppelt, damit sie durch ihr lautes Gebell ein etwa dorthin flüchtendes Wild am Ausbrechen verhinderten, während ich mich hinab in das Gefelse begab, um an einem Zwangswechsel-Vorpaß zu halten. Die Leute hatten nur die zwei kleineren Hunde, eine Dachsbracke und eine Foxterrierhündin, zu schnallen, die in dem zerklüfteten Terrain weniger Gefahr liefen, in der Hitze der Verfolgung abzustürzen.

Nach der Uhr hatte ich noch $\frac{1}{4}$ Stunde Zeit bis zum Beginn des Treibens. Ich machte es mir daher auf meinem Stande bequem, warf meinen Mantel um und lehnte, eine Buttersemmel essend, meinen Repetierstutzen an einen Felsblock an. Eine frische Brise trieb talaufwärts und wirbelte die vergilbten Blätter über die felsigen Hänge hinab.

Den Mantel über die Knie ziehend, blickte ich, eben kauend, über den schäumenden Gibinsfluß hinüber in das benachbarte Revier, um vielleicht dort auf dem steilen, von lichten Buchen bestockten Gelände ein reges Wild zu erblicken, als ein leises Knacken unter mir vernehmbar wurde.

Da ich bei dem steilen Hange keinen Einblick dahin hatte, überdies die Ursache dieses Geräusches dem Winde zuschrieb, schenkte ich der Sache keine weitere Beachtung und gab mich so ganz dem Genuß meiner Buttersemmel hin.

Doch halt! Da kollert ja wieder ein Stein in die Tiefe, das mußte doch eine andere Ursache haben. Und richtig. Ich hatte gerade noch Zeit, den Stutzen in die Hand zu nehmen, als auch schon der massive Körper eines Bären links unter mir auf einer Felsplatte erschien.

Ein scharfer Knall, das mächtige Tier überschlug sich rücklings und rollte mit furchtbarem Gebrüll über den steilen Felshang hinab. Da

ich von meinem Stande aus nicht entnehmen konnte, wohin das getroffene Wild abgestürzt war, trat ich einige Schritte vor und seitwärts, um besseren Einblick in die Berglehne zu haben.

Tatsächlich erblickte ich auch zwischen Fels und Stämmen den Vorschlag eines Bären, auf den ich, im Glauben, es sei das bereits beschossene Stück, eine Kugel abgab, worauf der schwere Körper im Vereine mit Holzwerk und Steintrümmern in die Tiefe polterte. Ohne weiter etwas zu sehen, hatte ich durch das Getöse der abstürzenden Masse die vollste Gewißheit, daß auch der stärkste Bär da wohl kaum lebend mehr davon kommen konnte.

Meiner Sache sicher, nahm ich wieder auf meinem eisernen Feldstuhl Platz und konnte nun mit Ruhe den Rest meines Frühstückes verzehren. Das war mir denn doch noch nie passiert, Gewehr und Gemmel in einer Hand haltend, auf so unverhoffte und bequeme Weise auf einen Bären zu Schusse zu kommen.

Mitten in meinen Betrachtungen erweckte mich nun der Hellschuß meiner Leute, dem bald auch das Gekläff meiner braven Vierbeine Moritz und Rity folgte. Kliff, Klaff, ging's flott über Wald und Felsen dahin und näherte sich immer mehr meinem Stande.

Den Stützen fest umfaßt erwartete ich hoffnungsfreudig das heranahende Wild. Doch umsonst. Eine Felskluft weist der Jagd einen anderen Weg und in tollem Tempo geht's bergauf und durch eine Felscharte hindurch, von mir unbeschossen vorbei. Es war ein Luchs.

Dem Halse meiner Hunde aufmerksamer folgend, wartete ich nun das Herankommen meiner Leute ab, um vereint mit diesen dem abgeköllerten Bären zu folgen.

Nach einer halben Stunde waren sie auch zur Stelle, und wir konnten, der breiten Schweißfährte folgend, den Abstieg antreten. Von oben konnte ich auch schon die dunkle Masse des Bären erkennen und bezeichnete dem tiefer unter mir stehenden Mann genauer die Stelle, wo sich dieser befand.

„Da liegen aber zwei“, gab mir dieser zur Antwort und eilte raschen Tempos die Lehne hinab. In großen Sägen und Kletternd war auch ich rasch zur Stelle, und richtig, auf kaum 20 Schritte nebeneinander lagen ein starkes und ein schwächeres Stück mausetot zwischen Fels und Strauchwerk eingekellt. Nun, da ließ sich freilich nichts mehr ändern. Hatte ich da ganz unbewußt eine Dublette auf Bären gemacht und jeden mit einer Kugel gestreckt. Ein unverhofftes, wohl ganz unglaubliches Waidmannsheil.

Meine Freude über diesen unerwarteten Erfolg war wirklich keine geringe. Hatte ich doch damit ganz unversehrt mein erstes Dutzend Bären mit zwei abgezirkelt gleichen Blattschüssen erfüllt.

So rasch und so leicht die Dublette erfolgte, so schwer gestaltete sich nun die Beförderung des erlegten Wildes. Es mußten erst von weitem einige Bauern herbeigerufen werden, die den massigen Körper der feisten Bärin aus dem Felsgewirr auf den Steig und von da, flussabwärts, auf den Fahrweg zu schleppen hatten. Der Abend senkte sich daher bereits über die Berge, als meine interessante Beute das Dorf erreichte. Ich selbst blieb noch im Walde zurück.

Meine Hoffnung, noch am folgenden Morgen auf ein Stück Wild, vielleicht gar noch auf den Luchs, zu Schuß zu kommen, war umsonst. Brausend ging ein Sturm über den Bergwald dahin, der mit tollem Wirbel die letzten Blätter von den Buchen fegte.

Von einer erfolgreichen Pürsche konnte daher keine Rede mehr sein, und so trat ich den Abstieg an. Im Dorfe aber hatten sich schon morgens die Leute angesammelt, denn alles wollte die zwei Bären sehen.

Wie ich meinen dreizehnten Bären nach acht nacheinander, unversehrt auf den verschiedensten Waldbäumen schoß, nachdem er in der siebenten Nacht unweit von mir sein sechstes Stück Rind gerissen hatte, wobei ich den ganzen Todesritt bis zum furchtbaren Ende des erfaßten Opfers mit erleben und mit anhören konnte, habe ich in der Hohen Jagd*) so ausführlich beschrieben, daß ich dieses Erlebnis hier übergehen und nun die Erbeutung meines vierzehnten Bären nebst den Begleitumständen etwas ausführlicher beschreiben kann.

Der 18. August 1906 war ein glühendheißer Tag. Ich wollte wieder einmal hinauf in die Berge, einerseits, um mir einen bekannten Bock mit der Fiepe vor die Büchse zu locken, andererseits, um zwei lieben Jagdgenossen, die oben in unserem Jagdhaus, in der sogenannten Drlater Poiniza, weilten, einen Besuch abzustatten.

Die bedeutende Hitze ließ mein Vorhaben nur noch rascher reifen, und ehe ich mir meiner Absichten recht bewußt war, saß ich auch schon im Wagen. Die Fahrt war gerade nicht angenehm. Dichte Staubwolken qualmten hinter dem in müdem Tempo trabenden Pferde, während die Krähen in den schmalen Schattenstreifen der neben der

*) Verlag von Paul Parey, Berlin.

Straße gehäuften Garben Giesta hielten. Im Flachlande war der Schnitt schon beendet, und nur die Maisfelder mit ihrem dunklen Grün brachten noch einige Abwechslung in die nach erquickendem Regen lechzende Landschaft.

War der Gang der Schnitter hier unten verstummt, so Klang er dafür gewiß noch um so lauter oben auf den Alpen. Es war ja nun die Zeit, wo die Alpenwiesen gemäht werden, diese herrlichen Alpenwiesen, die, von mächtigen Buchen umsäumt, die Kämme unserer Karpathischen Vorberge schmücken.

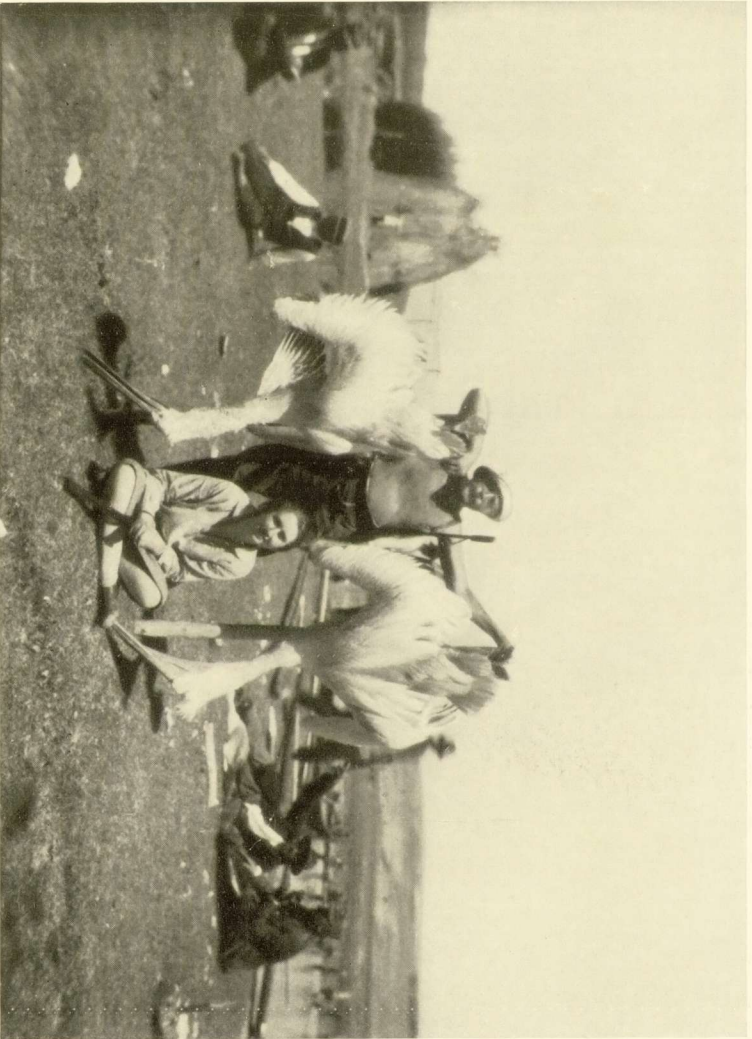
Auch dort oben klingen die frohen Lieder der Mäher über Berg und Thal, und zittern die zierlichen Rispfen des reisenden Hafers unter dem leisen Hauche des Abendwindes.

Wie ich im Halbschlummer dahinrollte, träumte ich davon, welcher Szenerie ich entgegensteuerte. Ich malte mir aus, wie sich die Sonne goldigrot dem fernen Westen zuneigt, wie mir die Grillen und Heuschrecken ihr Schlummerliedchen singen, sich immer düsterere Schatten auf die Landschaft niedersenken und schließlich Myriaden glitzernder Sterne am Himmel erscheinen. Und ich ließ dem Träumen die Zügel. Ich fühlte mich in die undurchdringliche Finsternis des dichten Nadelholzforstes versetzt und achtete des gespenstigen Treibens seiner Tierwelt. Mit einer zierlichen Flucht sah ich die Geiß den schützenden Wald verlassen, um am saftigen Grün der Alpenwiese zu naschen, und auch den guten Bock, der auszutreten sich nicht entschließen kann und vorsichtig und schlan am Waldrande verhofft. Da er nichts Verdächtiges bemerkt, zieht auch er auf den Plan, aber nicht um zu äsen, sondern um auf die Geiß loszustürmen und sie mit wilder Hast zu treiben. In tollen Fluchten geht es bergab und bergauf, bis Bock und Geiß plötzlich wie angewurzelt verhoffen. Ein Knacken und Brechen vom nahen Gebüsch hat ihre Aufmerksamkeit erregt. Immer lauter und lauter wird das Brechen, bis sich endlich massige Körper unter Grunzen und Schnauben aus der Dichtung schieben. Die Rehe springen schreckend in hohen Fluchten ab und räumen den Sauen das Feld. Einer Pflugschar gleich, reißt das plumpe Gebrech der schwarzen Gesellen tiefe Furchen in den blumenreichen Wiesengrund, und unter lautem Schmaßen verschwinden Wurzeln und Kerse. Nun geht es vorwärts über die taufrischen Wiesen den nahen Hafersfeldern zu, wo die milchigen Kerne der vollen Rispfen zu köstlichem Schmause einladen.



Jungpelikane auf einer schwimmenden Rohrinself
im Donaudelta





Duilette mit Kugel und Schrot aus dem Kahn am Bugeafsee

Raum bei ihnen angelangt, sichert blasend und schnaubend das leitende Stück, und seinem Beispiele folgt die ganze Kotte. Sie beruhigt sich aber bald wieder, denn sie hat das flatternde Zeug der Wildscheuche als unschädlich erkannt und schmagt mit doppeltem Eifer an der köstlichen Gabe. Was nicht die Weidsäcke füllt, verschwindet unter dem schweren Tritte der harten Schalen oder unter der Last der sich behaglich wälzenden Sauen.

Sie haben alle Ursache, sich des Lebens zu freuen, denn der Tisch ist ihnen nun überreich gedeckt.

Im Forste locken die Heidel- und Erdbeeren zu köstlichem Schmause, indes das Strauchwerk der großen Schläge voll der süßesten Himbeeren hängt. Nur einen verschwindenden Teil davon sammeln die Dorffinder, alles andere bleibt für Grimbart, für die Schwarzkittel und den reckenhaften Urwaldkönig Meister Braun, der mit seinem wuchtigen Leibe ganze Gassen im Himbeergesträuche bahnt.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken traf ich bei unserem Jagdhause ein und war nicht wenig erstaunt, meine lieben Waidgenossen nicht anzutreffen. Einer derselben hatte sich einem anderen Gebirgstheil zugewendet, der zweite war talwärts abmarschiert.

Ich warf also meine Büchse über die Schulter und ging vorerst zu den Viehhirten, um bei ihnen anzufragen, ob mit Bären oder Wölfen nichts Neues vorgefallen sei.

Schon von weitem wurde ich von den Leuten mit Jubel begrüßt, sahen sie doch mit mir die Gelegenheit gekommen, wieder einmal einem Bären an den Leib zu rücken. Mit hastigen Worten schilderte mir nun Juon der Ältere, daß sich unweit jener Stelle, wo ich vor drei Wochen den Hauptbären geschossen, bei einem verendeten Büffel wieder ein schwächerer Bär eingestellt und in den beiden letzten Nächten regelmäßig beim Kadaver vorgesprochen hatte. Das war ja ein prächtiger Zufall! Rasch ließ ich mich zur Stelle hinführen, wo der Büffel lag, und fand die Aussage der Leute bestätigt. Mittlerweile war es aber auch schon 4 Uhr nachmittags geworden. Wollte ich in der kommenden Nacht ansetzen, so mußte noch einiges vorbereitet werden.

Vor allem war es nötig, den Büffel an eine günstigere Stelle zu befördern, da ich dort, wo er lag, des dichten Bestandes halber kein freies Schussfeld hatte. Zwei Ochsen der Herde wurden ihm vorgespannt, und der massige Kadaver wurde an eine kaum 20 Meter entfernte Blöße geschleift. Zwischen drei nahestehenden

Fichten ließ ich in etwa vier Meter Höhe einen Hochsitz aus abgeschlagenen Zweigen anfertigen.

Um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends saß ich auf meiner Hochwarte, fest entschlossen, auch bei teilweise umwölktem Himmel bis zum Morgen grauen auszuhalten.

Vor mir lag eine mit schütterten Bartfichten bedeckte Bruchstelle, indes sich hinter mir ein drei Meter breiter Fahrweg befand. Zu meinen Füßen aber lag der mächtige Leib des Büffels, dessen madenerfüllter Kadaver einen scheußlichen Geruch verbreitete. Für verwöhnte Nasen ist ein derartiger Anblick kein sehr verlockendes Unternehmen, wer aber das Wild in seinen Gewohnheiten kennenlernen und es erbeuten will, der muß sich über derartiges hinwegsetzen.

Als die Dämmerung hereinbrach, begann es auch schon um mich her lebendig zu werden. Unruhig schnürten zwei Rotröcke auf dem Fahrwege hin und her, holten Wind, sicherten, verschwanden und tauchten bald wieder auf, und ihre geschäftige Unruhe verriet es mir, daß sie mit der Übersiedlung des Büffelskadavers nicht ganz einverstanden waren. Einer derselben kam auf der im Sandboden deutlich kenntlichen Fährte meines Soldaten, der den Schweißhund geführt hatte, an mich heran, streckte sein feines Schnäuzchen in die leichte Vertiefung und sprang dann plötzlich, wie wenn er ein ihm gefährliches Eisen entdeckt hätte, mit einer graziösen Flucht zur Seite. Die vorsichtigen Strachdiebe, denen sich bald noch ein dritter zugesellt hatte, wurden mit der Zeit dreister. Sie nahmen umherliegende Fleischsegen auf, und alsbald begann ein Streiten, Balgen und Hegen, bis endlich — es mochte etwa $\frac{1}{2}$ 9 Uhr sein — das laute Brechen und Krachen dürren Fallholzes im dichten Fichtenbestande das Nahen eines schweren Wildes verkündete. Immer lauter und lauter wurde das Brechen, bis endlich ein pustendes Windnehmen wenige Schritte hinter mir, und zwar von jener Stelle her, wo der Büffelskadaver gelegen, mir genügender Beweis war, daß sich Meister Braun zu nächstlichem Schmaus eingefunden hatte.

Anwilliges Scharren auf dem schweißbedeckten Waldboden, wo das Nas gelegen hatte, verriet mir den Unmut des Gewaltigen.

Als sich dann aber eines der Füchlein zu nahe an ihn heranzuwagte, flog ihm ein Hagel von Steinen und Sand nach, daß es durch das Gezweige prasselte.

Hörbar klopfte mir das Herz an die Rippen, konnte ich doch trotz des ziemlich heftigen Windes fast jeden Schritt des Bären ahnen.

Immer näher und näher machte er sich an den Kadaver heran. Sein lautes Windnehmen nach allen Seiten hin war mir ein Beweis dafür, daß selbst dieses rechenhafte Raubtier die gebotene Vorsicht niemals vergißt.

Mit schußbereitem Stutzen wartete ich, nun schon etwas ungeduldig, auf das Erscheinen der massigen Gestalt, nicht zu weit von meinen Füßen. Es kam anders! Ein plötzlich einsetzender stärker Windstoß raubte mir die frohe Zuversicht. Ich vernahm ein lautes, ruckweises Pusten, das von immer gedämpfteren, grunzenden Schrecklauten begleitet war.

Es bestand kein Zweifel, daß Meister Pegg Wind von mir bekommen hatte. In weitem Bogen umkreiste er den Kadaver und überlegte dann mit quatschendem Troll die kaum 15 Schritte vor mir liegende versumpfte und mir freien Auschuß gewährende Bruchfläche.

Da hätte ich ganz gut schießen können, unterließ es aber, da ich hoffte, daß mir Pegg trotz seiner Vorsicht im Laufe der Nacht noch günstiger vor die Büchse kommen werde.

Meine schöne Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Der Bär war nun einmal mißtrauisch geworden und trollte unruhig und wiederholt schreckend im dichten Bestande umher.

Während ich diesem Geschimpfe des Bären lauschte, war der Mond am östlichen Himmel aufgestiegen und beschien durch loses Gewölk mit fahlem Lichte den mich umgebenden Bergwald. Das Krachen im Gehölze verstummte, der Bär war von dannen getrollt. Ab und zu drang noch der Ruf des Waldkauzes an mein Ohr, dann wurde es stiller und stiller, bis heilige Ruhe schließlich die Waldeinsamkeit umfing. Von der Tageshitz und der Nervenanspannung erschlaft, senkten sich meine müden Lider, und ich schlummerte ein.

Es mochten etwa zwei Stunden verronnen sein, als mich eine frische Brise aus dem Halbschlaf weckte. Ein leichter Dämmerchein am östlichen Horizonte war der Vorläufer des werdenden Tages. Eben wollte ich mich aus meiner etwas unbequemen Stellung erheben, als mir ein leises Windnehmen unter mir die neuerliche Gegenwart des Bären verriet. Meister Braun hielt, meinem Blicke durch das Astwerk meiner Schirmtanne verdeckt, begehrlische Totenschan. Ich wagte kaum zu atmen, denn nun galt es, zu handeln.

Es war auch diesmal umsonst! Bald hörte ich leises Tappen, dann schärferes, sich immer mehr von mir entfernendes Brechen im

Waldbestände. Es gab mir die Gewißheit, daß Mißtrauen und Vorsicht den Hunger besiegt hatten.

Noch eine Stunde saß ich in meinem unbequemen Reissigneste, dann aber reckte ich die steifgeessenen Glieder, und ein Hornruf brachte mir meinen Burschen herbei, mit dessen Beihilfe ich bald aus meiner nächtlichen Gefangenschaft befreit war. In vollen Zügen schlürfte ich noch die kühle, harzduftende Morgenluft, dann aber machte ich mich in flottem Marsche dem Jägerhause zu, um den bereits mächtig revoltierenden Magen zu beschwichtigen.

Aber welche Überraschung! Kaum hatte ich die Thür unseres Jagdheims geöffnet, so stand auch schon ein Unteroffizier meines Fähnleins in strammer Haltung vor mir und meldete mir gehorsamt: „Der Herr Brigadier ist eingetroffen, um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr ist Vorstellung. Habe ein Reitpferd mitgebracht, der Wagen wartet im Dorfe!“

Eine schöne Bescherung! Ich, stellvertretender Bataillonskommandant, in freien Stunden Bärenjäger! Ein Blick auf die Uhr — es war $\frac{1}{2}$ 4, es reichte noch! Im Augenblicke war ich im Sattel. Mein Soldat übernahm den Schweißhund und das Gepäck, und in möglichst scharfem Tempo ging es dem fernen Dorfe zu. Nach drei Stunden war ich unten. Rasch vom Pferde herunter in den Wagen und nach zwei weiteren Stunden war ich daheim.

Da wurde dann der Waidmann rasch in einen festlich geschmückten Krieger verwandelt, und um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr genügte ich mit aller Seelenruhe des Dienstes heiliger Pflicht. Und der Herr General lachte nicht wenig, als ich ihm abends in gemüthlicher Tafelrunde von meinem eiligen Abmarsche aus den Bergen berichtete, und wünschte mir für die kommenden Tage ungestörteren Bärenansitz. Seine guten Wünsche haben sich auch in einer ganz beispiellosen Weise erfüllt.

Am 11. August konnte ich nämlich wieder über eine Nacht ausbleiben und wollte sie bestens ausnützen, falls noch ein Knochen des Büffelkadavers vorhanden war. Telegraphisch hatte ich mir bereits ein Reitpferd im Bergdorfe gesichert und war nach Erledigung meiner dienstlichen Verrichtungen eiligst abgefahren.

Im Dorfe erwartete mich schon eine saubere rumänische Jungfrau mit dem Reittiere, das sie vom Jagdhouse weg wieder heimführen sollte. Ich hielt dies für ein gutes Omen, im stillen nämlich, denn um meine Jugend zu verlieren, dazu hatte ich bei dem weiten Wege keine Zeit.

Die Absätze meiner Bergschuhe schlugen etwas unsanft in die Flanken des Gebirgsgauls, und in ziemlich scharfem Tempo ging es die Steige hinan. Es berührte mich unangenehm, wenn ich die rumänische Schöne hinter mir nachkeuchen sah, doch kenne ich, wenn es sich um einen Bären handelt, keine Rücksichten.

Nach anderthalbstündigem Ritte hatte ich ein Drittel des Weges zum Jagdhaus bewältigt. Um eine Serpentinenecke biegend, war ich nicht wenig überrascht, meinem Soldaten mit Schweißhund und Rucksack zu begegnen. „Ja zum Teufel, wie kommst du daher?“ war meine etwas barsche Frage. „Ich bitte, Herr Hauptmann“, meinte George, „der Herr Berger hat gesagt, daß er es heute auch einmal auf dem Hochsitz des Herrn Hauptmanns versuchen will. Er möchte, da Herr Hauptmann kürzlich ohnehin einen großen Bären geschossen haben, es auf diesen kleineren probieren.“

Diese Nachricht war zwar nicht nach meinem Geschmack, aber mein alter Freund Waldteufel, der wieder zum Jagdhaus zurückgekehrt war, hatte recht, wenn er die günstige Gelegenheit ausnützen wollte. Der Bär mußte ja aller Voraussicht nach doch wieder zum Luder kommen. In etwas gedrückter Stimmung setzte ich meinen Ritt fort, schickte aber die mich begleitende Jungfrau heim, da ich nunmehr das Pferd selber zurückzubringen beabsichtigte und mir das „gute Dmen“ eine recht zweifelhafte Sache zu sein schien.

„Hol's der Ruuck!“ dachte ich mir. Wenn es sich um einen Bären handelt, hört zwar die Freundschaft auf, aber ich gönnte Freund Waldteufel seinen Braun und wollte mich dafür mit einem Rehbock schadlos halten.

Um ½6 Uhr hatte ich das Jagdhaus erreicht und war nicht wenig erfreut, Waldteufels Diener mit dem Tranchieren eines Lungenbratens beschäftigt zu finden.

Das war ganz famos und kam mir sehr erwünscht! Hunger hatte ich, und wenn mir Freund Berger schon meinen Bären wegschießen wollte, so wollte ich ihn mindestens um ein Stück Lungenbraten schädigen. So nahm ich denn einen ordentlichen Klotz Fleisch und einen Keil Brot dazu und schritt, dabei essend, einer unterhalb eines Schlanges befindlichen Felskangel zu, um dort mein Heil zu versuchen. Ein ziemlich rauher Nordwest strich in für mich ungünstiger Richtung den steilen Hang hinab. Da ich mir unter solchen Umständen nicht viel Gutes versprach, ging ich ziemlich unaufmerksam den schmalen Steig hin-

unter. So ganz ohne Vorsicht hinabschreitend, hörte ich plötzlich einiges Astwerk krachen. Im Glauben, daß es nur ein dürrer Zweig gewesen sei, den der Wind von einem der Stämme herabgeschlendert, schenkte ich der Sache keine Aufmerksamkeit und setzte, den Drilling am Rücken, den Abstieg fort. Da! Zum Ruckuck, es krachte schon wieder! Vielleicht ist es ein treibender Bock, fuhr es mir durch den Kopf. Da schob ich also den Rest des Brotes und Fleisches in den Mund und nahm mein Eisen von der Schulter. Immer näher hörte ich das Geräusch, bis ich schließlich zwei aufrechte Lauscher und eine graue Decke durch das Gewirre der Büsche und Himbeerstauden wahrnehmen konnte.

Ein Wolf, dachte ich mir! Nun, der kam mir gerade recht. Der Drilling glitt an die Backe, und ruhig erwartete ich eine weitere Bewegung des ab und zu und nur teilweise sichtbaren Wildes.

Jetzt mußte es über den schmalen Pfad schreiten. Da, ein Bär! Donnernd verhallte mein Schuß in den Bergen, indes der Bär mit wütendem Brüllen nach der Wunde biß und im dichten Unterholze des Waldes verschwand. Das war doch wohl ein ganz unglaubliches Waidmannsheil, so unvermutet mit Meister Braun zusammenzutreffen.

Am Anschusse lag guter Schweiß. Das überraschte mich nicht, denn ich hatte zwar durchs Strauchwerk geschossen, war aber gut angekommen. Nach einer kurzen Pause, in der ich mit Ruhe den Rest meines Bratens verzehrte, zog ich mein Jagdhorn hervor, das mit seinem hellen Klange meinen Mann und den braven Rüden herbeirief. Mein Soldat, dann der neugierige Lungenbratenkoch und ein zufällig in der Nähe gewesener Vereinsheger waren rasch zur Stelle, und es konnte mit der Nachsuche begonnen werden.

Mein Hektor wurde an die Fährte gelegt, und nun ging's in scharfem Tempo hinter dem am vier Meter langen Riemen zerrenden Hunde her. Raumb 150 Schritte vom Anschusse ließ mein Mann mit dem Schreckensrufe: „Er lebt noch!“ den Riemen los und prallte zurück, während Hektor im selben Momente wütend Hals gab.

Mit einem Satz war ich voraus und hatte nun den prächtigen Anblick, den krank geschossenen Bären in einem steilen Graben, vom Hunde scharf verbellt, vor mir zu sehen. Der Anblick war ein zu seltener, um ihn vorschnell zu unterbrechen.

Eine Weile genoß ich noch das prächtige Bild, dann aber schlug das zweite Geschöß in die breite Brust des Urwaldbreken so rückwärts-

los ein, daß er, von meinem braven Hegerüden angefaßt, kraftlos zusammenbrach.

Da lag er nun, mein vierzehnter. Er war seinem Schicksal nicht entgangen, und ich fühlte mich für die seinerwegen durchwachte Nacht königlich entschädigt. Doch trotz des mich umgebenden Jubels der herbeigeeilten Bergbewohner und des stolzen Bewußtseins, wieder ein so uriges Wild erbeutet zu haben, beschlich mich ein drückendes Gefühl, als es sich nachher herausstellte, daß es der gleiche Bär war, auf den mein Freund in gleicher Nacht auf dem von mir angelegten Hochsitz beim Büffelkadaver lauerte. Ein böser Zufall hatte diesen Braun über meinen Weg geführt, und meine Kugeln hatten dadurch ungewollt meinem Freunde den nächtlichen Ansitz verdorben. Immerhin gab's zwischen uns auch für späterhin viel Heiterkeit und Frohsinn, denn wer den Schaden hat, braucht auch für den Spott nicht zu sorgen.

Meinen fünfzehnten Bären schoß ich ebenfalls unter ganz sonderbaren Umständen zur Zeit der Hirschbrunst auf der Hochalpe Strimba mare.

Es war Ende September 1907, als ich erst das am Fuße der Berge gelegene Dorf Drlat und von hier in einem Tagesmarsche noch vor Sonnenuntergang auf der Strimba mare ein kleines Jagdhäuschen am sogenannten „Stavar“ erreichte.

Heilige Ruhe umfing den weiten Forst; kein Laut, kein Ruf störten diese feierliche Stimmung. Schon senkte sich das Tagesgestirn dem fernen Westen zu, um vom scheidenden Tage Abschied zu nehmen. Da horch! Ganz eigene metallische Töne dringen an das lauschende Ohr. Kein Brunflaut ist's, der aus den Tiefen der Tannenforste zu mir heraufbringt, sondern der klangvolle Ruf ziehender Kraniche. Das Auge durchstreift das weite Himmelsmeer, um an einem Punkte hoch oben haften zu bleiben.

Da sind die lieben Wanderer. Die Herbstkühle treibt sie dem fernen Süden zu, um weitaus ihrer nordischen Heimat bei den schwarzen Afrikanern bessere, schönere Zeiten abzuwarten. Im Triangel geht die weite Reise über Berge und Ströme dahin, um für wenige Tage in der rumänischen Donaubene sich zur Weiterfahrt zu rüsten.

Ach, könnte ich mit, schöne Erinnerungen knüpfen sich für mich an ihr nächstes Reiseziel. Waidfrohe Tage in lieber Gesellschaft dort sind mir unvergeßlich geblieben. Also grüßt mir das ferne Donauland. Lange noch folgte mein Blick den ruhelosen Wanderern, indes manch

Bild vergangener Jagdtage von jenseits der Berge durch mein Gedächtnis streift.

Doch zurück zur Gegenwart. Goldigrot senkt sich die liebe Sonne dem Horizont zu und küßt noch mit glühendem Hauch die Gipfel der Berge. Blutrot färben sich die weiten Latschenbestände, indes tief in den Tälern ein dunkles Blau den Tannenwald umfängt.

Das Tagesgestirn ist zur Küste gegangen. Karmin, Violett und Ultramarin, das sind die leuchtenden Farben des westlichen Abendhimmels, und voll Bewunderung hängt das Auge an dieser Pracht.

Doch auch diese verblassen, und es ist höchste Zeit, den Heimweg anzutreten. Im Nadelbestande herrscht bereits tiefes Dunkel, und will man nicht mit Stamm und Steinen unliebsame Bekanntschaft machen, so muß das Lämpchen angezündet werden, das dann sicher heimwärts führt.

Acht Tage waren bereits auf diese Weise verflossen. Ein wolkenloser, klarer Himmel, mit warmem Sonnenschein bei Tag und funkelnden Sternlein bei Nacht, reihten sich regelmäßig aneinander. Für den hirschgerechten Waidmann zur Brunstzeit eigentlich schrecklich.

Nur selten des Nachts war ab und zu ein Schrei zu vernehmen, dann war wieder eine heilige Stille, und wenn nicht die zahlreichen Jährten auf die Existenz des Rotwildes schließen ließen, so hätte man glauben müssen, kein Hirsch hätte jemals in diesen Forsten gehaust. Endlich drüben jenseits der Grenze am Folte gab's etwas Abwechslung. Ein Hochgeweihter brachte Leben in die Landschaft und orgelte, was das Zeug hielt. Erfreut darüber, daß doch endlich Schwung in die Brunst kommen werde, stieg ich den Bergwald hinan und wunderte mich nur, wie man den einzig sich meldenden Hirsch so lange ungeschoren lassen konnte. Doch ich hatte es kaum gedacht, da knallte auch schon drüben ein Büchschuß, der weithin hörbar durch die Berge rollte. „Waidmannsheil“ wünschte ich im stillen und stieg weiter bergan.

Zwei alte Schachteln, die ob des Windes nicht wußten, wohin sie flüchten sollten, waren das einzige, was ich gesehen hatte.

Nach zweistündiger Pürsch saß ich endlich ärgerlich auf einem Baumstrunke und dachte an den einzigen röhrenden Hirsch, der jetzt wohl, seines Hauptschmuckes beraubt, in die anderen Jagdgesilde hinübergewechselt war. Da horch! Lautes Brechen an der Grenze unter mir. Aha, vielleicht ein Hirsch!

Schußbereit liegt die Büchse im Anschlag, und gespannt erwarte ich das Erscheinen des Wildes. Ein Bär, blitzte es plötzlich durch mein Hirn, als eine dunkle Masse für einen Augenblick zwischen zwei Nichten sichtbar wird. Aufmerksam warte ich das freiere Erscheinen des Wildes ab, um dann einen um so sichereren Schuß anbringen zu können. Doch, welche Enttäuschung! Die Büchse gleitet von der Backe herab, ich setze mich, Atem schöpfend, wieder auf meinen Strunk. Zu dumm! Mein Nachbar und dahinter ein Rumäne! Doch nicht lange dauert mein Arger, und der alte Humor kommt wieder zum Durchbruch. Rache für die Enttäuschung. Ich greife zur Muschel und singe meine schönste Brunstarie, daß es meinen Nachbar und dessen Begleiter wie einen Felsen zusammenreißt. Ja, aber der Hirsch stand jenseits der Grenze, also was machen? Nachbar setzte die hohle Hand an und trenzt einmal herüber. Ich schrie wild zurück, so daß der Nachbar, um einen Schuh kleiner, sich hinter einem Baumstamme niederkniet.

Rumäne und Waidmann gestikulieren heftig, und endlich kommt der Angriffsplan zum Ausdruck. Der Bauer soll zutreiben. Ich kauere mich wie die Kaze zusammen, und mit der Büchse im Anschlag lasse ich den Mann an mich herankommen.

Weiter zu röhren schien mir angesichts der schußbereiten Büchse meines jenseitigen Herrn Waidgenossen nicht sehr geheuer. Also vorerst das Bäuerlein herankommen lassen. Vorsichtig schiebt sich dieses auf einen Steig los und dann gerade auf mich zu. Zwanzig Schritte trennten uns noch, bin neugierig, was das werden wird. Leise kraucht er weiter bis auf zehn und fünf Schritte heran, dann aber der Schreck. Wie vom Blitze getroffen, reißt es ihn zusammen, und mit dem Rufe: „Vai domnule nu puscats“ (Um Gottes willen, Herr, schieße nicht) zieht der arme Kerl, wie zum Sterben bereit, seine Jacke über das Gesicht und erwartet, in die Knie sinkend, die Kugel.

Ein grausames Spiel. „Steh auf, Dummkopf!“ sind meine freundlichen Worte, die ihn sichtlich wieder ermuntern, und nachdem ich ihm versicherte, daß ich ihm nichts zuleide tun wolle, rief ich meinen benachbarten Waidgenossen herbei, der sich auch noch von seinem Staunen zu erholen hatte.

„Grüß Gott, wo ist der Hirsch? Und wieviel Enden?“ war mein erster Gruß, der aber nicht viel Heiterkeit zu erregen schien. „Fort!“ antwortete mir der Nachbar ärgerlich und schilderte mir seine ganze Misere.

Nun, da war freilich nicht viel zu machen. Kein Schweiß am Anschusse, der Hirsch zum Teufel. Nachbar war nicht gerade bei rosigter Laune. Das einzige, das sein Gemüt für den Tag zu erfreuen schien, war die Auffindung einer hutgroßen, aus Preiselbeeren bestehenden Bärenlosung.

Gerne hätte ich noch ein Viertelstündchen verplaudert, doch da mein Waidgenosse seines Hirschpechs wegen ziemlich wortkarg war, so wünschte ich ihm für das nächstemal mehr Waidmannsheil, und wir gingen wieder unserer Wege.

Er dachte an seinen Hirsch. Ich an die Bärenlosung. Eigentlich eine komische Gesellschaft, diese Jäger, was denen nicht alles Kopfzerbrechen macht. Mir machte leider aber auch noch ein neuplombierter Zahn einige Schwierigkeiten. Doch der Sache ging ich bald aus dem Wege, indem ich, kaum im Jagdhaufe angekommen, den Kerl an eine Schnur band und mit einigen festen Rucken draußen hatte. Doch viel einfacher, als wenn man nach vielen Formalitäten beim Doktor in der Stadt für diese einfache Prozedur auch noch zwei Gulden zahlen muß.

Freilich macht der es etwas besser als ich und bricht nicht die Wurzel ab. Nach diesem kleinen Intermezzo und nach einer kleinen Mittagspause geht es wieder in den Bergwald hinauf, wo ich mir mit meinem Burschen Toma und meinen zwei Schweißhunden in der Abenddämmerung an einem bestimmten Punkte ein Stellbischein gab.

Die zu erhoffende Musik des noch lebenden Hirschens sowie der Urheber der Bärenlosung gaben mir wieder einige Zuversicht, und ich hoffte auf einen frischeren Schwung in mein bisher so eintöniges Waidmannsleben. Doch brachte dieser Abend leider auch keine Abwechslung.

Der Hirsch wollte es nicht mehr riskieren, eine Kugel pfeifen zu hören, und der Bär, nun, der war weiß Gott wo; ein Tropfen in dem unermesslichen Waldmeere.

Kurz, die Lampe wurde angesteckt und heimgezogen.

Mein Soldat und ich schritten sprechend einher, als plötzlich ein Ruf vom Jagdhaufe her zu uns herüberdrang. Was, zum Kukuck, konnte das sein? Da oben war ja sonst weit und breit kein Mensch. Oder hatte sich vielleicht ein Tourist hierher verirrt? Wir beschleunigten unsere Schritte, als von der Jagdhütte her ein lautes „Horo! hopp!“ erneut hörbar wird. Ich erkenne sofort die Stimme eines

meiner Unteroffiziere. Mir rieselte es eisig kalt über den Rücken: sollte daheim etwas passiert sein? Die Angst beflügelte den eilenden Fuß, und alsbald stehe ich vor dem Manne, der eben einige Scheite in ein mächtiges Feuer werfen will. „Was führt dich denn her?“ war meine hastige Frage, die aber mit indianischem Geheul aus dem Waldesdunkel her beantwortet wird, und wenige Sekunden darauf stürmen lachend drei Bataillonskameraden auf mich ein. Das war eine freudige Überraschung. Ein so unverhofftes Wiedersehen hoch oben im dunklen Fichtenbestand.

Ein Hauptmann und zwei Oberleutnants meines Bataillons hatten sich aufgemacht, um mich in der Wildnis aufzusuchen und dann eine Kammwanderung daran anzuschließen. Nun, man kann sich meine Freude vorstellen. Zehn Tage mit nur einem Soldaten und meinen zwei Hunden allein, und nun endlich mit so fröhlicher Gesellschaft vereint zu sein! Die versteckten Jagdhäuschlüssel wurden herbeigeholt, und alsbald saßen wir im warmen Stübchen bei Tee, Schinken und Gebäck vereint. Da hörte ich wieder von Weib und Kind, Pferden, Dienst und Stadtchronik. Kurz, es wurde gelacht und gescherzt, so daß die Zeit so rasch verging, daß ich ordentlich erschrak, als ich auf die Uhr sah. Sollten die Herren rechtzeitig aufbrechen, so mußten doch alle frühzeitig aus der Moosstreu. Sie hatten einen weiten Marsch, ich eine Pürsch vor mir. Also schlafen gehen, hieß es. Vier Uhr morgens schnarrte uns schon der Wecker wieder aus unseren Träumen, und es kostete wirklich eine Überwindung, diesem monotonen Geklingel Folge zu leisten. Im Walde schlief es sich wirklich gut, und wenn man noch dazu gut geträumt hat, läßt man sich nicht gerne durch die Nüchternheit des alltäglichen Lebens aus den Illusionen dieser angenehmen nächtlichen Erlebnisse rütteln.

Kurz, auf mußten wir. Das erste Rot des werdenden Tages mahnte schon zum Aufbruch. Nach kurzem Frühstück wurde die unvermeidliche Laterne angezündet und unter deren hellem Schein durch den Nadelwald aufgestiegen. Als wir aus dem Krummholzbestande heraus waren, tagte es bereits so weit, daß ich den Herren ihre neue Marschrichtung zeigen konnte. Ich gab ihnen noch meinen Hundemann als Wegweiser mit, und dann wurde auf das herzlichste Abschied genommen. Ich ließ mich, den Wind ausnützend, gegen einen alten Schlag hinab, indes die Herren bergan auf die Kammhöhe stiegen. Heilige Ruhe rings umher, kein Laut, kein Hirsch war in diesen Reviertheilen zu vernehmen. Nun, während der siebenstündigen

Kammwanderung wird doch ein Hirsch den Herren den Gefallen tun und sich hören lassen, dachte ich mir, und immer noch mit dem Gedanken bei den Herren weilend, schritt ich durch den Tannenwald abwärts. Da horch! Rechts über mir lautes Brechen. Ich machte kehrt und spränge bergauf. Muß wohl ein Hirsch sein, der ein Tier treibt, dachte ich mir und eilte, scharf auslugend, den Hang hinauf. Immer näher und näher kommt das Brechen. Ich halte an, hebe schußbereit das Gewehr und erwarte das Erscheinen des Wildes. Da stürzt eine gewaltige schwarze Masse daher. Ich kann nicht feststellen, ob es ein Bär oder eine Sau ist. Doch ja, ein Bär! In mächtigen Fluchten kommt er heran. Ich suche eine Stelle zwischen den Stämmen, wo ich schießen kann, da schwenkt er ein und kommt schnurgerade von oben gegen mich herab geflüchtet. Ein mächtiges Tier. In wenigen Sekunden ist er auf 30 Schritte vor mir. Ich ziele mitten auf die schwarze, breite Brust und reiße Funken. Ein furchtbares Wutgebrüll quittiert die Kugel. Der Bär roulliert im Feuer, indes ich mit einem Satz zur Seite hinter zwei Fichtenstämme springe. Im Nu ist die Bestie wieder hoch und stürmt zwischen zwei Stämme hindurch. Da schlägt das zweite Geschos in den gewaltigen Leib, und einen gefallenen Fichtenstamm überlegend, erhält er die dritte Kugel, um nach wenigen Fluchten sich brüllend am Waldeboden hilflos zu wälzen. Da schlagen noch drei Kugeln meiner Büchse ein, bis der Bär kein Lebenszeichen mehr gibt und ich die Gewißheit habe, daß dieser gewaltige Körper ausgerungen hat. Nun schreite ich vorsichtig heran. Da liegt der schwarze Kolos. Nur 50 Schritte vom Anschusse zur Seite gestreckt, und kein Laut verrät mehr, daß vor wenigen Sekunden noch unbändige Kraft diesen Körper beseelt hat.

Es ging so rasch, daß ich kaum selbst das Geschehene fassen konnte. Doch keine Vision? Hier zwischen den Stämmen über mir die gewaltige Masse im Sprung, hier der Einriß beim Überlegen des gestürzten Stammes. Dort die Hüllen der verfeuerten Munition. Nein, das war Tatsache, da lag mein fünfzehnter Bär. Den mußten in seiner urenigsten Heimat auch meine Freunde sehen. Ich griff zu meinem Horn, und alsbald verkündete dessen heller Ruf dem ganzen Walde des Bären Tod.

Etwas lange aber dauerte es, bis die Herren mich vernommen hatten und zur Stelle waren. Dafür war aber der Jubel ein um so größerer, als Hauptmann Schachermaier mit dem Schweißhund an der Hand zum Bären geführt wurde.

Da wurden Decke, Pranken und Fänge bewundert, und auch ihnen schien es kaum glaublich, daß eine so kurze Spanne Zeit nach unserer Trennung genügte, um so ein mächtiges Tier zu Falle zu bringen.

Das war wohl rasch gegangen und, wie es sich nachher herausstellte, waren die Herren ungeahnterweise die Veranlassung zu diesem unverhofften Waidmannsheil. Etwa 500 Schritte von jener Stelle entfernt, wo wir uns getrennt hatten, vernahm die plaudernde Gesellschaft ein Stück Wild zwischen den Fichten und Wacholderdickichten flüchtig abgehen. Wie es sich nun herausstellte, war es Meister Braun, der sich, nach seinem Mageninhalt zu schließen, dort an den zahlreichen Preiselbeeren gütlich getan hatte, bis ihn die heitere Gesellschaft von dieser Mahlzeit vertrieb. Sein böses Schicksal aber führte ihn mir vor das Rohr, wo er der vernichtenden Kraft der modernen Stahlkerngeschosse, die ich damals zum erstenmal führte, zum Opfer fiel.

Nachdem ich nun den Herren genau noch den Vorgang der Dinge an Ort und Stelle geschildert hatte, gingen wir mit vereinten Kräften daran, die gewaltige Masse an einen bequemerem Ort herauszutragen, um nach einigen unvermeidlichen photographischen Aufnahmen mit dem Abstreifen und Zerwirken des Wildes zu beginnen. Transport wie die weiteren Arbeiten waren aber kein so leichtes Unternehmen, da Meister Pex ein recht respektabler und feister Bursche war.

Schwer war es, bei den zahlreichen Ein- und Ausschüssen, festzustellen, wie und ob alle Kugeln ihr Ziel getroffen hatten. Die ersten drei saßen, das stand fest, und von den drei weiteren Geschossen durfte wohl auch kaum eins vorbeigegangen sein, um so weniger, als sie nur einem sich hilflos hin und her wälzenden Klumpen zugehacht waren. Mit Genauigkeit konnte der erste Schuß verfolgt werden. Ein etwas leichtsinniger Streich von mir, der glücklicherweise diesmal ohne böse Folgen verlaufen war. Die nämlich spitz von vorne auf den gegen mich herab flüchtenden Bären angetragene Kugel war unter dem rechten Jochbein eingedrungen, streifte der Länge nach den ganzen Hals, drang dann wieder beim rechten Schultergelenk in den Leib, um nach Durchreißung der Lunge hinter den letzten Rippen der gleichen Seite wieder den Körper zu verlassen. Also, zum Glück ein absolut tödlicher Schuß, der aber nicht verhindert hätte, daß die wütende

Bestie, wenn sie nicht gleich rouliert wäre, mich mit dem zweiten Satz einfach über den Haufen gerannt und dann eventuell in Felsen gehauen hätte. Eine gute Lehre für ein andermal, wenn nicht gerade im letzten Moment etwa das Temperament wieder durchgeht. Von den Stahlkernen hatten alle bis auf einen durchgeschlagen; diesen einen fand ich unverfehrt im Gescheide vor. Originell war ein Stahlmantel zerstoben, der, einem Kartätschenschusse ähnlich, in vier Teile geteilt, mit schligigen Schnittwunden die Haut der linken Hinterpranke durchrissen hatte. Mit diesem Bären war auch ein Stück lokaler Geschichte zu Ende gegangen. War er es doch, der diese Gegend stark gebrandschatzt hatte, und viele Hautfellen gerissener Schafe um die Hürde der Sennhütte herum waren genügender Beweis dessen, daß Peß ein alter, geriebener Räuber war. Vor wenigen Jahren war er wieder einmal, und zwar am helllichten Tage, nachdem er sich vorher regelmäßig schon bei Nacht seinen Tribut aus der Herde genommen hatte, eingebrochen und ging gleich daran, seinen Raub an Ort und Stelle zu verzehren. Der Gioban (Schafhirte), durch den argen Verlust seiner Herde schon zur Verzweiflung getrieben, drang nun tollkühn auf den Räuber ein und versetzte ihm einen Hieb mit dem Stocke. Dies nahm Peß etwas übel auf, faßte den Hirten mit den Pranken an Brust und zwischen den Schenkeln und schleuderte ihn hoch im Bogen den Abhang hinab, und wenn nicht die Hunde zur Stelle gewesen wären, die Peß scharf zu Leibe rückten, so wäre die Sache noch viel schlechter ausgefallen. Immerhin hatte der arme Mann monatelang im Spital zu leiden, bis die tiefen Wunden wieder geheilt waren. Meister Braun aber ließ sich durch das Gekläff der Hirtenköter nicht sehr stören, nahm sich wieder ein Schaf, um es dann an einem bequemerem Orte zu zerreißen. Nun aber hatte ihn sein böses Schicksal ereilt und sechs Kugeln waren der verdiente Lohn für manch frechen Raub und nächtlichen Überfall. Seine kohlrabenschwarze, prächtige Decke mit den langen, wehrhaften Krallen aber wird mir hoffentlich lange noch eine schöne Erinnerung an seine Erbeutung sein, ebenso wie ich auch dankbar jener gedenken will, die, ohne es zu wissen, zu seiner Erlegung Anlaß gaben.

Im gleichen Herbst, einen Monat darauf, sollte ich mit meinem sechzehnten Bären leider eine sehr schlechte Erfahrung machen, die augenfällig jedem Karpathenjäger die Notwendigkeit eines Schweißhundes in unseren wildzerklüfteten Bergen darlegen soll.

Als brauchbare Trophäe dieses Bären hatte ich nichts anderes als nur dessen vom Sturm und Schnee gebleichten Schädel erworben.

Eine Kette herrlichster Tage bildete der Herbst des Jahres 1907. In tiefstem Ultramarin breitete sich das weite Himmelszelt über die farbenreichen Gefilde des transylvanischen Berglandes aus.

Kein Wölkchen trübte wochenlang das Firmament, und wenn ab und zu ein vom Landmanne sehnlichst erwünschter Nebelschwaden am Horizonte erschien, so nahm ihn der nächste Südost wieder mit sich, und alle schönen Hoffnungen des braven Bäuerleins auf einen erquickenden Regen waren umsonst.

Da mir nun die folgenden Tage außer schönem Wetter und den obererwähnten Bären nichts boten, machte ich Schluß mit den Hirschen und entschloß mich, in das Fogarascher Gebirge hinüberzusiedeln, um dort, vom wolkenlosen Himmel begünstigt, auf den flinken Gams zu jagen.

Vom besten Wetter unterstützt, hatte ich auch das Heil, sieben Stück, darunter einige recht gute Böcke, zu erbeuten.

Da aber nichts Kapitales darunter war und ich überdies durch drei Wilderer, denen ich eine Kugel nachgeheizt hatte, in meiner Pürsche gestört war, entschloß ich mich, in ein anderes Tal überzusiedeln. Mein Bursche, ein rumänischer Bauer, und ich, nahmen also, was wir an Gepäck aufladen konnten, auf den Rücken, ließen beide Schweißhunde beim Rest des Gepäcks zurück und setzten über den trennenden Grat der sogenannten Zenoga, um in mein zweites Gamsrevier abzustiegen.

Die schönen Tage schienen aber jetzt vorüber zu sein. Ein schneidender Nordwest pfiß uns auf der Kammlinie entgegen, der mich für die folgenden Tage nichts Gutes ahnen ließ. Leider sollte sich meine Befürchtung sehr bald, und zwar in für mich recht trauriger Weise, fühlbar machen.

Im Talgrunde angelangt, fand ich zu meiner Überraschung die alte Gennhütte nicht mehr vor. Eine Felslawine hatte sie, wie ich nachträglich erfuhr, im Frühjahr hinweggesetzt, und statt ihrer traf ich eine erbärmliche Höhle, aus losem Gestein und Felsstücken zusammengefügt und teilweise mit Schindeln, teilweise mit Fichtenrinde überdeckt, am gleichen Platze. Sie war gleich ihrer Vorgängerin von drohenden Felsblöcken überhöht, die ihr jeden Augenblick daselbe Schicksal bereiten konnten. Doch was machen? Eine andere Unterkunft war da nicht zu haben. Also hinein in den Kotter und abgelegt!

Mein Bursche Toma und ich gingen daran, Holz und Tannenreis zu klaben, um uns die Bude wohnlich zu gestalten, indes Sandor, der Bauernbursche, den Befehl erhielt, nach einiger Rast zu der von uns verlassenen Gennhütte zu gehen, damit er am folgenden Tage mit dem Reste des Gepäcks und den bei ihm als Wache zurückgelassenen Schweißhunden zu uns stoße.

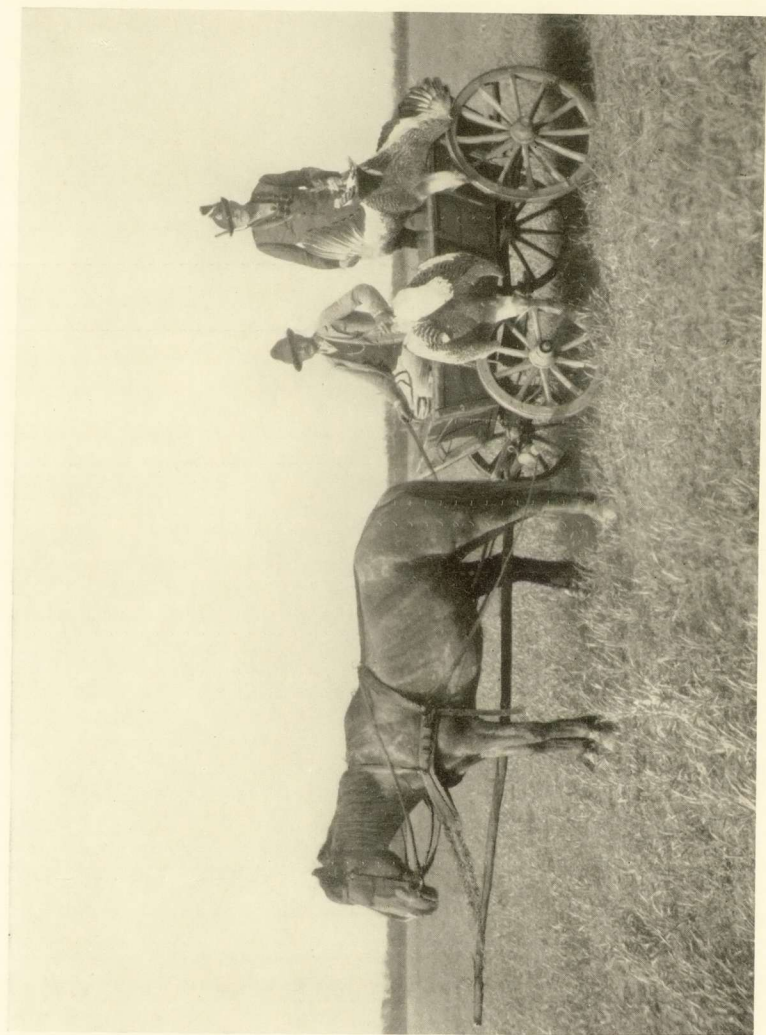
Nicht lange währte es, so prasselte ein lustiges Feuer auf, an dem rasch Tee gekocht wurde, um dann nach einem kurzen Imbiß eine kleine Refognoszierung talaufwärts vorzunehmen. Viel war nicht zu sehen, da, wie ich richtig vermutete, der bevorstehende Witterungsumschlag alles in die Latschen- und Fichtenbestände hinabgedrückt hatte.

Nur drei Gemsen und ein Bock schienen das kommende Unwetter nicht zu beachten, da sie sich im kahlsten und zerklüftesten Gestein nächst der damaligen Landesgrenze eingestellt hatten. Auch ein alter Bartgeier, leicht an seinem langen Keilschwanz und seiner schwefelgelben Unterseite kenntlich, strich ohne Schwingenschlag ruhig über die Schroffen dahin, unbedürftig um das Gausen und Brausen des über die Felskämme dahinstürmenden Windes. Meine Vermutung bewahrheitete sich auch recht bald, denn wir waren kaum bei der Gennhütte angelangt, da flatschten schon die ersten Tropfen vom grauen Himmel herunter und verhießen bei der elenden Unterkunft eine recht unerquickliche Nacht.

Auch sie ging vorüber, und als wir noch bis 8 Uhr morgens vergebens auf den rumänischen Burschen, der den Rest des Gepäcks und die beiden Hunde bringen sollte, gewartet hatten, entschloß ich mich, alles unbewacht zurückzulassen und mit meinem Burschen den westlichen Talhang hinaufzusteigen. Der Regen hatte gegen Morgen glücklicherweise aufgehört, doch hing der Himmel bleigrau hernieder, indes einzelne Wolkenfetzen sich regenschwer über die höchsten Kämme legten.

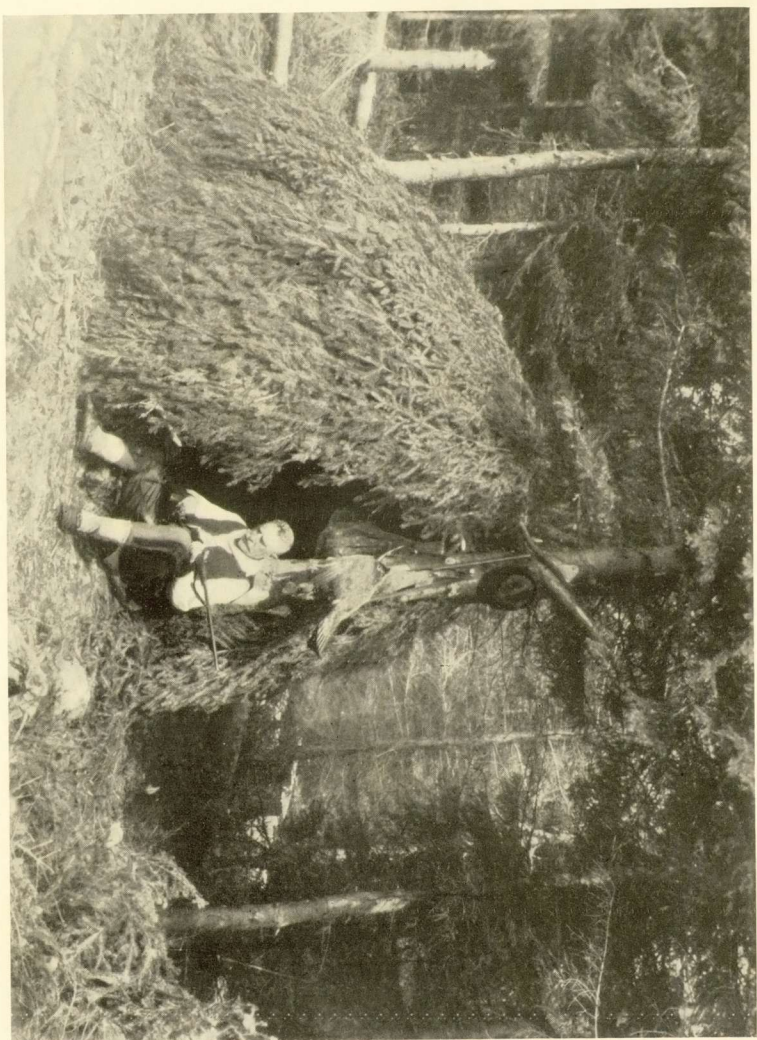
Außer einem einzigen Gemsbock, der unruhig nach Geißen suchte, war weit und breit nichts zu sehen. Da auch die wiederholten Versuche, an ihn schußgerecht heranzukommen, seines ewigen Herumziehens wegen vergeblich waren, entschloß ich mich, um mir den Abstieg und erneuten Aufstieg zu ersparen, eine sehr zerklüftete und böse Felspartie zu durchqueren, um so an den oberen Rand des Fichtenbestandes zu gelangen, an dessen Grenze ich vielleicht doch Gemswild anzutreffen hoffte.

Nach sehr schwieriger und gefährvoller Überschreitung des Fels- und Latschengewirres war ich endlich an eine Stelle geraten, die ein



Auf Trapphähne in der Steppe des Baragan





Mein Schlafplatz zur Sahnbalz im Kelemengebirge

weiteres Vordringen nicht mehr ermöglichte. Da hieß es nun Umschau halten, um aus dieser dummen Lage heil herauszukommen. Nachdem ich Rucksack und Büchse meinem Soldaten übergeben hatte, kroch ich auf eine mit einer Zwergfichte gekrönte Felskanzel vor, um einen Ausweg aus dieser Sackgasse zu finden. Vorwärts ging's nicht, das war einmal klar, vielleicht aber hinab. Mein Blick musterte das Terrain von Fels zu Fels, von Busch zu Busch, doch halt, was zum Ruckuck ist das dort auf dem Grasbunde da unten? Wie fasziniert starrte mein Auge in die Tiefe hinab. Das ist kein Trugbild der Phantasie, nein — ein Bär ist's, der auf einer übergrastten Felskanzel sein Mittagsschläfchen hält. Ich ziehe rasch noch den Trieder zu Rat, richtig es ist keine Täuschung! Ein kohlschwarzer, etwa 2—3jähriger Bär hält mit gekreuzten Vorderpranken, einer Sphinx gleich, gemächlich Rast und blinzelt behaglich in die ihn umgebende Wildnis hinaus.

Was nun machen? Bei der unbehaglichen Lage, in der ich mich befand, auf den fast senkrecht, etwa 200 Gänge unter mir ruhenden Bären hinabzuschießen, wäre zu unsicher gewesen, und so blieb mir nichts anderes übrig, als wieder zurück- und in einem Felsgraben hinabzukultern, dann über eine Wand zu traversieren, um schließlich, von einer Felskluft gedeckt, dem Nichtsahnenden näherzukommen.

Meinen Mann auf der Hochwarte zurücklassend, kroch ich nun in der gewählten Richtung hinab. So glatt als es schien, ging es natürlich nicht. In dem steilen Kamin kollerte manch Felsstück hinab, auch bröckelten Steinchen beim Überschreiten der Wand in die Tiefe, wobei es mir jedesmal einen Riß gab, als ob ich selbst mitgegangen wäre. So vorsichtig als nur möglich ließ ich mich nun hinter der Felskluft hinab, bis ich endlich die Stelle erreichte, wo ich Meister Peg vor mir vermutete.

Langsam schob sich die Büchse über den Grat, und gespannt lugte ich nach der bewußten Kanzel aus. Welche Enttäuschung! Kein Bär darauf! Ich sprang auf ein Felsstück vor, und siehe da, der Bär kletterte eben etwa 100 Schritte unten und mir gegenüber eine steile Rutsche hinab, die ihm sichtlich einige Schwierigkeiten bereitere. Als er eben mit den Vorderpranken tastend ein lockeres Felsstück berührte, saß er am Korn, und ich riß Funken.

Ein lautes Wutgebrüll ist die Antwort. Der Bär beißt nach der getroffenen Flanke zurück, verliert dann das Gleichgewicht und kollert den Absturz hinab, um schließlich, alle vier Pranken nach oben haltend,

rücklings stockhoch in die Tiefe zu sausen. „Den haben wir!“, rufe ich meinem Manne zu. Und ihn dabei zu mir winkend, eile ich so rasch wie möglich hinab, um dem Raubtiere im Felsgraben, wenn nötig, noch einen Gangschuß zu geben. Wie ich endlich unten bin, erlebe ich eine Überraschung. Statt den Bären mit zertrümmerten Knochen verendet zu finden, sehe ich ihn, allerdings sehr schwer krank, langsam im Sichtengewirre verschwinden.

Ich muß es gestehen, daß ich durch den unerwarteten Anblick derart perplex war, daß ich ganz vergaß, das Tier durch eine rasch nachgejagte Kugel von seinen Qualen zu erlösen. Nun, der ging mir doch ohnehin nicht verloren! Ich konnte ja meinen Burschen abwarten, dem Bären noch Zeit gönnen, um dann mit den sicherlich eingetroffenen Hunden die Nachsuche vorzunehmen. Jubelnd war mittlerweile Toma zur Stelle, worauf wir grabenaufwärts an die Stelle krochen, wo der Bär den Flug durch die Luft in die Tiefe gemacht hatte. Da gab es schwarzen, schmutzigen Schweiß, Heidelbeerblätter und stellenweise auch vereinzelte hellrote Tropfen.

Das Geschoß mußte somit rechts eingedrungen sein, den Wanst durchschlagen haben und links vorne wieder heraus sein.

Ein Blick auf die Uhr, es war $\frac{1}{2}$ 3 Uhr nachmittags. Mein Rumäne mußte schon längst mit den Hunden und dem Reste des Gepäcks in der Gennhütte eingetroffen sein. Der Soldat wird also rasch hinab nach den Hunden gesandt, indes ich meinen Mundvorrat hervorziehe, um endlich etwas zu mir zu nehmen.

Immer tiefer und tiefer hat sich mittlerweile das graue Gewölk zu Tal gesenkt, und wie ich eben daran gehe, den Rucksack seines Inhaltes zu entleeren, klatscht es abermals vom regenschweren Himmel hernieder. „Lut nichts zur Sache“, dachte ich mir, „nur die Hunde herbei und vor Abendwerden ist der Bär zur Strecke.“

Die Zeit verrinnt! Endlich taucht mein Bursche auf, aber ohne die Vierbeine. „Wo sind die Hunde?“, herrsche ich ihn wütend an und will dem Manne schon einen rumänischen Kraftausdruck an den Kopf schleudern, als er mir betrübt die Meldung erstattet, daß Gaudor noch immer nicht mit den Hunden eingetroffen sei.

Himmel und Wetter! Wo bleibt der Schuft? Ich sandte Toma nochmals zurück, um, falls die Hunde eintreffen sollten, mit ihnen sofort zu mir heraufzukommen. Lange, bange Minuten verstreichen. Immer düsterer und düsterer legt sich das graue Wolkenmeer über

Fels und Wald, und ein monotoner Schnürlregen sendet unaufhörbar seine Wässer über Berg und Tal hernieder.

Mein Bursche kommt nicht. Das Büchsenlicht beginnt zu entschwinden, und will ich vor Dunkelheit die Gennhütte erreichen, heißt es rasch hinuntereilen. Schweren Herzens verlasse ich die Stelle in der steten Befürchtung, daß der Regen jegliche Rotsfährten bis zum kommenden Tage verwaschen könne. Die Dunkelheit bricht an, und in monotoner Gleichmäßigkeit rieselt der Regen auf das durchlöchernte Borkendach hernieder. Schweigsam und ernst sitzen Toma und ich um das hell lodernde Feuer und starren schwermütig in die Glut. „Werden heute noch die Hunde kommen?“, ist die Sorge, die quälend wie ein Bohrwurm an mir nagt. Wir warten umsonst. Der dichte Rauch, der die Hütte erfüllt, duldet kein Sitzen mehr. Jeder von uns sucht ein halbwegs trockenes Plätzchen und streckt sich auf die Fichtenspreu, bis schließlich nur mehr gleichmäßig ruhiges Atmen, unterbrochen vom zeitweisen Knattern des brennenden Fichtenstammes, die Anwesenheit zweier Menschen verrät.

Mein Schlaf ist aber nicht von langer Dauer. Das von oben und unten durchsickernde Regenwasser zwingt zum Platzwechsel, und der Gedanke, den angeschweißten Bären etwa doch zu verlieren, verschoncht trotz Ermüdung allen Schlaf. Endlich, endlich graut der Morgen, aber der Regen hat nicht aufgehört. Stunde auf Stunde verrinnt, und immer noch keine Hunde zur Stelle! Den Vorschlag meines Burschen, die Nachsuche ohne Hunde zu probieren, wies ich mit der Begründung zurück, daß wir in dem zerklüfteten, von dichten Fichten- und Latschenbeständen überwucherten Gefelse die Fährte nur noch rascher verwittern würden und ihr wohl auch kaum mehr als 50 Schritte zu folgen in der Lage wären.

Da um $\frac{1}{8}$ Uhr morgens die Hunde noch immer nicht zur Stelle waren, riß mir die Geduld. Ich sandte, weil es zu den eigenen Hunden zu weit gewesen wäre, meinen Burschen zu einem drei und eine halbe Stunde entfernten, am Fuße der Berge wohnenden Bauernjäger, damit dieser mit seinen Bracken heraufkomme, um endlich, nach 48 stündigem Warten und nach unaufhörlichem Regen, mit der Nachsuche beginnen zu können.

Es war für mich in der elenden Hütte, in die es von allen Seiten hineintropfte, und von dem quälenden Bewußtsein gepeinigt, den Bären eventuell nicht mehr zu finden, ein endloses Warten, bis end-

lich $\frac{1}{3}$ Uhr nachmittags und fast gleichzeitig der Bauernjäger und Sador mit dem Reste des Gepäcks und den Hunden eintrafen.

Snädig wurde dieser allerdings nicht von mir empfangen, ob-
schon er mir eine Menge angeblich erlebter Abenteuer beim Passieren
fremden Gebietes vorlog. Wie ich nachträglich erfuhr, war der Schust
statt zu der von uns verlassenen Sennhütte ins Dorf hinabgegangen,
wo er sich, unbekümmert um die armen hungernden Hunde, einen
Rausch antrank, den er bis zum nächsten Tage ausschloß, um dann
erst nach Gepäck und Hunden zu sehen.

Nun, zum Gluchen und langen Schimpfen war die Zeit zu kurz
und zu kostbar. Rasch eilten wir vier hinauf zum Anschuß, wo der
Regen bereits jedwede Schweißfährte abgespült hatte. Anfänglich
markierten noch die angeleinten Hunde und zogen uns über das Fels-,
Latschen- und Fichtengewirr talab, dann aber war es unmöglich, in
dem regentriefenden Walde die Fährte zu halten. Auch war es der
Zerrissenheit des Hanges wegen untunlich, mit angeleinten Hunden
zu klettern. Sie wurden daher geschnallt. Doch anstatt die Bären-
fährte zu halten, nahmen sie einen Gamsbock auf, den sie bis in die
Dunkelheit in den Felsen verbellten. An diesem Tage war also nichts
mehr zu machen, und unverrichteter Sache, bis auf die Knochen durch-
näßt, traten wir den Rückweg an.

Am nächsten Morgen ging's an die neuerliche Suche, die weit
talabwärts führte und bis spät nachmittags dauerte, doch resultatlos
war. Der Bär war bei dem verworrenen, mit Urwald bedeckten Ge-
lände absolut nicht zu finden, und um so weniger, als die Hunde,
kaum frei, die frischen Gamsfährten aufnahmen und den ganzen Tag
jagten. Vom quälenden Gedanken erfüllt, ein hochedles Tier zuschan-
den geschossen zu haben, gab ich am nächstfolgenden Tag, weil dichtes
Schneetreiben den unaufhörlich scheinenden Regen ablöste, betrübten
Herzens die Nachsuche auf.

Mißmutig packte ich, da ein Aufenthalt in den Bergen schon aus
Gesundheitsrücksichten nicht mehr möglich war, meine Siebensachen
zusammen und kehrte, um eine schmerzliche Erfahrung reicher, den
Bergen den Rücken.

Im Dorfe wurde noch eine Prämie für die Auffindung des
Bären versprochen, und mit dem Schwure, niemals mehr ohne
Schweißhund in die Berge zu ziehen, in gedrücktester Laune heim-
gefahren.

Vergeblich harrete ich auf die Nachricht von der Auffindung des verlorenen Bären, und tröstete mich nur einigermaßen mit der Mittheilung eines Jägers des Nachbarreviers, so unglaublich mir auch diese Nachricht schien. Er behauptete, daß der Bär wohlbehalten über den trennenden Hauptgrat ins andere Gebiet hinübergewechselt sei.

Wenn ich auch an diese Botschaft nicht recht glauben konnte, so war sie mir immerhin ein kleiner Trost, das königliche Wild vielleicht doch nicht zum Luder geschossen zu haben. Als endlich aber der laue Föhn über die Felskämme pfiff, der Schnee von seinem warmen Hauche rasch zum Schmelzen kam und die Schafherden wieder die Alpen belebten, da sollte meine Befürchtung zur Gewißheit werden.

Raum 70 Schritte jenseits des Gießbaches, dort, wo wir 5—6mal suchend vorübergegangen waren, lag mein *sechzehnter Bär*, unter übereinandergestürzten Fichtenstämmen eingeschoben, verwest und verludert.

Eine traurige Erinnerung!

Die Zeit verging mit rasenden Schritten. Seit jener bösen Erfahrung in meinem Gamsrevier Vistea mare hatte ich wohl noch einige zufällige und flüchtige Begegnungen mit Meister Braun. Doch waren diese stets so geartet, daß ich keine Kugel los werden konnte.

Endlich sollte mir am 25. Jänner 1911 ein sehr seltenes und dafür um so interessanteres Heil zuteil werden, wobei ich eine Bärin erlegte und deren zwei Junge lebend fangen konnte.

Myriaden feiner Eiskristallchen flimmerten durch die Luft, und ein blauer Dunstschleier verhüllte die fernen Grenzberge.

Ein dichter Schneebehang lag auf Bäumen und Büschen, und auf der hartgefrorenen Chaussee huschten mit hellem Lärmtwerk die Schlitten durch die Straßen. Wir waren mitten im härtesten Winter. Oben in den Bergen lag der Schnee fast meterhoch, und wen nicht die Leidenschaft oder die Not nach Brennholz dorthin trieben, der blieb lieber daheim im warmen Kämmerlein.

Die Tritte knirschten und knarnten am festgetretenen Schnee, kurz, eine sibirische Kälte hielt das ganze transylvanische Hochland in starre Fessel gebannt.

Selbst einem so wilden Waidmanne wie mich zog's unter solchen Verhältnissen nicht in die Berge hinauf, hatte ich doch meine Ohren und Nase zu was besserem als zum Erfrieren.

„Siehst du“, meinte meine stets besorgte Frau, „es geht auch ohne Jagd ganz gut, und wenn der Winter noch lange dauert, vergift du sie am Ende noch ganz.“

Das glaubte sie zwar selbst nicht, doch konnte ich wenigstens in diesem Falle aus der Not eine Tugend machen und blieb daheim. Behaglicher war's entschieden zu Hause, als im froststarrenden Bergwalde, denn wo nichts zu jagen ist, da bleibt selbst der leidenschaftlichste Jägersmann in seinem Bau. Das eiserne Muß führt zur Refexion und so war auch ich schon einen ganzen Monat ein braver Papa und Chemann und tanzte sogar allabendlich nach den Weisen eines Grammophons mit meinen Mädeln, kurz, ich kannte mich vor lauter Zahmheit und Häuslichkeit schon selbst nicht mehr.

Keine Schweine, keine Bären zu spüren, was hatte ich also droben zu suchen. Ich blieb eben daheim und ließ mich gut füttern und mästen, dabei stets auf bessere Zeiten hoffend, die auch ganz unerwartet recht bald kommen sollten.

Es war am 20. Jänner 1911. Ich war eben aus der Kuhle gestiegen, als mein Bursche an die Kemenatentüre klopfte und mir einen rumänischen Bauern aus dem Alltal meldete. „Was will er?“ rufe ich hinaus. „Er möchte mit Herrn Major was sprechen.“ Der Kerl braucht gewiß wieder Pulver oder Tabak, dachte ich mir. „Soll warten, bis ich gezogen bin“, knurrte ich hinaus und überließ mich mit Muße meinen Säuberungsgeschäften. Endlich fertig, trat ich auf die Veranda hinaus.

„Grüß Gott, Georgiza, was gibt's Neues?“ fragte ich den alten Rumänen, einen geriebenen Raubschützen aus dem Fogarascher Gebirge, der sich hauptsächlich mein Revier, das an seine Gemeinde grenzte, zu seinen Raubzügen anserkoren hatte. Wir lebten aber trotzdem auf bestem Fuße. Erstens hatte ich in Gesellschaft seines damals 62jährigen Vaters George Budack bereits an 60 Gemsen erlegt, andererseits interessierte er sich vorwiegend für Hasen, Füchse, Marder und ab und zu für ein Reh, was mir wieder gar keinen Spaß machte.

Als Gegenleistung aber erfuhr ich dafür alles, was weit und breit dort in der Runde vorkam und erhielt speziell, wenn es sich um Bären und Sauen handelte, manch guten Bescheid durch ihn.

Die Pelzmütze (Catschiula) in der Hand, erzählte er mir nun, daß ein Bauer, der einen Fichtenstamm fällen wollte, in den ihm gegenüberliegenden schroffen Felskluften des Leithatales in meinem

Revierteile Laute gehört habe, deren Ursache er sich nicht erklären konnte.

Als nun er, Georgiza, davon erfahren hatte, sei er aus Neugierde mit drei Mann und zwei Jagdhunden zu der Stelle gegangen, um sich selbst von der Wahrheit dieser Mitteilung zu überzeugen. Dort in der Nähe des bezeichneten Felsens hätten sie die Hunde freigelassen, die allerdings einigemal mit gesträubtem Rückenhaar in eine Felshöhle hineingebellt hätten, dann aber, scheu geworden, sich nicht mehr in die Nähe derselben trauten.

Sie wußten zwar nicht sicher, was darinnen sein könne, da sie sich nicht an die Höhle gewagt hätten, doch vermuteten alle, daß entweder ein Luchs oder gar ein Bär sich dortselbst aufhalten müsse.

In dem steilen Felsgelände hätten sie trotz des Schnees von ihrem Beobachtungsposten aus keine Fährten bemerken können, andererseits wollten sie auch nicht näher heran, da sie der Gefährlichkeit des Geländes und der Vereisung wegen ein eventuelles Unglück verhüten wollten.

„Also, was könnte deiner Ansicht nach drinstecken?“ fragte ich. „Eher ein Bär als ein Luchs“, meinte er, da ein Fichtenstämmchen vor der Höhle stark zerzaust ist, was kaum von einem Luchse herühren kann.

„Also gut, Mittwoch komme ich zu euch und werde meinen Burschen, der aus eurem Dorfe ist, mit den besten Hunden voraussenden. Ein Wagen soll mich am Bahnhofe erwarten.“

Nachdem noch Georgiza das obligate Backschisch, Tabak und Musketenpulver in den Tiefen seiner Streiza hatte verschwinden lassen, nahm er herzlichst Abschied und verschwand.

Vier Tage noch bis Mittwoch. Mir verging die Zeit schrecklich langsam. Die Geschichte ging mir nicht aus dem Kopfe. Herrgott, wenn's nur ein Luchs wäre, dachte ich mir im stillen, denn Bären hatte ich doch schon genug geschossen.

Also Geduld, vielleicht schlägt's diesmal ein. Dienstag war Garnisonsmarschübung, von der ich erst um 4 Uhr nachmittags einrückte, und da ich auch noch um ½5 Uhr ein Rendezvous mit einem Arzte in der Stadt hatte, der über Tierpsychologie einige Auskünfte haben wollte, so kam ich erst gegen Abend heim.

„Morgen gehe ich ins Gebirge“, sagte ich zu meiner Frau, als ich sie endlich des Abends sprechen konnte. „Um Gottes, Himmels willen, heute die Übung und morgen wieder weg. Du wirfst deine Ge-

sundheit ganz zugrunde richten", meinte fürsorglich und gut wie immer die bessere Hälfte und wollte zu einer weiteren Epistel ausholen, doch die schnitt ich kurz mit den Worten des Dichters ab: „Teures Weib, gebiete deinen Tränen und richte mir lieber noch heute etwas zum Essen her, morgen früh 4 Uhr fahre ich mit dem Zuge ab.“

Also, das war grad und deutlich, da gab's keine weiteren Erörterungen mehr, und schließlich wäre ich auch ohne Futter abgereist, das wußte sie.

3 Uhr morgens schnarrte mich in unangenehmster Weise der Wecker aus festem Schlafe. Eine recht eklige Sache, im strengsten Winter so zeitig aus dem Kessel heraus gerasselt zu werden. Doch da gab's keine Zeit zu verlieren. 4 Uhr war ich schon am Bahnhofe, und kurz darauf brauste die Lokomotive aus der Stadt hinaus. Über mir eine helle, klare Nacht. Die Myriaden von Sternlein funkelten und glitzerten bei der infernalischen Kälte in hellem Glanze auf diese eisstarre Erde hernieder. Zu astronomischen Betrachtungen war es aber viel zu ungemütlich, und da Viginalbahnen immer Zeit haben, so konnte ich noch etwas versäumten Schlaf nachtragen und mich aufs Ohr legen. In meinen Schafpelz gehüllt, verbrachte ich halb schlummernd, halb träumend zwei Stunden Bahnfahrt, bis es tagte und ich endlich auch die Bahnstation Also Arpas erreicht hatte.

Mein Bursche Juon Gargian, als Schafhirte für die Gebirgstour adjustiert, erwartete mich dort schon mit einem rumpeligen Bauernkarren seines Dorfes. Rasch war alles aufgepackt, ein Peitschenschlag, und wie das Donnerwetter flogen die kleinen vorgespannten Ragen über Stock und Stein den Bergfüßen zu.

In voller Majestät lag der transylvanische Hochwall vor uns. Alle Schroffen, Zacken, Krummholz und Gerölle von hohem Schnee überdeckt, sahen so ganz anders, so zahm und so harmlos schön aus, als ob sich da droben noch nie jemand den Hols gebrochen hätte. Negoï und Dnatore, Zuckerhüten gleich, hoben sich in ihrem blendenden Weiß kontrastreich von dem fahlgrauen Firmamente ab.

Statt des klaren Nachthimmels breitete sich jetzt eine düstere Wolkenwand über den Horizont, und nicht lange wahrte es, so wirbelten die ersten Flocken durch die Luft. Im Bergdorfe Carcesiora erwartete mich Georgiza bereits vor seinem Hause, indes sein alter Vater George Budack erst hinter dem Ofen hervorgekrochen kam, als ich in die überheizte Stube trat.

Armer Alter. Vor fünfzehn Jahren trug er trotz seiner Sechzig noch den schwersten Gamsbock durchs Gefelste und knurrte mich wie einen Schulbuben an, als ich vor einem steilen Absturze stuzte, an dem er mich zum Abstiege veranlaßte. Was war aus dem zähen, wetterharten Sohn der Berge geworden. Ein Memento für mich.

Mein alter Freund Budack war überhaupt ein Original. Als ich einmal vor Jahren auch meine Frau ins Gebirge mitnahm und dabei ein Rudel Ritzelwild sicherte, sagte mir der Alte, seine kurze Pfeife in den Mundwinkel schiebend: „Haida! Komm, schießen wir eine?“ Da aber außer einem jüngeren Bruder meiner Frau kein anderer mit war, der meine Frau zur Sennhütte geleitet hätte, so lehnte ich mit dem Hinweis darauf, daß ich mich von den anderen nicht so weit entfernen dürfe, ab, da sich niemand außer uns hier auskenne. Diese Ausrade ging aber dem stets fleischhungrigen Raubschützen wider den Strich. „Hol Euch der Teufel, laß ein andermal die Weiber zu Hause, wenn du mit mir auf die Jagd gehst“, knurrte er mich unwirsch an und setzte ärgerlich über das Gestein, daß ihm der schuldtragende Teil an dieser Absage kaum nachfolgen konnte.

Diesmal war er allerdings freundlicher. „Sa vā ajute Domnezeu, der liebe Herrgott helfe Euch“, rief er mir nach, als ich rasch wieder das Zimmer verließ.

Georgiza nahm auf meinem Wagen mit dem Burschen Platz, indes der Bauer, der die Höhle zum erstenmal entdeckt hatte, sowie zwei seiner Freunde die Hunde übernahmen und dem Wagen folgten. Je mehr wir uns den Bergen näherten, desto tiefer wurde der Schnee, so daß bereits einundeinhalb Stunden vergangen waren, als wir den Bergfuß und damit den Wald erreicht hatten.

Noch ein Stück ging's vorwärts. Der stark vereiste Leithabach wird überquert, und dann heißt es absteigen und zu Fuß bergan schreiten. Eine Stunde Weges ging es ganz gut auf einem schmalen Steige, dann aber mußten trotz knietiefen Schnees die steilen Felsküllissen überquert, und es mußte pfadlos vorwärts geklettert werden. Für meine Leute mit ihren landesüblichen Bundschuhen ohne Steigeisen, „Mügele“ genannt, ein recht zweifelhaftes Vergnügen.

Schroff, oft senkrecht, fielen da die Hänge gegen den in der Tiefe brausenden und gurgelnden Gießbach ab, der in seinem engen und vereisten Felsenbette keinen angenehmen Abschluß für eine unfreiwilige Rutschpartie geboten hätte. So hatten wir uns nun zwei Stunden vorwärts gearbeitet, als Georgiza, mich am Armel zupfend, mir

leise ins Ohr flüsterte: „Dort jenseits des Wassers, oben in den Felsen, wo der gebrochene Buchenstamm mit seinen dürrn Ästen in den Himmel starrt, unter jenem Felsblocke, dort ist die Höhle.“ Freundschaftlich sah die Gegend freilich nicht aus, aber hin mußte ich, da gab's keine Überlegung und kein Zaudern mehr. Mit dem Trieder besah ich mir noch genau das ganze Gelände. Von der Höhle war nichts zu sehen. Einzelne Fichten und von oben herabgestürzte Stämme, alles mit tiefem Schnee überdeckt, benahmen jedweden Einblick. Ich machte nun meinen Kriegsplan. Die drei Rumänen blieben diesseits des Gießbaches und hielten meinen großen Rauhbart „Harro“ am Riemen, indes Georgiza, mein Bursche Juon und ich das Wasser zu übersezen hatten.

Juon mit dem Fogl hatte auf einem Felsvorsprunge halben Wegs zwischen Höhle und Bachbett zu halten, während ich mit Georgiza zur Höhle aufsteigen sollte.

Der Plan war deshalb so gefaßt, damit, falls das gefehlte oder angeschweifte Wild flüchtig abgehen sollte, dies gleich von den Leuten bemerkt werde, die dann die Hunde zu schnallen und anzuhegen hatten.

Gedacht, getan. Das Experiment war aber nicht so leicht durchgeführt als beschlossen, und zwar um so weniger, als vorerst der Abstieg auf den teils vereisten, teils mit harschem Schnee überdeckten Felsen sich ziemlich in die Länge zog. Nun kam an uns drei auch noch die Aufgabe heran, den Wildbach zu übersezen und im Gefelle aufzusteigen. Nachdem mein Bursche bei einem Felsvorsprunge mit „Hadubrand“ zurückgeblieben war, ging's an die Höhle heran. Ich trug meinen, Georgiza den Reservestutzen, und zwar des dichten Schneetreibens und des steilen Geländes wegen im Futteral, denn bei einem Absturze wollte ich mir doch lieber einen Knochen als meinen alterprobten Stutzen verhauen lassen.

Ich muß aber offen gestehen, daß mich immerhin ein eigentümliches Gefühl beschlich, so ganz wehrlos bis auf die nächste Distanz an eine Höhle heranzuklettern, von der möglicherweise ein Angriff zu erwarten stand.

Bei einer Scharte angelangt, deutete Georgiza in die Richtung der Höhle. Ich nahm vorsichtig meinen Stutzen aus der Gewehrtasche, ließ dies auch mit dem zweiten tun, lud und froch auf einen Felsenblock, von welchem ich nun endlich den Höhleneingang sehen konnte. Unter einem mächtigen Blocke, der linksseits auf einem vierseitigen Felsenstücke ruhte, befand sich eine schief nach rechts verengende

Höhlenöffnung, die an ihrer weitesten Stelle einen Meter hoch gewesen sein mag. Vor dieser befand sich eine dreieinhalb Schritte breite und horizontale Plattform, und dann fiel der Fels wieder steil gegen den Bach zu ab. Die Höhle selbst war etwa 60 bis 70 Meter von der Talsohle entfernt in einer steilen, oft senkrecht gegen den Gießbach abfallenden Felsrippe gelegen, so daß ein aus derselben flüchtiges Wild schon nach drei bis vier Sägen von meinem Standpunkte aus nicht mehr gesehen werden konnte. Um nun einen Schuß auf das eventuell aus der Höhle vorbrechende Raubtier abgeben zu können, postierte ich mich etwa zehn Meter davon entfernt auf ein schiefes Felsstück, welches quer über der zur Höhle führenden Plattform lag. Meinen Rumänen stellte ich sechs Schritte dahinter, damit er mir nicht im Wege stehe. Er hielt den geladenen Reserdestutzen. Ich hatte aber kaum einen festen Stand in dem verharschten Schnee eingestampft, als ganz eigentümliche Laute, einmal näher, einmal weiter, an mein Ohr drangen. Es klang ähnlich den Lauten, die daheim meine Edelmarder zeitweise hören ließen.

Obwohl ich mich damals schon 25 Jahre in unseren Bergen herumtrieb, so hatte ich derartige Töne noch niemals vernommen. Auch war ich mir anfänglich nicht im Klaren, ob sie wirklich aus der Höhle kämen oder von irgendeinem anderen Punkte der Felspartie.

Bei dieser selbst war absolut keine Fährte zu sehen, nur an einem davorstehenden Fichtenbäumchen war etwas die Rinde geschält und einige Ästchen gebrochen. Ob dieses Zeichen frisch oder alt war, ließ sich von meinem Standpunkte aus nicht mit Sicherheit feststellen. „Da kann kein Bär drinnen sein, da sind entweder Marder oder ein Luchs darinnen, ein Bär aber keinesfalls. Abrigens, schrei einmal“, flüsterte ich Georgiza zu und ging in Anschlag. Doch vergeblich, es regte sich nichts. Auch öfteres Lärmen und Pfeifen hatten keinen Erfolg.

Im Gegenteil, es hörte sogar das vorhin vernommene eigentümliche Gekreisch gänzlich auf.

Zehn Minuten vergingen auf diese Art ganz nutzlos. Ich ließ daher den Rumänen zwei Kugeln rasch hintereinander in die Felsen verfeuern, so daß die Schüsse mit mehrfachem Echo in der engen Felschlucht grollend widerhallten, doch auch diesmal war nichts zu hören noch zu sehen.

Nach weiteren zehn Minuten Harrens entschloß ich mich doch, den nächsten der beiden Hunde, meinen Foxterrier „Sadubrand“, der

winselnd und kläffend am Riemen zerrte und es schon nicht erwarten konnte, daß man ihn an die Arbeit rufe, freizulassen. Georgiza schrie meinem Burschen zu, den Hund zu schnallen. Raum frei, stürmt auch schon mein Wildling bergan, meldet sich wedelnd bei mir, und auf mein „Hussa!“ stürmt er gegen die Höhle, läuft aber zweimal davor vorbei, so daß ich nunmehr wirklich schon im Glauben bestärkt wurde, es sei tatsächlich nichts mehr darin. „Hussa! Hadubrand!“ schreie ich nun nochmals und trete einige Schritte auf der Plattform gegen den Felsblock vor.

Jetzt hatte er endlich Wind. Temperamentvoll fährt er ein, um aber auch schon im nächsten Augenblick wieder kläffend und mit gesträubten Rückenhaaren hervorzuschießen. „Hussa, Hadubrand!“ schreie ich ihn anfeuernd, und nun geht der wilde Tanz los. Wie toll springt er nun kläffend vor dem Höhleneingang hin und her, dabei teilweise in demselben verschwindend. Da gab's also doch ein größeres Wild darin, das war klar, sonst hätte „Hadubrand“ sicher schon zugefaßt.

Das Schneegestöber wurde mittlerweile immer dichter und dichter, und mir froren fast schon die Finger an den Lauf an. Unentwegt scholl der Hals des Hundes in die Höhle hinein, ohne daß ich die geringste Ahnung davon gehabt hätte, was er vor sich hatte.

Jetzt riß mir aber die Geduld. Vielleicht ging's mit zwei Hunden besser. Ich lasse also auch den zweiten Hund rufen. Doch bei dem Brausen des Wildbaches können die untenstehenden Leute nichts hören, und zwar um so weniger, als sich auch noch mein Bursche, der die Verbindung zwischen ihnen und uns hätte herstellen sollen, in die Felsen gedrückt hatte.

Die Geschichte da bei uns schien ihm nicht ganz geheuer. Endlich bekamen wir doch Antwort, und bald darauf kam „Harro“, mein bravster Jaggrüde, heraufgepustet. Bis auf wenige Schritte an den Höhleneingang herangehend, hezte ich nun beide Hunde darauf los. Jetzt gibt's aber auch einen Heidenspektakel, und als sie vordringen, höre ich plötzlich einen scharfen, durchdringenden Ton, der mir aber nicht von einem Bären herzurühren schien.

Also ein Luchs, dachte ich mir und feuerte die Hunde erst recht zum Packen an. Die beiden dringen ungestüm ein. Ein markerschütterndes Brüllen, und mein „Harro“ fliegt allein aus der Höhle hinaus. „Hadubrand“ kam nicht mehr zum Vorschein. Jetzt, nach fast einer Stunde, wußte ich endlich, woran ich war.

In der Höhle befand sich eine Bärin, die hartnäckig ihre Jungen verteidigte und dabei sicher meinen „Hadubrand“ gerötet hatte.

Jetzt aber hatte meine Geduld ihren Höhepunkt erreicht. Der Hund mußte gerächt werden. Ein Versuch, meinen Azetylenscheinwerfer anzuzünden, um von vorne in die Höhle hineinzuleuchten, mißlang, da das Zeug nicht funktionieren wollte. Ich scheine in der Hast, die etwa vorbrechende Bärin ja nicht zu versäumen, entgegengesetzt herumgedreht zu haben, bis ich schließlich, rabiat geworden, die Laterne um den Felsen schlug, natürlich, damit sie besser leuchte. Die Sache mußte anders angepackt werden. Ich befahl daher meinem Rumänen, an dem Felsabsturz vor die Höhle zu kriechen und mir zu sagen, ob man von dort aus in dieselbe etwas hineinsehen könne.

Nur widerwillig kam er meiner Weisung nach, wobei es der Zufall wollte, daß er, kaum dort angelangt, auch schon totenblaß und sich bekreuzigend mit den Worten zurückprallte: „Herr, die Bärin hat nach dem Hund geschlagen! Geh’ nicht hin!“ Da gab’s jetzt für mich erst recht kein Zaudern mehr, die Komödie dauerte fast schon eine ganze Stunde. Entweder so oder so, die Geschichte mußte endlich zu einem Abschlusse kommen. Mein „Harro“ schien auch schon zu ermüden, denn der Schaum floß ihm aus dem Fange.

Nun kroch ich an den steilen Absturz knapp vor den Höhlenmund, und da ich bei der Steilheit nirgends festen Fuß fassen konnte, so lehnte ich den Ellenbogen auf die Plattform auf, mich dabei auf die Wurzeläste eines aus dem Felsen gewachsenen Fichtenbäumchens stellend.

Auf die Art waren wir uns auf drei Schritte Aug’ in Auge gegenüber, falls die Bärin erneut den Hund annehmen sollte. Ich stand nun vor der Alternative, entweder zu treffen oder angenommen zu werden. Im letzteren Falle aber rechnete ich auf die Unterstützung meines „Harro“, wobei ich mir, um nicht einem Tagenschlage zu erliegen, vorgenommen hatte, mich über die vereisten Felsen abstürzen zu lassen. Allerdings wäre ich bis zum Bache hinabgesaust, hätte mich aber voraussichtlich bei dem hohen Schnee kaum gefährlich verletzt. Von zwei Übeln gewiß das Kleinere. Als ich nun halbwegs fest, die Brust an den Fels gelehnt, den Ellenbogen mit angeschlagenem Gewehr auf die Plattform gestützt, aufrecht stand, schrie ich, den Hund anfeuernd, aus Leibeskräften „Hussa, Harro! Hussa, faß!“ zu.

Der Hund springt in die Höhle vor. Da, ein markerschütterndes Gebrüll! „Harro“ prallt gegen mich zurück, und die Bärin erscheint.

Ich halte mitten hinein, ein Knall, ein durchdringender Laut! Dampf erfüllt den Höhlenmund. „Harro“ springt erneut ein und faßt wütend eine in Rauch gehüllte dunkle Masse. Das geht alles so blitzartig schnell, daß ich kaum begreifen kann, was geschehen ist. Ein schwarzer Körper liegt vor mir. Ich feuere noch zwei Kugeln ab und starre dann unverwandt auf die tote Bärin hin.

Mein Rauhbart weckt mich endlich aus meiner Erstarrung. Tollwütig hatte sich der Kerl in die zottige Decke verbissen und riß ganze Büschel langer Granen aus ihr heraus. Nun rief ich Georgiza herbei, der, scheu hinter einen Felsblock gedrückt, natürlich nichts von dem ganzen Vorfalle gesehen hatte, trotz alledem aber blaß wie die Kreide aussah. Als ich aber „Harro“ anfaßte, da wurde auch er lebendig und half dann mit, den wütenden Hund von der Bärin loszumachen.

Die ganze Affäre hatte sich derart blitzschnell abgespielt, daß deren Schilderung eine Ewigkeit dagegen bedeutet.

Am unfasslichsten war mir aber dabei, daß die Bärin, wie vom Blitze erschlagen, in sich selbst zusammengebrochen war, wo ich doch mitten hinein ins Schwarze gehalten hatte. Von einem Zielen auf drei Schritte Distanz, bei der Plötzlichkeit ihres Erscheinens und bei meiner fatalen, halb schwebenden Stellung, konnte natürlich gar keine Rede sein.

Ich habe jetzt bei ruhigem Nachdenken über die Sache das Gefühl, als ob mein „Harro“ beim Zurückprallen aus der Höhle gegen meinen Ellenbogen und das Fichtenstämmchen, an das ich mich auch teilweise angelehnt hatte, angestoßen sein mußte, was das Verreißen des Gewehres zur Folge hatte, so daß die Kugel, anstatt in den Vorschlag, unter dem Licht in den Schädel drang. Ein ganz merkwürdig und unverhofft glücklicher Zufall, denn kein halbwegs erfahrener Bärenjäger wird bei einem in Bewegung befindlichen oder gar annehmenden Braun auf den Kopf zielen. Das ist ein Uding, das in den seltensten Fällen mit dem Zusammenbrechen des Bären, sondern entweder mit einem Fehlschuß oder mit den zertrümmerten Knochen des Schützen endet.

Wie dem auch sei, ich hatte mit einer so glücklichen und raschen Lösung nicht gerechnet. Mich hatten der plötzlich aufwallende Zorn um den Verlust meines bravsten Hundes und die wilde Leidenschaft rasch entschlossen an den Höhleneingang gestellt, und wenn die Sache

so günstig endete, so war es mehr ein unverhofftes Heil als mein Verdienst.

Nun aber trieb mich die Neugierde in die Höhle. Die Azetylenlaterne hatte ihr Leck. Ich zog daher eine Kerze aus meinem Rucksack und kroch auf dem Bauche neben der toten Bärin vorbei in die Höhle hinein. Das war eine Freude für mich! Im Dämmerchein der Kerze sah ich im Hintergrunde ein Bärlein schreiend herumkrabbeln, indes ein zweites links rückwärts, von mir ungesehen, auch noch kläglich nach der Mutter schrie. Ich kroch nun wieder hinaus, um vorerst den sich wild gebärdenden „Harro“, den Georgiza nicht mehr halten konnte, zu fesseln und dann die Bärin vom Höhleneingange fortzuschaffen. Wir schrien nun nach den Leuten, die nach und nach heraufgekrochen kamen, aber nicht früher anfaßten, als bis ihnen Georgiza den ganzen Hergang der Dinge haargenau geschildert hatte. Vier Mann faßten jetzt zu. Zwei kräftige Rucke, und die Bärin sauste den steilen Felshang in die Tiefe hinab. Jetzt erst sah ich meinen braven „Hadubrand“ wieder. Starr und kalt, verkrümmt und verzerrt. Eine blutige Wunde an der Kehle und zwei blutige Eingriffe an der linken Keule waren beredte Zeugen seines Heldentodes. Ein Tagesschlag hatte ihm das Genick zertrümmert, ein zweiter ihn unter seine Überwinderin geschleudert. Armer Freund! Wie viele waidfrohe Stunden hatten wir gemeinsam verlebt, wie viele treue Dienste hatte er mir bisher geleistet! Jetzt war alles aus. Auch er wird über den Abhang hinabgelassen, um die Plattform freizubekommen. Dann stecke ich von neuem die Kerze an und krieche in die Höhle hinein. Jetzt erst hatte ich Muße, mir diese besser anzusehen. Es war ein geräumiger Hohlraum von etwa sechs Quadratmeter Größe, linker Hand größer als rechts. Im allgemeinen vereist und naß, befand sich im linken, gewölbteren Teile eine ausgescharrte Mulde, auf der aus dürrem Laubwerk, Gras und Fichtenreisig ein Lager eingebettet lag. In der Höhle selbst krabbelten laut schreiend die Bärlein umher, die etwa drei Wochen alt, die Größe mittlerer Hauskazen besaßen. Vorsichtig hob ich sie auf und reichte einen nach dem andern den Leuten hinaus, die sich nicht genug über den so niedlichen und seltenen Gang freuen konnten.

Die kleine Bärin hatte noch beide Augen geschlossen, indes das Bärlein schon mit einem Auge in die Welt hineinblinzelte.

Ich wickelte den einen in meinen Sweater und steckte ihn in den Rucksack, während den andern einer der anwesenden Bauern in seine

Straiža (wollene Provianttasche) steckte. Nun ging's langsam und vorsichtig an den Abstieg. Meine Hauptsorge war, bei dem gefährlichen Terrain ja nur einen Sturz zu vermeiden, der sehr leicht ein Erdrücken der so kostbaren Beute zur Folge haben konnte. Beim Wildbache angelangt, gingen wir nun daran, die Bärin auszuweiden, um dann Vorsorge für deren weiteren Transport zu treffen.

Die vier zurückgebliebenen Männer waren aber unmöglich imstande, das feiste Tier in dem zerklüfteten Terrain bergan und dann der Lehne entlang vorwärtszubringen. Ich und der Rumäne, der das eine Junge trug, stiegen daher talab, um noch einige Leute zu requirieren.

Zum Glück trafen wir auf vier Holzfäller, die sich bereiterklärten, hilfreich mitzutun. Nach anderthalb Stunden hatte ich wieder den Wagen und nach einer weiteren Stunde das Dorf Dprea Carcesiora erreicht, wo ich sofort einen lieben alten Bekannten, den Forstmeister Bayer, aufsuchte, dem es einen besonderen Späß machte, die schreienden Jungen mit warmer Kuhmilch zu füttern. Der erste Versuch gelang auch durch das Geschick des Hausfräuleins ganz prächtig, und so hatte ich wirklich begründete Hoffnung, meine neuen Pflegekinder hochzubringen. In eine Kiste zwischen Watte und Holzwolle gebettet, wurden sie nun transportfähig gemacht und dann nach einem rasch für mich kredenzten Imbisse zur nächsten Bahnstation gefahren.

Im Dorfe hatte man natürlich mit größter Spannung den Ausgang meines Beutezuges abgewartet, und als die Kunde von dessen glücklichem Gelingen bekannt wurde, da eilten die Leute zum Orte hinaus, um beim Transport der alten Bärin hilfreich beizustehen.

8 Uhr abends aber wurde es, bis diese auf einem Schlitten ins Dorf einfuhr. Mein Bursche wurde auf allgemeines Verlangen benötigt, mit ihr bis zum Ortswirthshause zu fahren, wo sich klein und groß versammelt hatte, um das Raubtier zu besichtigen. Da war der Jubel groß, als man diesen Herdemwürger tot vor sich liegen sah, hatte doch dieser Braune während des Sommers erheblichen Schaden unter den Schafferden der benachbarten Hochweiden angerichtet. Jedem Gioban der umliegenden Gennhütte war sie ihrer tief schwarzbraunen Decke wegen bestens bekannt.

Daheim wurde ich von Frau und Kindern mit größter Freude empfangen, hatten sie doch bis dahin keine Ahnung, weshalb ich in die Berge geeilt war. Die Überraschung, mich schon am gleichen Tage und gar mit jungen Bären wiederzusehen, entfesselte größten



Auf Hahnenbalz im Zibinsgebirge





Silviettas erste Hähne

Jubel. Jedes wollte die Bärlein umhertragen und herzen, so daß ich sie nur mit Mühe vor der allzugroßen Zärtlichkeit, insbesondere meiner zwei Jüngsten, schützen konnte. Als ich nach einem Schnuller und einem Gläschen rief, da stürzte alles zu den diversen Kästen, um diese gottlob schon längst vergrabenen Sauginstrumente wieder hervorzuholen.

Milch war rasch gewärmt, und siehe da, die kleinen Kerle saffen, als ob sie nie mit was anderem als nur mit dem Soghlet aufgefüttert worden wären.

„Nicht wahr, Papa, wir müssen sie doch auch taufen“, sagte Trude. „Hansl und Gretl“, schrie Ilse. „Nein, so gewöhnliche Namen geben wir ihnen nicht“, meinte die stets naseweise Silvietta, „wir nennen sie Mariuša und Nicolae.“ „Ja, ja, Mariuša und Nicolae“, schrie die ganze Bande im Chor, und Juon, mein Offiziersdiener, ein ehemaliger Schafhirte aus den Hochlagen des gleichen Gebirgsteiles und Erbfeind aller Luchse und Bären, wurde einstimmig zur Amme ernannt.

Dank Juons Fürsorge waren im Verlaufe der Zeit aus den faßengroßen Babys zwei stramme Bärlein geworden, die im Hause ihre Nasen überall hineinsteckten und, was ihnen nicht bekannt war, untersuchen mußten, natürlich dabei alles um- oder herunterreißend und trotz ihrer Herzigkeit und Drolligkeit dadurch viel Schaden anrichtend, was natürlich des öfteren den Unwillen meiner Frau erregte.

Wenn sie nicht gleich vom Mittagstische erhielten, was sie wollten, da krochen sie hinauf, schütteten natürlich die Gläser um, und setzte man sie wieder herab, da gab's viel Gebrüll, bis einer einmal sogar das ganze Tischtuch samt Gläsern und Flasche in einem unbewachten Moment vom Tische riß.

Im Garten gab's ähnliche Unterhaltungen. Sie krochen auf alle Obstbäume hinauf und brachen die Fruchtäste ab, und wenn sie merkten, daß man sie einsperren wollte, so kamen sie überhaupt nicht mehr von den Baumwipfeln herab. Kurz, nach ihren Taten hätte man sie lieber Max und Moriz taufen sollen, denn täglich stellten die Kerle irgendetwas Unheil an.

Und wenn Mama meinte: „Kinder, wir werden die zwei Lauge- nichtse weggeben“, da gab's viel Trauer und Tränen, so daß wir es doch nicht übers Herz bringen konnten, den Kindern diesen Schmerz anzutun. Doch als das Obst nach und nach reifte, da ging's nicht mehr an. Die Kerle ruinierten und brachen alles ab, was ihnen

unter kam, so daß schließlich doch Ernst gemacht werden mußte und trotz Geheul der Kinderschar wurden die beiden Nichtsnutze an den Grafen Batipani abgegeben.

Dieser hielt sie auf seinem Besitze und ließ sie frei auf dem Gutshofe umherlaufen, wo sie wie bei uns viele Missetaten verübten, und als sie einmal aus tollem Übermute die Viehherde, die eben zur Weide ausgeführt werden sollte, in heillose Verwirrung brachten, da schlug auch dort ihre Stunde, was damit endete, daß sie ihre Freizügigkeit verloren und von da an interniert und schließlich dem Tiergarten in Budapest geschenkt wurden, wo sie dann hinter Schloß und Riegel in einen vergitterten Käfig gesteckt wurden.

Fünf Jahre waren verflossen, bis es mir endlich möglich wurde, sie wieder zu besuchen. Aus den zwei possierlichen Rackern waren zwei mächtige Bären geworden, die aber nicht mehr Nicolae und Mariuşa hießen, sondern in Miklosch und Marischka umgetauft worden waren.

Als wieder einige Jahre ins Land gezogen waren und ich mich nach meinen Bärenkindern erkundigte, erfuhr ich zu meinem Leidwesen nachfolgende, höchst interessante, aber auch tragische Geschichte:

Mariuşa-Marischka war eingegangen, indes Nicolae-Miklosch über diesen schweren Verlust seiner langjährigen Gefährtin derart seelisch ergriffen war, daß er nach Fortschaffung seiner Schwester aus seinem Käfige das Futter gänzlich versagte. Um ein Verhungern dieses stattlichen Tieres zu vermeiden und im Glauben, ihn seelisch wieder aufzumuntern, gab man ihm eine andere Bärin hinein. Doch kaum war sie drin, wurde sie von Miklosch überfallen und nach kurzem Kampfe getötet, und als man versuchte, ihm eine zweite Bärin zuzuführen, hätte er ihr das gleiche Schicksal bereitet, wenn man nicht vorsichtig sie vorerst nur im Nebenraum untergebracht hätte.

Kurz, Nicolae versagte unentwegt das Futter, bis auch er seiner Schwester in den Bärenhimmel folgte. Ein hochinteressanter Fall von Geschwister- und Gattenliebe bei Tieren, der erneut die Fabel von den angeblichen Instinkten bei Tieren gründlich widerlegt und auf Verstand und bewußte Handlungsweise der hochentwickelten Wirbeltiere schließen läßt.

Ein überaus interessantes Ereignis, das zum Studium der Psychologie der Tiere einen wertvollen Beitrag liefert. —

Nun kam der Krieg, und aus war es mit der Bärenjägerei. Zwar brachten mir die zwei Jahre in Rußland und acht Tage Ein-

ladung durch Seine Königliche Hoheit, meinen damaligen Armee-Kommandanten Prinz Leopold von Bayern, nach dem interessanten Bialowieser Forste manch gute Trophäe ein, doch auf Bären kam ich nicht mehr zu Schuß.

Erst nach meiner Berufung im Juni 1921 in den königlich rumänischen Hossagddienst sollten dem stets an den Flügeln der einzelnen Triebe stehenden Hossagddirektor auch einige Bären anlaufen, von denen eigentlich nicht sehr viel zu erzählen ist.

19, 20, 21, 22, 23, 24, 25 kamen flüchtig herbei und starben durch meine Kugeln eines raschen Todes, darunter auch zwei Hauptbären.

Erst gelegentlich einer Gamsjagd im Retezatgebirge sollte ich wieder eine interessante Begegnung mit einer Bärin und zwei Jungen haben, die ich in meinem Werkchen „Die Wildkammern des Retezatomassivs als königliches Gamsgehege“ ausführlich beschrieben habe, die ich aber der Vollständigkeit wegen doch auch noch hier in Kürze erwähnt haben möchte.

Ich hatte bis zum Herbst 1929 bereits an 25 Bären in den verschiedensten Situationen erlegt, wie ich das vorstehend geschildert habe.

Mein Wunsch ging nun dahin, einer Bärin einmal ein Junges zu rauben oder vor ihr abzuschießen, um ihr Benehmen zu beobachten.

Diese Gelegenheit sollte sich im Herbst 1927 ganz unerhofft ergeben.

Auf der Pürsch auf Brunstgams hatte ich einen Felsblock, der weite Aussicht auf das Hochgebirge bot, mit dem mich begleitenden Rumänen erreicht, von wo wir zwischen wallenden Nebelschwaden hindurch nach Brunstböcken Ausschau hielten.

Doch nichts davon weit und breit! Als sich die Nebel für einige Zeit wieder teilten, gewahrte ich auf einer Alpweide eine alte Bärin mit zwei hammelgroßen Jungen. Nachdem ich mit meinem Begleiter festgestellt hatte, daß sich unter den beiden Jungen ein männlicher Bär befand, faßte ich den Entschluß, mich anzupürschen und diesen abzuschießen.

Gedeckt durch Krummholz und Urvenstämme gelangten wir hart an den Rand der Alpenwiese, an einen Felsblock, von dem wir nochmals aus nächster Nähe das Geschlecht des einen Jungbären feststellen konnten. Mutter und die beiden Jungen weideten ahnungslos

das frische Gras ab, indes wir hart an den Blößenrand herantraten und ich auf etwa 80 Gänge dem männlichen Bärlein die 6-Millimeter-Kugel aufs Hochblatt setzte, so daß es, ohne sich noch weiter zu rühren, in sich selbst zusammenbrach. Auf die Detonation des Schusses hin flüchtete das andere Bärlein zur Mutter, während diese an den erlegten Jungbären heranschritt, ihn mit der Lauge umherschob, als wollte sie ihn zum Aufstehen bewegen. Da ihr dies nicht gelang, so suchte sie nach der Ursache des Todes ihres Jungen. Sie umkreiste vorerst, mehrfach Umschau haltend, das Junge und erhob sich schließlich auf die Hinterpranken, um Wind zu nehmen.

Den hatte sie anscheinend von uns bekommen, denn sie schritt mit hoherhobenem Haar kamme direkt auf uns zu.

Meinem Begleiter wurde die Sache immer unheimlicher, so daß er mir unentwegt „Schießen, schießen“ zuflüsterte. Ich hielt stand. Wollte ich doch sehen, was kommen würde, da es zur Notwehr noch immer genügend Zeit war. Als aber die Bärin bis auf etwa 30 Schritte an uns heran war und ich nicht schoß, riß es meinen Mann zur Umkehr. „Schreie sie an, sonst muß ich sie totschießen“, flüsterte ich ihm hastig zu, worauf er ein solches Zetermordio anhub, daß die Berge wackelten und die Bärin für einen Augenblick stutzte. Und als auch ich noch laut zu schreien begann, wendete sie und trollte sich, mehrfach pustend und sich nach uns umsehend, an den jenseitigen Waldrand zurück, wo sie erneut verhoffend sich aufrichtete und unentwegt nach uns herüberängte, indes Purdea, so hieß mein Rumäne, unaufhörlich, was die Lunge hielt, aus vollem Halse ihr „Dute la Dracu“ („Geh' zum Teufel“) zuschrie. Wohl fünf Minuten stand die wehrhafte Bärin hoherhoben uns gegenüber, bis schließlich das Junge in den Wald hineinflüchtete und die beherzte Mutter mitnahm.

Jetzt erst konnten wir an das tote Junge heran, das schon ein ganz stattliches Bärchen war und, gänzlich ausgeweidet, meinem Begleiter und dem hinzugekommenen Jäger Valer beim Bergantragen manchen Schweißtropfen kostete.

Interessant gestaltete sich auch die Erlegung meines sieben- und zwanzigsten Bären, die ich bereits in Heft Nr. 50 von „Wild und Hund“, Jahrgang 38, beschrieben habe, sowie die Erbeutung meines achtundzwanzigsten Bären, die ich ebenfalls in der gleichen Zeitschrift, Heft 39, Jahrgang 37, schilderte.

Ich lasse im Auszuge die beiden Erlebnisse in Kürze hier folgen, um Herren, die gerne in den Karpathen auf Bären jagen möchten,

die mannigfachen Begebenheiten und Zufälle vor Augen zu führen, mit denen sie dort rechnen müssen.

Ich hatte am 5. Oktober 1929 durch eine gestürzte Tanne hindurch auf einen Hirsch geschossen und suchte eben auf dem moosbedeckten Waldboden nach Schweiß, als ich zwischen den Notsichten einen dunklen Körper direkt auf mich zuschreiten sah. Ich drückte mich sofort hinter einen Fichtenstamm, noch im Zweifel, was das sein konnte. Da schoß es mir plötzlich durch das Hirn: ein Bär! Und richtig, in ruhigem, gemessenem Paß wechselte Meister Braun gemächlich und ahnungslos auf mich zu.

Ein hübscher Anblick. Die schwarze Masse mit den langen, an den Spitzen helleren Grannen, dem am Widerriß noch höhergestellten Haarkamm, dem breiten Schädel, den nach innen gestellten, scharfbewehrten Prauken, all dies gab dem heramwechselnden Braun ein viel imponierenderes Aussehen, als wenn man ihn hinter Eisengittern beobachtet haben würde.

Bei seinen ausgreifenden Schritten, der allen Bären eigen ist, wurde der Abstand zwischen uns immer geringer und geringer. Endlich, als er zwischen vier Tannen auf 30 Schritte hervortritt, sitzt mein Korn mitten auf seinem Verschluss und nach wenigen Sekunden durchschlägt ihn mein 8-Millimeter-Geschoß der ganzen Länge nach so gründlich, daß er wie vom Blitz getroffen lautlos in sich selbst zusammenbricht.

Rasch folgt die zweite Kugel, die ihm gänzlich die Möglichkeit nimmt, wieder hoch zu werden.

Ein glücklicher Zufall, der mich mühelos in den Besitz einer Bärendecke brachte.

Niel weniger bequem war dafür die Erbeutung meines acht- und zwanzigsten Bären am 30. Juli 1930. Ein Bär hatte in einem abgelegenen Revierteile des königlichen Jagdgebietes Gurghin, Görgenyi Gzt. Imre, bereits sechs Stück Großvieh geschlagen, und da die Bevölkerung, dadurch beunruhigt, seinen Abschluß dringend forderte, so entschloß ich mich, den Versuch dazu zu machen.

Der Oberjäger des betreffenden Gebietes hatte bereits in Erwartung meines Eintreffens bei den Resten des letzten gerissenen Rindes einen Hochsitz improvisiert, so daß ich schon die erste Nacht nach meiner Ankunft dortselbst auf den Ansitz gehen konnte.

Der Abend war lau und angenehm. Der Mond zeigte nur eine feine, dünne Sichel. Es mochte etwa 9 Uhr gewesen sein, als Knistern

und Knacken dürrer Fallholzes nahendes Wild anzeigte. Leises Windnehmen verriet den Bären. Schon und vorsichtig wie immer schlich er im Bestande um den Kadaver, ohne jedoch auf die kleine Blöße an den zu unseren Füßen liegenden Riß heranzutreten. Einige Male umkreiste er, ab und zu einen umherliegenden Knochen zermalmend, die Reste des Kindes, bis er schließlich auf etwa 20 Schritt vor dem Hochstande als schwarze bewegliche Masse erschien, um gleich darauf wieder zu verschwinden. Ich kannte das und saß ruhig beobachtend auf meinem wackligen Hochsitz. Nach zehn Minuten erschien der Bär wieder, diesmal von links kommend. Man sah trotz der klaren Sternennacht nur einen dunklen Klumpen daherschreiten, der alsbald wieder verschwand. Nach einer halben Stunde erschien der dunkle Körper wieder, und sich aufrichtend äugte er nach dem Hochstand hinauf, um gleich wieder „pustend“ abzuspringen. Es war ihm sicher etwas verdächtig vorgekommen. Anscheinend lag noch etwas von unserer Witterung auf dem taufeuchten Boden.

Glücklicherweise war er dadurch nicht vergrämt worden, denn er bummelte ständig um uns im Bestande herum, und es machte zeitweise den Eindruck, als ob noch ein zweites Stück Wild, möglicherweise sogar noch ein anderer Bär, sich im Dickicht umhertrieb.

Unangenehm war dabei, daß es immer dunkler und dunkler wurde und alles grau in grau vor mir erschien. Ich wollte eben die Augen etwas schließen, als der Bär auf der Blöße erschien und ganz vertraut an den Riß herantrat. Ich hob meinen Stutzen und versuchte unentwegt, ins Schwarze hineinzukommen. Doch es war alles schwarz: Bär, Gewehrlauf und Blöße.

Als ich endlich glaubte, drin zu sein, riß ich Funken. Ein Satz, und die schwarze Masse war verschwunden. Getroffen schien der Bär keinesfalls zu sein, denn sonst hätte er wie gewöhnlich durch irgendeinen Laut sein Schmerzgefühl geäußert. Etwas mißgestimmt wechselte ich mit meinem Signachbar einige Worte und schlief dann ein. Um 2 Uhr nachts weckte mich ein leiser Druck des Oberjägers, und lautes Krachen im Unterholz ist Beweis dafür, daß der Bär wieder zur Stelle ist. Eine Zeitlang umkreiste er unsere Kanzel, um sich aber dann wieder zu entfernen.

Mittlerweile graute der werdende Tag. Das Auergeflügel wurde rege, und um 7 Uhr morgens stiegen wir ziemlich steif von unserer Hochkanzeln hernieder.

Der Hirte Simion, dem der Bär bereits sechs Stück Vieh geraubt hatte, war über den mißglückten Anstich nicht sehr erfreut und brummte fortwährend, auf den Schaden, den ihm dieser Bär zugefügt hatte und noch zufügen würde, fluchend, einiges vor sich hin. Die Sache war mir ja selbst recht peinlich, doch im Finstern hätte auch der gute Simion nichts Besseres zustande gebracht als ich. Kurzum, für mich war es nun Ehrensache, so lange anzufügen, bis ich diesen Schädling auf die Decke gelegt hatte. Tagsüber ging's noch auf die Hochlagen, um eine neugebaute kleine Jagdhütte zu besichtigen. Um unsere Fährten längere Zeit verwittern zu lassen, saßen der Oberjäger Jakob und ich bereits um 19 Uhr auf unserem Hochstande. Diesmal ging's unerwartet flott. Wir waren kaum eine halbe Stunde angeseßen, als leises Knistern und das charakteristische blasende Windnehmen die Nähe des Bären verrieten. Es lag noch heller Lichtschein am westlichen Himmel, als ganz unterhohft ein brauner Bär unter mir erschien und vollkommen vertraut auf den Riß zuschritt. Ich wartete, bis er das Haupt zum Fraße senkte, zielte diesmal ganz gut über den Lauf hinweg und schoß. Durch den Lichtschein des Schusses geblendet, sah ich nur den Bären über die Blöße im Walde verschwinden, hörte Brechen, ein lautes Brummen und dann Schluß.

Er lag. Darüber war kein Zweifel. Der Oberjäger meinte, auf meinen Schuß sei er gestürzt, dann erst hochwerdend flüchtig abgegangen. Die Sache war also erledigt. Was war nun mit dem schwarzen Bären, der die erste Nacht erschienen war? Zudem war er auch stärker als der braune. Es blieb uns daher nichts anderes übrig, als auch diese Nacht durchzuhalten. Es konnten noch der Schwarze oder Wölfe, die sich hier überall spürten, beim Riß erscheinen. Die Nacht verlief jedoch vollkommen ruhig, und nur ein Fuchs schlich ab und zu, als grauer Schatten kenntlich, einige Male über die Blöße hinweg.

Als es heller Tag ward, stiegen wir von unserer Kanzel hinab und fanden schon auf 50 Schritt vom Anschusse den Bären verendet unter einer Tanne. Es war ein hellbrauner mittelstarker Bär mit einer weißen Halskrause. „Das ist der Räuber!“ rief Simion freudig aus, als er, herbeigerufen, mit noch vier Hirtenleuten die schwere Masse aus dem Dickicht hervorziehen half. „Unser Vieh war vor den Bremsen in das Dickicht geflüchtet, und wir waren eben daran, es herauszutreiben, als dieser Bär plötzlich eine weiße Kuh erfaßte und sie niederreißen wollte. Wir schrien aus Leibeskräften den Bären an,

der ob des Lärms verdutzt die Ruh ausließ, um aber im nächsten Augenblick eine eben vorbeikommende graue am Halse zu fassen und ihr vor uns die Kehle durchzubeißen. Wir wollten nun mit den Hunden vereint das Raubtier von unserer Ruh verschrecken, doch da nahm er uns an, so daß die Hunde mit eingezogener Rute flüchteten und wir auch davonrannten. Gut, daß er daliegt, der frist uns keine Rüche mehr auf“, setzte er befriedigt hinzu.

Nun, auch mir war insofern ein Stein vom Herzen gefallen, daß die Sache so rasch und gut erledigt worden war, als schon der folgende Tag wenig Chancen für weitere nächtliche Anstöße geboten hätte. Dunkles schweres Gewölk ballte sich am westlichen Himmel zusammen und alsbald klatschten schon die ersten Regentropfen hernieder, so daß wir nunmehr zur gegenseitigen Befriedigung von Simion, dem Oberhirten, Abschied nehmen konnten.

So und ähnlich verlaufen die Erlebnisse mit Bären in unseren Bergen. Sicher ist der Abschuß niemals. Glückliche Zufälle und kaltes Blut waren nebst unermüdlicher Ausdauer meist die einzigen Verdienste, die ich mir bei der Erbeutung dieser 28 Bären zuschreiben kann. Ich könnte, wie eingangs mehrfach erwähnt, noch manches Zusammentreffen und Erlebnis mit diesem königlichen Wilde berichten, doch für diesmal genug. Genug auch schon deshalb, weil sonst mancher Waidgenosse glauben könnte, daß bei uns in Transsylvanien und in den reichsrumänischen Südhängen des Karpathischen Bergwalles die Bären wie anderswo die Hasen umherhoppeln. Etwas mag daran wohl richtig sein. Nach dem Kriege hat hier der Wildstand, ausgenommen die mit Strychnin arg dezimierten Füchse, überall bedeutend zugenommen. Das trifft —, dank der verschiedenen Ministerialerlässe betreffs Bären und dank unserem ausgezeichneten Jagdgesetz — auch für dieses reckenhafte Wild glücklicherweise zu.

Meister Brauns Stunden sind zum Glück noch lange nicht gezählt. Seine vorzüglichen Sinne, seine ungeheure Vorsicht, sein mächtiger Wandertrieb zur Zeit der Nahrungssuche, die Unzugänglichkeit seiner waldbedeckten, fessenddurchlüfteten Heimat, die ihm teils freiwillige, teils gesetzlich zugebilligte Schonzeit, die Beschränkung des Abschusses durch vornehm und edel denkende Jagdherren und waidgerechte jagdliche Vereinigungen, dies alles sind eine sichere Gewähr dafür, daß noch viele Jahre zur Reife gehen werden, ehe der Bestand unseres Braunen ein allzu schütterer wird.

Inzwischen wird auch, davon bin ich vollkommen überzeugt, die Naturschutzbewegung eine derartige Ausbreitung und Vertiefung gefunden haben und zum Gemeingut aller Kulturmenschen geworden sein, daß selbst die mit Industriebahnen und mit allen Mitteln der Technik durchforsteten Urwaldgebiete ein Asyl für *Ursus arctos* und seine Nachkommen bieten und so sein Geschlecht vor gänzlicher Ausrottung schützen werden.

Manches Rind und Schaf wird auch wohl dann noch seinen wichtigen Pranken erliegen, doch wird man ihm in fürsorglicher Art auch diese rohen Laten nicht verübeln und ihm Schutz und Schonung vor gänzlicher Vernichtung und Ausrottung gewähren.

Denn ohne ihn verliert der Karpathenwald seine herrliche Poesie, ohne ihn fehlt das schönste Juwel, das gewaltigste Naturdenkmal aus ferner Urzeit im grünen Tannenkranz des mächtigen Karpathenwaldes.

Hadubrand und meine Foxterriers als Jagrüden

Ich kann den Abschnitt Raubzeug nicht schließen, ohne meiner treuen und tapferen vierbeinigen Waidgenossen in warmer Dankbarkeit zu gedenken.

Ihrem Mute, ihrer Flinkheit und Ausdauer verdanke ich nicht nur viel schöne Erfolge und packende Momente, sondern auch viele interessante Jagderlebnisse und manch kapitale Trophäe.

Als seinerzeit hier in unseren nahen Wäldern nach und nach Gauen in immer größerer Zahl auftauchten, erwarb ich von Bauern und Schaffhirten Hunde, die als Wachhunde bei den Vieh- und Schafherden erfolgreich Raubzeug und insonderheit Bären verbellt und vertrieben hatten. Als die geeignetsten erwiesen sich hierbei Kreuzungen zwischen siebenbürgischer Bracke und zottigen Bauernhunden. Was Wunder, daß sich in meiner Meute damals allerhand Fiskötter zusammenfanden, die allerdings, häufig eingearbeitet, ganz Hervorragendes leisteten. Immerhin hatte ich aber das Empfinden, daß dieses Hundekonglomerat doch nicht in ein Herrenhaus gehöre, und daß es schließlich doch möglich sein müsse, scharfe und brauchbare Hunde heranzuzüchten, die auch dem Auge wohlgefällig erscheinen und edlen Rassehunden entsprossen sind. Als erstes erwarb ich einen Bracospinone, eine istrianische rauhaarige Bracke, die mit den bissigen Airedales meines alten Waidgenossen Florstedt gekreuzt wurde; um auch schöne Farben mit ausgezeichneten Eigenschaften zu paaren, wurde das erste Kreuzungsprodukt mit der ganz hervorragenden siebenbürgischen schwarzroten Bracke meines alten Jagdkumpans Berger gemischt, die imstande war, einen ganzen Tag und eine halbe Nacht eine Gau oder einen in den Felsen eingestellten Gemsbock zu verbelln.

Diese Kreuzung produzierte ganz was Hervorragendes. Ihr entsproß eine erstklassige Fundermeute, von der in erster Linie mein Harro, dann Kino, Flott, Wanda usw. die tapfersten und tüchtigsten waren.

Harro war unübertrefflich; er wurde, während ich im Felde war,

leider von einem Auto überfahren, Kino wurde von einem Keiler getötet, indes Wanda von Bär und Can viele Schüsse zu verzeichnen hatte.

Das beigelegte Bild zeigt zwei meiner Töchter mit fünf Nachkommen dieser Wackern in meinem Hausgarten vor dem Adlerkäfig.

Für das Schließen in den Bauen führte ich neben meiner Findermeute auch noch Dackel, die, wie ich eingangs erwähnte, Glänzendes leisteten und von denen ich einige 1900 zur internationalen Hundeausstellung nach Budapest zum Preisschließen mitnahm, wo meine wackeren „Schneidig“ und „Gretelein“ jedes mit dem zweiten Preis bedacht wurden.

Ich war damals Preisrichter beim Foxterrierschließen dortselbst, wo ich Gelegenheit hatte, ihre Schärfe und Leistungsfähigkeit mit der der Dackel zu vergleichen. Ich muß gestehen, die Dachshunde kamen mir, verglichen mit dem feurigen Temperament der dort gesehenen Terriers, die, kaum in den Kunstbau eingefahren, den Dachs oder Fuchs auch schon an der Kehle hatten, wie Dauerarbeiter vor.

Ich nahm mir daher vor, nach und nach die Dackel, die ich ihrer kurzen Beine und feinen Behaarung wegen ohnehin in den Bergen nicht verwenden konnte, durch hochbeinige, rauhaarige und wetterharte Foxterriers zu ersetzen.

Friedrich Baron Born in Budapest übersandte mir seinerzeit als erster gegen einen lebenden Adler eine Hündin, und Frau Gardemajor von Sandor, Wien, trug mir einen kräftigen Rauhaar namens Bubi an, den sie nicht halten konnte, da er allen Damen die Muffe und Pelzkrägen von den Schultern riß. Das war mein Fall, und freudig übernahm ich diesen Wildling, der nunmehr der Stammbater meiner wilden Terriermeute werden sollte.

Es ist mir bei der Schilderung meiner Jagderlebnisse ein besonderes Bedürfnis, auch meiner wackeren Waidgenossen zu gedenken und insbesondere das Andenken an meine Tapfersten aller Tapferen aufzufrischen und zu bewahren.

Damit will ich zugleich auch meinen Herren Waidgenossen einige Anhaltspunkte für die Beurteilung des Foxterriers in jagdlicher Beziehung, und zwar als Waidgenosse in seiner rauesten und urigsten Form geben.

Vor allem sei hier erwähnt, daß ich mir durch entsprechende Kreuzungen des wildesten und schärfsten, dabei grobknochigsten Materials und durch fast ausschließliche Fütterung mit rohem Fleisch einen

Schlag für die Hase herangezüchtet habe, über den gewiß mancher Preisrichter und Foglmann die Hände über den Kopf zusammen schlagen würde. Ich ging aber auch zu keiner Hundeschau, sondern in den düstersten Urwald und erfreute mich ohne Preiskonkurrenzen trotz all der teureren Passionen, die diese wilden Racker hatten, an ihrer Ausdauer und ungestümen Jagdlust.

Dabei sind es aber keinesfalls Firkötter gewesen, sondern nur ausschließlich Hunde edelster Abkunft, bei deren Auswahl zu Jagdzwecken ich sehr heikel und wählerisch vorging. Was nicht grobknochig, kräftig und hochbeinig zu werden versprach, wanderte in den Adlerkäfig. Nur das schwerste Material wurde der Mutterhündin belassen, und sei es auch nur ein einziges Pupi aus fünfköpfigem Wurfe. So verfügte ich, zu meiner Frau und meiner Nachbarschaft größtem Verdruß, stets über acht bis zehn dieser Wildlinge. Meine Frau war ihnen deshalb gram, weil das Halten von Geflügel durch sie zur Unmöglichkeit wurde; auch das nachbarliche Federvieh sowie die dortigen Hunde und Katzen schwebten in steter Lebensgefahr.

Seit Jahren nur mit rohem Fleisch gefüttert, waren meine Fogeln die reinsten Raubtiere geworden, die alles abwürgten und zerrissen, was ihnen in die Quere kam. Hühner, Gänse, Katzen, Hauschweine, Ziegen, Schafe und fremde Hunde, alles starb, wenn man nicht gleich bei der Hand war. Meine Tasche weiß diesbezüglich leider manche Erleichterung zu berichten.

Ich will nun kurz einige Schandtaten aufzählen, die so recht be weisen sollen, wie Fogl werden können, wenn sie so gezüchtet und so rauh gehalten und gefüttert werden, wie dies eben bei mir der Fall war.

Nach einer Jagd im Gebirge, wo ich vier Fogl und zwei große Rüden mithatte, wobei die Hunde sich also in drei Felstrieben zur Genüge hätten auslaufen können, fuhr ich vom letzten Gebirgsdorfe der etwa 2 Stunden entfernten Garnisonstadt zu. Die zwei großen Hunde wurden zwischen den beiden Hinterrädern des Jagdwagens angekoppelt, die Fogl dagegen wurden nach Verlassen des Dorfes freigelassen.

Raum aus dem Dorfe heraus, erspähen sie eine maußende Kaze. Hinz drückt sich. Der eine Fogl hat ihn aber doch schon bemerkt. Er geht wie das Donnerwetter los, hinter ihm die andern. Nach wenigen Säßen ist die Kaze schon gefaßt und gevierteilt.

Mir sehr willkommen, denn meine Adler brauchen Futter. 300 Schritte davon entfernt, stirbt ein zweiter Rater denselben Tod.

Ein Mordspass für meine Soldaten, die gerne noch einige Mäusefänger auf den Feldern entdeckt hätten. Doch sie erlebten bald eine andere Szene. Hinter einem uns begegnenden Bauernkarren stürzt unerwartet plötzlich ein Ferkel flüffend gegen meinen Wagen hervor.

Ein willkommener Anlaß für meine tolle Bande. Trotz Peitschenhieben des Bäuerleins schnauft sein unvorsichtiger Hundling unter den Fängen meiner Fozl seine arme Seele aus. Ich beschleunige mein Tempo, indes fluchend das Bäuerlein bei seinem abgewürgten Liebling steht. Meine zurückgebliebenen Wildlinge aber jagten, als ob sie an dem Tage noch gar nichts geleistet hätten, hinter dem Wagen her.

Knapp vor meiner Garnisonstadt führte mir das Unheil ganz un-
verhofft auch noch einen bekannten Waidmann mit seinen zwei Brackierern zu.

Die Hunde angeleint, trat er, mit einem Häslein an der Tasche, aus einer Aukunztafel auf die Straße. Kaum wurden meine Satane die fremden Hunde gewahr, so waren sie auch schon dran, so daß im nächsten Augenblick Hunde und Waidmann in tollem Knäuel durcheinanderwirbeln.

Das war unverhofft. Meine zwei Leute und ich sausen aus dem Wagen heraus; nur mit Mühe gelingt es uns, die wilden Bestien von ihren Opfern zu lösen.

Kurz, ich muß es hier selbst gestehen, mir wurden diese Hunde durch ihre Mordlust oft selbst zum Arger und zur Qual; fanden sie nichts anderes, um ihr Mütchen zu kühlen, so brachten sie sich untereinander um.

Ja, da fällt mir wieder etwas anderes ein. Ich hatte mir von der unteren Donau einen Weißkopfgeier mitgebracht, der im Laufe der Zeit sehr zahm und zutraulich geworden war, was mich veranlaßte, ihm die Schwingen zu stutzen und ihn frei im Garten umherlaufen zu lassen.

Das Unglück wollte, daß zwei meiner vierbeinigen Schufte, während ich mit meinen Leuten in den Bergen weilte, sich freigemacht und trotz heftiger Gegenwehr den Riesenvogel abgewürgt hatten.

Ich könnte wohl noch viele ähnliche Geschichten berichten, doch will ich aus Raumangel gleich auf den jagdlichen Teil meiner Schilderungen übergehen und nur noch erwähnen, daß noch manch Ferkel, Ziege und Hausschaf in die anderen Gefilde von meinen teuren Fozln befördert wurden.

Daß meine Hündinnen im Kunstbau ihren Nachwuchs zur Welt brachten, habe ich gelegentlich schon ein andermal erwähnt. Es ist dabei ganz köstlich anzusehen gewesen, wie die junge Bande beim Herannahen eines fremden Menschen mitten im besten Spiel wie die Füchselein reißans nahmen und in der Röhre verschwanden, um erst, wenn die Luft und die Umgebung wieder rein waren, einzeln aus dem Geschleif hervorzukriechen.

Wenn sie der Hündin entwöhnt werden sollten, kam diese wieder in ihre Box, und die Hunderln bekamen ihr Futter nur derart, daß es mindestens einen Meter vor der Röhre entfernt niedergestellt wurde, so daß sie gezwungen waren, auf das Pfeifen aus dem Geschleif hervorzukommen.

Die ersten Male ging's nur mit Zögern, dann aber klappte es schon, und die kleine Bande wurde immer zutraulicher und zahmer, bis sie endlich ihre Schen gänzlich ablegte.

Der junge Nachwuchs hatte trotz aller schlechten Aufführungen das Privilegium, bis zum fünften Monat frei im Hof und Garten umherlaufen zu dürfen, dann aber ging's in den Zwinger, wo ihre Hauptbeschäftigung, das Spielen und Raufen, begann. Kaum ein Jahr alt, nahm ich sie schon überall mit. Vorerst an die Leine gewöhnt, wurden sie an der Koppel täglich durch die Stadt zum Schlachthaus geführt, wo ich auf die Abfälle abonniert war, und sobald sie fähig waren und sich bereits zu orientieren verstanden, ging's mit den Alten in die Berge hinauf. Um die Fagl auf Gauen und Bären einzuhegen, begann die Vorschule auf unseren schwarzen siebenbürgischen Büffel.

Wo sich nur ein Büffel auf der Heide sehen ließ, wurde ein älterer Hund angeheßt, dem dann die jungen bald wacker assistierten. Hatten sie dies gelernt, dann gingen sie auch jeden Schwarzkittel und jeden Braunen an, da unser Büffel fast ganz die gleiche Witterung, insbesondere die des Wildschweins hat.

Wie ich schon erwähnt habe, jagten meine Fagl alles: Rehe, Gemsen, Hirsche, Kazen, Füchse, Gauen, Bären und, was ganz besonders selten ist, auch den Wolf. Aberdies gaben sie auch noch Standlaut auf aufgebäumte Waldbühner.

Ich will nun im nachfolgenden einige Episoden und Jagden meines besten und schneidigsten Hundes, meines „Hadubrand“, schildern, der leider seine Schneid, wie ich das ja von ihm nicht anders erwartet hatte, mit dem Leben bezahlte.

„Hadubrand“, von mir selbst gezüchtet, war ein wildes, verwegenes Tier, das tollkühn alles anging, auf das es gehezt wurde. In angeschweißte Stücke verbiß es sich und hemmte so ihre Flucht, oder es riß schwächeres Wild, wie Rehe und Gemsen, einem Wolf gleich zu Boden und würgte daran so lange, als es überhaupt noch ein Lebenszeichen von sich gab.

Was aber ganz besonders an ihm hervorzuheben war, das war sein lauter Hals. Er war imstande, stundenlang zu jagen und ein Wild zu verbellen; eine Eigenschaft, die leider bei den meisten Jägern nicht zu finden ist.

So hatte ich unter anderem am 19. Oktober 1909 einen Gemsbock verloren, dem ich einen Hinterlauf zerschossen hatte und den ich der eingetretenen Dämmerung wegen nicht mehr verfolgen konnte. Ich beschloß daher, das kranke Stück am folgenden Morgen mit meinem „Hadubrand“ zu suchen und zur Strecke zu bringen.

Durch einen rumänischen Jungen, während ich vom Tale aus mit dem Trieder beobachtete, an die Fährte gelenkt, ging es wie das Donnerwetter vorwärts, bis an den Felsen heran, in den sich das kranke Stück eingestellt hatte. Ein kurzes Parieren, ein Moment der Überraschung, dann aber klingt sein Standlaut durch das Gefellse, bis es dem Bocke schließlich doch zu dumm wurde und er flüchtig abging. Nun aber ging die Heze über Stock und Stein, anfänglich bergan, dann immer tiefer und tiefer in den Latschenbestand und von da in die felsigen Talhänge hinab, wo es mir endlich nach nahezu einstündiger Heze gelang, dem kranken Tiere eine Kugel aufs Blatt zu setzen.

Im Jahre 1908 brachte mir „Hadubrand“ an drei Jagdtagen je eine Gemse aus den wild zerklüfteten, mit Fichten und Latschen überdeckten Felsabhängen meines Glemsrevieres auf den Wechsel, wobei er den Gemsen selbst in das steilste Gewand hinein folgte. Mit diesen drei Gemsen brachte er mir am 31. Oktober auch meinen zweitbesten Bock vors Rohr. „Hadubrands“ Laut widerhallte schon lange durch das Tal, ohne daß sich am Wechsel etwas gezeigt hätte. Ich war mir nicht recht im Klaren, ob es eine Gemse, ein Luchs oder Bär sei, als sich plötzlich ein dunkler Körper durch die Fichten schob.

Aha, ein Bär, dachte ich mir und stellte mich schußbereit, doch anstatt ein Wild, wie ich erwartet hatte, über meinen Stand wechseln zu sehen, tauchte die schwarze Masse links über mir in der Wand auf.

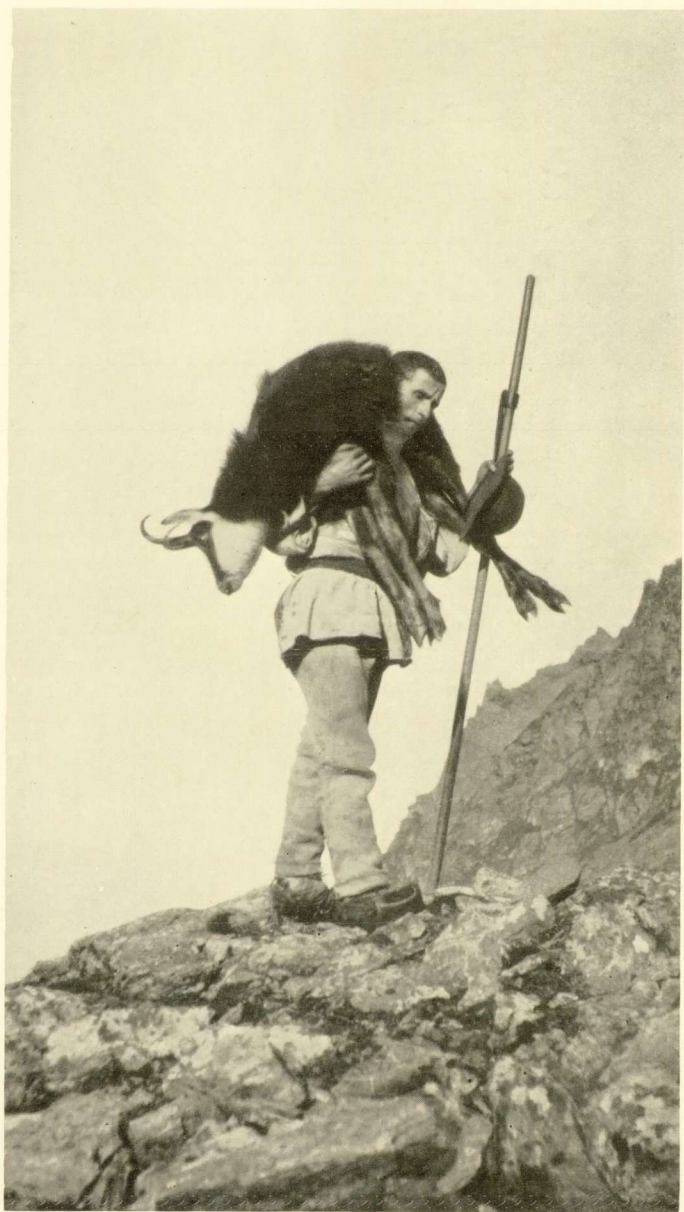
Es war ein Kapitalbock, der sich eingestellt hatte und von dort ruhig in die Tiefe äugte. Mein Stutzen fährt an die Backe, und im Feuer saust der Bock herab, kommt knapp vor mir auf die Läufe und steht schwerkrank auf, kaum 15 Schritte vor mir im Graben. Aus der klaffenden Wunde am Hochblatt rieselt lichter Schweiß zu Boden. Da erscheint auch schon „Hadubrand“ auf seiner Fährte und folgt ihm in die Wand hinein. Mittlerweile war aber der Bock schwerkrank im Graben bergab. Ich wollte ihm keine Kugel mehr antragen, da ich ihm die schöne Decke nicht zerschießen wollte. Kaum war aber mein Bock hinter einer Felsrippe verschwunden, hatte auch schon mein nimmermüder Fogl die Schweißfährte aufgenommen und schuß, ohne auf meinen Ruf zu achten, wie ein Bliß hinterher, um bald meinen Augen zu entschwinden.

Zu dumm, das hatte ich ungeschickt gemacht! Um Decke und Wildbret zu schonen, hatte ich mit einer Kugel gespart, und nun wußte ich, daß, bis ich vom Stande abkonnte und meine Leute zur Stelle waren, kein Haar am Gams mehr haften werde. Dafür würde schon mein Wildling sorgen. Und richtig! Als wir nach langem Klettern zur Stelle waren, da war „Hadubrand“ noch immer daran, die letzten schönen Granen aus der Decke zu reißen. Eine Wolke Haare lag um ihn her, indes er noch immer wie besessen an der Decke zerrte.

Schade um das prächtige Wild! Es war ein alter, aber für unsere Verhältnisse nicht sehr starker Bock, dem beim Raufen das linke Licht ausgerissen worden war, während zwei alte Narben auf der linken Kehlsseite auf einen Kampf mit einem Rivalen schließen ließen.

Wenn auch der Bart und die Decke nicht mehr zu gebrauchen waren, so entschädigten mich dafür die kapitalen Krucken, die eine Höhe von $28\frac{1}{2}$ Zentimeter und einen Umfang von 10 Zentimeter hatten.

Am 1. Februar 1909 war es mir gelungen, drei Frischlinge aus einer Rotte heraus zu repetieren und einen vierten mit „Hadubrand“ zu fangen. Dieses Heil gab mir Anlaß, die folgende Woche erneut einen Jagdzug in die gleiche Gegend zu unternehmen. Schon beim Durchqueren des am Fuße der Berge gelegenen Dorfes hatte ich insofern ein kleines Intermezzo, als es meinem „Hadubrand“, obwohl er angeleint war, durch die Ungeschicklichkeit meines Mannes gelang, eine auf der Gasse befindliche Ziege zu fassen, die wir nur mit größter Mühe aus seinen scharfen Fängen befreien konnten.



45 kg schwer!





„Garro“ läßt „Gultan“ und „Bignafz“ nicht zu

Schon während des Aufstieges herrschte ein schrecklicher Schneesturm, der die ganze Nacht hindurch anhielt und eisig durch die breiten Fugen des Blockhauses pfiß, so daß ich mich nach einer durchfrorenen Nacht entschloß, bei Tagwerden den Rückzug anzutreten.

Als aber gegen Morgen des 7. Februar der Sturm nachließ und heller Sonnenschein die frische Neue beschien, da nahm ich mir trotz alledem vor, die Berge zu durchstreifen und nach frischen Fährten zu suchen.

Glücklicherweise spürten sich auch nach einstündigem Waten im fast knietiefen Schnee drei Stück, und zwar eine Bache mit zwei Überläufern. Nachdem ich meinen Leuten befohlen hatte, keinen der Hunde zu schnallen, sondern nur auf der Fährte pfeifend und klopfend zu folgen, stellte ich mich auf den Wechsel und erwartete das Herannahen des Wildes. Als aber nach geraumer Zeit meine Mannschaft, ohne ein Schwein an mich zu drücken, nahegekommen war, wurde ich, im Glauben, der eine der Leute hätte die Fährte verloren, ärgerlich und ging selbst bergan, um den Mann auf die richtige Spur zu führen. „Hadubrand“ war wirklich an der Leine der Fährte gefolgt, und nur durch den Umstand, daß alles bis tief hinab mit griesigem Schnee behangen war, war es möglich, daß die Gauen rechts über mir ungesehen durchwechseln konnten. Ich entschloß mich daher sofort, die beiden Hunde zu schnallen und nachzuziehen.

Raum aber waren sie frei, so drang auch schon ihr Laut an mein Ohr, bis schließlich nur noch mein Vigniasz, eine scheußige, hochbeinige Bracke, Hals gab. Nun, das kannte ich: „Hadubrand“ hatte zugefaßt. Ich voraus, eilen wir alle mit „Hussa“-Rufen, so rasch es bei dem dichten Behange eben möglich war, der Stelle zu, und meine Freude war keine geringe, als ich meinen Braven wie eine Zecke am Lauscher eines Überläufers verbissen sah, indes die Bracke, laut Hals gebend, ab und zu den Schwarzkittel in die Keulen kniff. Meinen Stutzen überschwenkend, griff ich zu, um mittels einer Leine das Schwein zu knebeln, doch bei der Steilheit des Geländes und des kristallinischen Schnees verlor ich im Handgemenge das Gleichgewicht und sauste samt Hund und Borstenkittel die Lehne hinab, wobei letzterer sich freimachte und flüchtig wurde. Mit einem Fluche über meine beiden Leute, die sich nicht anzufassen getrauten, heßte ich „Hadubrand“ nochmals an, der sich dies nicht zweimal sagen ließ, gleich wieder den Überläufer einholte und festhielt. Jetzt sollte er mir aber nicht mehr loskommen. Nachdem mir diesmal meine Begleiter beige sprungen

waren, wurde der Schwarzkittel geknebelt und abwechselnd stets durch einen andern hinauf auf die Kammlinie getragen. Der durch die Schneid „Hadubrand“ erbeutete Schwarzrock war ein Eber, der, nachdem wir ihn auf einen aus Fichtenreisig hergestellten Schlitten gebunden hatten, zu Tale geschleift wurde.

Daheim benahm er sich aber schrecklich ungebärdig, fuhr jedem in seinen Einstand Eintretenden bligschnell zwischen die Beine. Trotz alledem nahm er aber gleich Hafer und Apfelschalen an, die er schmagend verschlang. Da ihn aber meine neunköpfige Hundemeute bei aller Abgeschlossenheit im Hofe dennoch spürte und den ganzen Tag einen Heidenradau machte, so entschloß ich mich, ihn, schon aus Rücksicht auf meine friedliebende Nachbarschaft, einem Truppenkörper in Gewahrsam zu geben, wo er sich prächtig entwickelte und nach und nach seine Wildheit verlor.

Auch auf den Wolf war „Hadubrand“ wie Gift; er jagte ihn im Verein mit meinen anderen Rüden mit unglaublicher Tollkühnheit.

Er war stets voran, wenn es sich um den Wolf handelte. Während meine anderen Rüden, wenn sie allein auf Wölfe stießen, nur abgebrochene, heulende Laute von sich gaben, ging die Haß sofort scharf an, wenn mein heldenhafter „Hadubrand“ dazukam und beispielgebend und rücksichtslos gegen die Wölfe vorging und zu jagen begann.

Daß „Hadubrand“ die Fährte der Wölfe aufnahm und hielt, wäre wohl nicht weiter zu verwundern gewesen, da dies nicht so selten, hauptsächlich bei jungen Hunden, die die Gefahr nicht kennen, vorkommt, allerdings zum Nachteil vieler unserer Bracken, da sich ein Wolf jagen läßt, indes die andern Vorpaß halten, um dann den unvorsichtig auf der Fährte daherjagenden Kläffer abzufangen und zu zerreißen. An „Hadubrand“ war aber die blindwütige Schneid zu bewundern, die es ihn wagen ließ, den größten Feind des Hundegeslechtes ohne alle Zeichen der Schon anzufallen und zu würgen. Eine Bravour, die selbst meine größten Haßrüden dem Wolfe gegenüber nicht besaßen. Das Frühjahr darauf hegte „Hadubrand“ mit meinem großen Rauhbart „Harro“ zusammen zwei Wölfe, die ich mir bei dem krachenden Schnee, beim Vorlaufen auf dem Wechsel, leider vertrat.

Als Universalhund jagte und stellt „Hadubrand“ auch den Hirsch. Eins der beigelegten Bilder zeigt, wie „Hadubrand“ den von mir erlegten und von ihm und „Harro“ gefundenen Zwölfender tot verbellt.

Ja, nicht nur auf Haarwild haben sich meine Fojl in den Bergen bewährt, auch Hasel- und Auerwild wurden von ihnen verpailt und verschossene Stücke gefunden.

Geflügelte Auerhähne gingen mir niemals verloren, da ich einen Terrier frei hinterher hegte, indes der zweite an der Schweifleine der Spur zu folgen hatte.

Daß „Hadubrand“ einmal seiner wilden Leidenschaft zum Opfer fallen werde, dessen war ich sicher. Denn selbst das wehrhafteste Schwein fiel er toll an, was ihm schon einige klaffende Wunden eingetragen hatte. Wie sein Großvater „Bubi“, den ein Keiler getötet hatte, und die Hündin Fiffi, die von einer Wildkaze beiderseits im Bau geblendet worden war, so wußte ich bestimmt, daß „Hadubrand“ auch den Waffen eines Schwarzrockes oder der Laze eines Bären erliegen würde. Leider sollte sich diese Befürchtung allzu schnell bewahrheiten.

Am 25. Jänner des Jahres 1911 erlag mein Brabster aller Waidgenossen dem Lagenhiebe einer Bärin, die er, wild wie immer, in der Höhle verbellte und auf meinen Hussaruf tollkühn anfiel. Lautlos brach er unter dem blitzartig raschen Schlag zusammen — um nie wieder den blauen Berg Himmel über sich zu sehen.

Armer braver „Hadubrand“, er fand für mich den Heldentod. Mit gebrochenem Nacken und drei klaffenden Wunden lag er unter seiner Überwinderin, als eine Kugel durch ihr Haupt seinen Tod rächte.

Ihm und „Harro“, den Wackersten aller Wackeren, den braven, nimmermüden Waidgenossen in frohen und schweren Waidmannsstunden, den treuen Begleitern da droben im transylvanischen Wald auf diesem Wege aus tiefbetrübtem Herzen heute noch einen letzten warmen und dankbaren Jägergruß.

Frühling an der unteren Donau

Wenn mit den lauen Frühlingsstürmen der starre Eispanzer des mächtigen Donaustromes unter donnerndem Getöse zu bersten und der Schollengang haushohe Eisberge aufzutürmen beginnt, dann steigen, durch die Regengüsse noch erhöht, die ohnehin schon gewaltigen Fluten des Donaustromes immer höher und höher. Ein Krachen, Achzen, Rauschen und Grollen hebt entlang dem ganzen Strome an. Das See-Eis bricht und reißt, von gewaltigen Donnerschlägen begleitet, die Kanonenschüssen gleich weithin hörbar das Gelände durchzittern, indes die Schmelzwasser immer höher und höher das Anland umfassen. Wald und Schilfmeer, Weideland und Acker werden überflutet, und Mitte März oder gar Anfang April gleicht das ganze Anland der Donau einem endlosen See, von dem nur die Wipfel der Bäume aus den alles verschlingenden Fluten hervorsehen. Die wenigen Ortschaften gleichen Inseln im Meere, die bei dem unergründlichen Kotpfuhe der landesüblichen, kärglichen und primitiven Straßen meist vom Land abgeschnitten oder nur unter recht schwierigen Verhältnissen zu erreichen sind.

Mit dem lauen Frühlingswehen und dem damit verbundenen Steigen der Stromwässer und den mit diesen im Zusammenhang stehenden meilenweiten Überschwemmungen des Anlandes hebt der große Vogelzug aus dem Süden und Südosten in voller Macht an.

Nach Zehntausenden zählende Entenscharen durchfliegen mit ihrem schwirrenden Fluge schnarrend, pfeifend und quäkend die lauen Frühlingsnächte. Scharf und schneidend gelst der Ruf des Regenpfeifers, gemischt mit den quiekenden Lauten der Kiebiße, zu uns hernieder, indes der melancholische Flöten-ton der scheuen Heerschneepfe sich mit dem metallisch heiseren Ruf des Grau- und Nachtreihers mischt. Erst gar, wenn mächtige Gänfescharen schnatternd und schreiend durch die Lüfte brausen, da wird man erst gewahr, daß das große Wandern, dieses bisher noch unergründete interessante Phänomen, die ganze Vogelwelt ergriffen hat. Während uns nachtsüber im weiten Himmelsmeer ein

unsichtbar gespensterhaftes Treiben umgibt, das uns nur an den zahllosen Stimmen des buntgemischten Chores der gefiederten Wanderer ahnen läßt, was da über uns vorgeht, zeigt der helle Tag in den abwechslungsreichsten Bildern, daß der Drang nach der Heimat und den fernern Brutstätten die ganze gefiederte Welt erfaßt hat.

Die zierliche Bachstelze streicht welligen Fluges über uns hinweg, indes die Heide- und die Singlerche in endlos scheinenden Zügen sich unentwegt rufend, nach Norden ziehen. Stare brausen hastigen Fluges dahin, während einzelne Hohltauben, des langen Wanderns müde, sich auf die nassen Fluren senken.

Von hoch oben aber aus dem blauen Himmelszelte klingt ein weithin hörbares metallisches Gru-Gru zu uns hernieder. Das Auge folgt dem lauschenden Ohr und sucht, oft von der goldenen Frühlingssonne geblendet, die fernern Wanderer.

Endlich haben wir sie entdeckt. Kraniche sind es, die im prächtigen Dreieckfluge geordnet, der fernern nordischen Heimat zustreben. Die lauen Äquinoktialstürme haben den im Winter über ruhenden Wandertrieb wieder geweckt. Trotz Sturm und Wetter hat alles die lange Reise angetreten, um die altgewohnte Heimat, den trauten Brutplatz, wiederzufinden.

Lang und weit ist noch der Weg dahin, und zahlreich sind die Gefahren, die die gefiederten Wanderer bedrängen. Den kleinen Vogelscharen, wie Finken, Zeisigen, Lerchen und Drosseln, folgt mit brutaler Anhänglichkeit *Astur nisus*, der freche Sperber, und wehe dem armen Vöglein, das, von der langen Reise ermüdet, sich vom Schwarme trennt. Mit kühnem Griff faßt es der Wegelagerer, um das arme Ding in den nächsten Busch zu schleppen und dort zu kröpfen. Ist der Räuber satt, dann spielt er mit seinem Opfer. Voll des Übermutes schraubt er sich in den weiten Ather hinauf. Hier aus dieser unendlichen Höhe läßt er dann seine Beute fallen, um sie mit geschickt kopfüber geführtem Stoße wieder zu erhaschen.

Gleich ihm folgt *Falco peregrinus*, der prächtig kühne Wanderfalke, den Gänfescharen. Entweder sitzt er unbeweglich unweit der die Saatfelder beweidenden Gänse und lauert auf den Moment, wo entweder eine Frankgeschossen weitab von der Hauptschar verendet, oder, wenn er auf diese Art nicht zu einem Raube kommt, saust er wie ein Pfeil in die ziehende, vor Schreck auseinander stiebende Schar hinein, faßt ein aus der Reihe geratenes Opfer unter einer der Schwingen und hackt sich dort derart kräftig in Leib und Gefieder ein, daß selbst

die stärkste Graugans, mit ihrem Würger hilflos flatternd, zu Boden fällt, um dort vollständig geschlagen und gekröpft zu werden. Manchmal allerdings war seine Mühe vergeblich. *Haliaeetus albicilla*, der weitbeschwingte Seeadler, der um diese Zeit in großer Zahl die untere Donau bevölkert, jagt ihm als der stärkere die kühn geschlagene Beute ab, um sich selbst an dem mühelos erlangten Opfer satt zu kröpfen.

Wander- und Würgfalke stoßen oft ebenso wie der Seeadler mitten in einen auf der Seefläche rudernden Entenschwarm. Besonders interessant ist es, wie sich die Enten vor dem mächtigen, dabei aber ziemlich unbeholfenen Räuber durch plötzliches Tauchen retten; bei seinem viel flinkerem und kleineren Raubgenossen nützt dies den Enten allerdings nicht viel. Der Seeadler ist im Vergleich zum Würg- und Wanderfalken ein recht fauler und unbeholfener Geselle. Er kann oft stundenlang auf einem Hatterhausen oder Baumstrunke beobachtend sitzen, bis ihn eine frankgeschossene Gans, ein Kranich oder sonst ein kranker Vogel für seine Geduld und Ausdauer entschädigt.

Je lauer die Frühlingslüfte wehen und je wärmer die goldene Sonne auf diese wasserdurchtränkte Erde hernieder scheint, desto reicher und häufiger bevölkern sich die Sumpf- und Seeflächen mit den verschiedensten Vogelarten.

Auf den Blänken und freien Seeflächen tummeln sich in unendlichen Massen die verschiedensten Entenarten umher, unter die die mächtigen, blendendweißen Leiber der Wildschwäne einige Abwechslung bringen. Im versumpften Gelände oder in den seichten Seeufeln schreiten gravitatisch Rallen-, Nacht-, Grau- und Purpurreiher nach Nahrung suchend einher. Seiden-, Löffel- und Silberreiher ergänzen mit ihrem hell glänzenden Gefieder das herrliche Bild, das Meister Adebar in weißer und schwarzer Ausgabe vervollständigt.

Gegen Mitte April erhöht sich dann das bunte Bild wesentlich. Da treten schon die gewaltigsten Repräsentanten unserer Avifauna, die mächtigen Riesen- oder Krauskopfpelikane auf, die mit der großen Fluß- oder Rabenscharbe (*Phalacrocorax Carbo*) in einer Interessengemeinschaft, man könnte sagen, in einem gewissen Kommensalismus stehen.

Der *Pelecanus crispus* und *onocrotalus*, der Rosenpelikan, mit seinem ungeschlachten Leib kann nur im seichten Wasser, der Kormoran nur im tiefen Wasser fischen, und so sehen wir diese beiden, sowohl durch ihre weiße und schwarze Farbe wie ihr ganzes Geben

gänzlich verschiedenen Vogel aus Interessengemeinschaft im Kampf ums Dasein einen Bund schließen. Eine Symbiose, die beiden Teilen zum Nutzen gereicht, dem schlaueren und geschickteren Kormoran aber mehr Vorteile bringt als jenen. Um zu ihrer Beute zu gelangen, sammeln sich mehrere Pelikane zu einer langen Kette auf dem freien Wasserspiegel und nähern sich, unentwegt durch Flügelschläge die Fische nach dem seichten Ufer treibend, dem Seerande. Das bemerken schon von weitem die pfiffigen Kormorane, die sofort heranstreichen, um vor dieser Treiberkette, so lange es noch geht, aus dem tiefen Gewässer tauchend, Beute zu machen. Je mehr sich aber die Pelikane dem Ufer nähern, desto mehr ändert sich das Bild. Zwerg- und Rabenschärpe treten hinter die Treiberlinie, indes die Pelikane im seichten Uferwasser die gejagten Fische mit ihren langen Riesenschnäbeln einfach herauslöffeln. Ein Verfahren, das manchmal den Fischereibesitzer um viele Hunderte von Kilogramm Edelfische bringt. Wenn man bedenkt, daß ein Pelikan täglich etwa 4 kg, ein Kormoran außerhalb der Brutzeit bis 2 kg zu seiner Ernährung bedarf, so kann man sich die Schäden vorstellen, die diese Fischräuber verursachen.

Von Mitte April an beginnt in dem vollständig überschwemmten Rohr- und Weidenwald ein unbefchreibliches Vogelleben, das durch die ungeheuere Zahl der verschiedenartigsten Stimmen noch wesentlich erhöht wird. Kormorane, Sichler, Nacht-, Rallen- und Graureiher sowie die reizende Garsette suchen nunmehr ihre Kolonien auf. Sie alle horsten auf den Weiden und Sträuchern, und da jedes Tier zu seinem Rechte kommen will, gibt's überall Zank und Geschrei, bis die frechen und zänkischen Rabenscharen die Oberhand gewinnen und den größten Teil der alten Horstkolonien für sich in Anspruch nehmen. Nur ein verhältnismäßig geringer Teil wird den übrigen Bewerbern überlassen, von denen der große Flußkormoran die Herrschaft an sich reißt.

Im Schilfwalde sind es hauptsächlich die zahllosen Enten-, Taucher-, Rohrhühner- und Mövenarten, die ans Brutgeschäft schreiten, indes Silber-, Löffel- und Purpureiher, verschieden von ihren sonstigen langbeinigen Artgenossen, ebenfalls im Rohrdickicht ihr Heim in größeren oder kleineren Kolonien aufschlagen.

In dem überschwemmten Hochwalde, wo riesige Espen und Schwarzpappeln alles weit überragen, horsten die Grandseigneurs der Balta, das sind die Ruten- oder Mönchs-, Weißkopf- oder Gänsegeier, See-, Kaiser-, Schell-, Steppen-, Schrei- und Flußadler, neben

denen sich das andere Raubgelichter, wie Roter und insbesondere Schwarzer Milan, „*Buteo vulgaris*“, und alles kleinere gefiederte Raubzeug häuslich einrichten. In alten hohlen Weidenstrünken horstet Stix Bubo, der König der Nacht, allwo er seine, fast kreisrunden, Billardkugeln ähnlichen Eier ausbrütet. Auch die Stockente macht's ihm nach. Unzählige Male strichen brütende Weibchen aus alten Weidenstrünken hervor, wenn ich mit dem Rahne darunter hinwegfuhr. Nach Tausenden und aber Tausenden zählt hingegen die andere gefiederte Welt, die in dem herrlichen, aufblühenden, aromatisch duftenden Weidenwalde das Tier- und Vogelleben vervollständigt. Alles schmettert, flötet und singt und preist den Schöpfer für glücklich überstandene Winterszeit. Als den uns wohl am interessantesten erscheinenden Kleinvogel dieses Gebietes will ich die zierliche Beutelmeise, *Aegithalus pendulinus*, nennen, die ihr kunstvoll mit einem Notausgang versehenes Nestchen aus Weidenflaum derart künstlich an Weidenruten baut und heftet, daß wir voll Bewunderung zu diesem sonst so unscheinbaren Vöglein aufblicken müssen.

Für die vierbeinigen Vertreter des Tierlebens ist das Frühjahr eine recht ungünstige Zeit. Die Hochwässer vertreiben alles aus seinen Schlupfwinkeln, so daß sich das gesamte Raubgesindel auf den Inseln und höher gelegenen Landstreifen konzentrieren muß. Hier führen eng aneinandergedrängt *Lepus timidus*, der Hase, Wildsau, Fuchs, Wildkatze, Otter, Wolf, Nerz, Wiesel und das andere kleine und große Raubzeug den Kampf ums Dasein. Fische, Muscheln, kleine Wirbeltiere, Amphibien und das Wassergeflügel aller Art sorgen reichlich für deren Unterhalt.

Das Hauptkontingent dieser Räuber aber stellt Seggrim, der gemeine Würger, dar. In einer anderwärts ungekannten Zahl schleicht diese Geißel des Wildes und der Haustiere durch die Rohr- und Weidendickungen, um sie, wenn es dämmt, in kleineren oder größeren Rotten zu verlassen und entlang oder in den Dörfern selbst Ghasse, Schweine, Füllen und sonstige Haustiere zu reißen. Seine Hauptnahrung aber bilden im allgemeinen neben den vorgenannten Baltaprodukten die zahllosen Bauernhunde, die beim Erscheinen der Wölfe aus allen Teilen eines Baltadorfes ein entsetzliches Gekläff anstimmen, das bis in den Morgen hinein dauert. Vereinzelt oder in Rudeln vereint, kann man diese Bestien bis in die Sommermonate umherschlendern sehen. Die sonst so feige und hinterlistige Rohrhäne ist hier unten an den Donauauen, im Gegensatz zu ihren Art-

genossen im siebenbürgischen Hochlande, wo man ihnen energisch an die Decke geht, ziemlich vertraut, man kann sogar sagen frech, dreist und unverschämt.

Der Monat Juni ist der Fülle- und Freudenmonat des Balta-Gebietes. Die Sumpfsvegetation in üppigster Blütenfülle und selbst die Wasserspiegel in herrlichstem Blumenschmucke. Die verschiedensten Weiden- und Pappelarten strömen vereint mit der sonstigen Sumpf- und Wasserflora balsamische Düfte aus, während überall auf den Blänken und freien Seespiegeln die herrlichen Seerosen ihre wunderbaren Kelche entfalten. Dazwischen das regste und geschäftigste Vogelleben. Entenmütter und Wasserhühner, Taucher und Schwäne, alles führt die hoffnungsvolle Jugend hinaus, um sie für den Kampf ums Dasein zu stählen, ihnen für die Zukunft die Wege zu weisen, die sie für ihren zukünftigen Beruf in der Allmacht Natur zu wandeln haben.

Dort aber, wo die Wässer den freien Weideboden freigeben und unzähliges Gewürm, Schnecken, Muscheln, Frösche und Jungfische zurückbleiben, wimmelt es von den übrigen Sumpfvögeln und Stelzfüßlern. Meister Adebar, weiß und schwarz, Grau- und Rallen-, Löffel- und Edeldreiher, begleitet vom ungezählten Heer der Schnepfen, Sichler und Ribiße, finden dort im Überfluß alles, was sie für sich und ihre meist flügge Nachkommenschaft brauchen.

Der glühend heiße Juli ändert nicht viel an dem Bild, es sei denn, daß sich das Vogelleben noch mehr verdichtet, da in diesem Monat auch schon die Pelikane und verschiedensten Gänsearten mit dem Brutgeschäft und ihren Mutterpflichten zu Ende sind.

Brennend heiß legt sich aber dafür die Juli- und Augustsonne mit voller Glut auf Weiden und Schilfwald. Die Gluthitze erzeugt Miasmen und ungezählte Myriaden von Stechmücken, die dem Besucher dieser Wasser- und Sumpfwildnisse zur Qual, ja höchsten Pein werden. Mit unheimlicher Sicherheit erfaßt dann den Besucher alsbald ebenso wie zahlreiche Bewohner dieser Gegenden das entsetzliche Sumpffieber, das jedermann mit zähester Anhänglichkeit weithin begleitet, wo er auch immer dieser gefährlichen Seuche zu entrinnen versucht.

Juli, August ist es nicht sehr ratsam, diese Gebiete aufzusuchen, es sei denn, daß man Gesicht und Hände gut mit geräuchertem ranzigen Speck oder sonstigen Fettstoffen bestreicht und sich zudem noch mit dichtem Mückenschleier gegen die giftigen Stiche dieser Quäl-

geister wappnet. Dann bringen allerdings Abend- und Morgeneinfall auf streichende Enten in treuer Begleitung mit einem Rauhaaar reiches Waidmannsheil.

Erst im September, mit dem einsetzenden Herbstzuge, findet die Mückenplage ihr Ende, indes die Chancen der Jagd wieder ins Unglaubliche zu steigen beginnen. Mit den Herbststürmen setzt das allgemeine große Wandern ein; es führt derartige Mengen von Enten, Gänsen und Kranichen in die Donauebene, daß sie tatsächlich mit ihrer Masse die Sonne verfinstern. Das muß man gesehen und mit-erlebt haben, um es zu verstehen. Ich glaube kaum, daß die großen Ströme Wolga, Nil, Mississippi und Amazonas ein größeres Vogel-leben um diese Zeit aufzuweisen haben als die reichen Ebenen der unteren Donau.

Diesen ungezählten Scharen folgen aus ganz Europa die gefährlichsten gefiederten Räuber. Wie im Frühjahr, doch in viel größeren Mengen, sehen wir den mächtigen Seeadler, den Kaiser-, Steppen-, Schell- und Schreiadler, Wander- und Würgfalken, Hühnerhabicht, Sperber, Milan, Abend- und Baumfalken die kleinen und großen Vogelzüge begleiten.

Insbefondere *Haliaeetus albicilla* ist um diese Zeit gemein, denn man kann an einem Tage deren zwanzig verschiedener Exemplare zählen. Auch die großen Geierarten verlassen nunmehr nach dem Schafabtriebe die felsigen Hochlagen und suchen in der weiten Donau-Ebene nach Fallwild und Aas.

Man könnte auf den mächtigen Fallbäumen der Donauinseln an mond hellen Nächten Hekatomben dieser gewaltigen Raubvögel schießen, wenn nicht das staatliche Jagddirektorat in weiser Einsicht den Abschluß dieser prächtigen Naturdenkmäler speziell auf ärarischem Gebiet ebenso wie den der Schwäne, Löffel-, Edel-, Seidenreißer und der seltenen Brandgans eingestellt hätte.

Frühling in Flachland und Steppe

Wir verlassen den mit dichten Auen und Schilfwäldern umsäumten Donaustrom und dessen Uferseen, um in nördlicher Richtung landeinwärts zu schreiten. Bald erklimmen wir teils sanft ansteigende, terrassenförmige oder schroffe Lössformationen, die sich in einer ungefähren Höhe von 30 bis 40 Meter über das versumpfte Auland erheben.

Oben angekommen, genießen wir einen prächtigen Rundblick nach beiden Seiten hin. Einerseits blinken uns im hellen Sonnengolde die leuchtenden Spiegel der Uferseen des weiten Inundationsgebietes und das Silberband des Donaustromes entgegen, indes andererseits nach den drei anderen Weltgegenden hin, in scheinbarer Unbegrenztheit und in weiter Ferne mit dem Horizonte verschwimmend, die flache rumänische Tiefebene vor uns liegt.

Teils von grünenden Saaten, graugrünen Heideflächen und teils von gelben Flugsandgebieten unterbrochen, liegt dieses Flachland in seiner Unendlichkeit und gewaltigen Ausdehnung planglatt vor uns, aus der nur die hohen Feldbrunnen als weithin sichtbare Orientierungszeichen sich erheben.

Diese gewaltige Tischplatte, die im Norden vom waldbestockten Karpathenwalde, im Süden aber von der breiten Flutwelle der Donau begrenzt wird, ist nicht nur reich an Bodenschätzen aller Art, wie Erdöl, Salz, Bernstein und dergleichen mehr, sie ist auch die Kornkammer des Landes, wo sich im Frühjahr und Herbst gewaltige Vogelscharen aus dem ganzen Kontinent sammeln, die hier Rast halten, um sich für den weiten Flug über Meere und Länder zu erholen und zu kräftigen.

Unendliche Gänse- und Kranichscharen bevölkern dann die jung sprießenden Saaten, indes die scheuen Trappen, einzeln oder in kleinen Trupps vereint, die ausgedehnten Heideflächen und Flugsandgebiete bevölkern.

Dort, wo die Ortschaften auf 10 bis 15 Kilometer voneinander entfernt liegen und unübersehbare Flächen, teilweise menschenleer, mit

dem Horizont verschwimmen, ist die Trappe heimisch, da ist ihr eigentliches Element.

Obwohl ich in Rußland, Ungarn, Polen und im Banate auf diesen vorsichtigen Laufvogel gejagt habe, habe ich nirgends mit soviel Genuß und Sicherheit meine Kugeln verschießen können, wie gerade hier in der dünn bevölkerten rumänischen Tiefebene.

Allerdings kommt es auch hier auf die Zeit an, in der man sich zur Pürschfahrt auf Kraniche und Trappen entschließt. Ich halte die vor der Feldbestellung, das heißt anfangs April, für die beste, da die in vollster Balz stehenden Trapphähne von ihren Hennen derart in Anspruch genommen sind, daß sie verhältnismäßig viel länger aushalten als später, wenn sich die Hennen zu Brutzwecken zurückziehen und die Hähne, nun nicht mehr einzeln, sondern in Trupps vereint, mit großer Vorsicht alles beäugen, was in ihrer Umgebung vor sich geht.

Warmer Sonnenschein oder lauer Sprühregen sind Verbündete des Trappenjägers. In beiden Fällen halten dann die sonst so wachsamten Vögel länger aus, weil sie bei regnerischem Wetter nicht gerne durch häufiges Hochgehen ihr Gefieder naß werden lassen wollen und bei warmem Sonnenschein nach der Morgenäsfung weniger scheu als sonst sind. Der größte Feind der Trappjagd ist kalter Wind, da sich diese Laufvögel dann meist in die Ackerfurchen oder Terrainspalten drücken, wo sie infolge der Mimikry ihres Gefieders nur sehr schwer oder gar nicht zu entdecken sind. Stehende Trappen streichen schon von weitem ab; jedweder Versuch, sie wieder anzufahren, ist gänzlich aussichtslos.

Ich will hier nun aus der Zeit meiner ersten Trappjagden in Rumänien zwei Jagdtage schildern, die die Zwischenfälle vor Augen führen sollen, die einem jungen Jägersmann begegnen können, um es dann schließlich, für die Zukunft belehrt, besser und praktischer anzustellen.

In der Nacht vom 3. auf den 4. April des Jahres 1905, als ich noch als junger österreichischer Hauptmann zum ersten und zweiten Male die rumänische Tiefebene bereiste, war ein schweres Unwetter mit Sturm und Regen über die Krondomäne Cadova, auf der ich damals als Gast weilte, niedergegangen.

Als sich gegen Morgen das schwere Gewölk etwas lichtete und der Wind nachließ, entschloß ich mich, um die wenigen Urlaubstage auszunützen, zur Ausfahrt in die Fluglandgebiete des sogenannten

Ogrin. Umweit der Domäne stand schon ein Hahn, der aber, kaum daß er uns sah, die Schwingen öffnete und, vom Winde leicht gehoben, abstrich. In weiterer Folge kamen uns unentwegt kleinere und größere Trappenherden zu Gesicht, die aber nicht aushielten oder von mir vergeblich mit meinem 8 mm-Ganzstahlmantel beschossen wurden. Ich wählte damals diese Geschosßart, um die damit getroffenen Vögel nicht zu stark zu zerreißen, da ich die Absicht hatte, einzelne siebenbürgische Museen damit zu beschenken und auch für mich selbst ein oder zwei dieser prächtigen Laufvögel präparieren zu lassen.

Unter andern hatten wir auch einen stattlichen Hahn auf etwa 200 Gänge angefahren. Ich sprang aus dem Wagen, nahm den Hahn aufgelegt ruhig aufs Fadenkreuz und riß Funken. Federn stoben, doch mein Hahn strich, scheinbar ganz gesund, ab. Da ich der Präzision meines ausgezeichnet schießenden Drillings sicher war, konnte ich mir nicht erklären, wie es möglich sein konnte, daß ich bei der verhältnismäßig kurzen Entfernung, in der der breit vor mir stehende Hahn ausgehalten hatte, gefehlt haben konnte.

Zu vielem Nachdenken ließ mir aber der nunmehr mit aller Macht einsetzende Sturm keine Zeit. Immer düsterer und finsterner wälzten sich grangelbe Wolkenmauern seinen Fluglandes gegen uns heran, bis wir schließlich, ganz von ihnen umschlossen, kaum 20 Schritte vor uns sehen konnten. Vollkommen von dem feinen Sandstaube bedeckt, der in alle Poren und Falten drang, Gewehr, Fernrohr und Trieder damit überzog, war ein weiteres Ausharren reinster Wahnsinn, und so gab ich Befehl zur Umkehr und schlennigster Heimfahrt.

Doch so rasch, wie ich mir das gedacht hatte, ging die Sache nicht. Da die Pferde bei dem Sandwirbel nicht mehr ziehen wollten, mußte der Kutscher absteigen und sie im Schritt an der Hand führen, indes ich mir die Pelerrine über den Kopf warf, um so meine ohnehin schon stark brennenden Augen vor dem Flugsand zu schützen.

Damals machte ich mir zum ersten Male eine Vorstellung, wie es wohl in der Sahara oder einer anderen Flugsandwüste aussehen mag, wenn der Samum in seiner entsetzlichen Furchtbarkeit über sie hinwegbraust. Endlich waren auch wir aus dem Sandgebiet auf festeren Boden gelangt und damit dieser Hölle entronnen. Nun ging's im flotteren Tempo vorwärts. Umweit der Farm sahen wir wieder eine Schar von etwa 25 Trappen, und da sie gerade nächst unserem Heimweg waren, fuhren wir sie an. In unserem Eifer aber hatten wir, auf unseren hohen Sandläufern sitzend, ganz übersehen, daß eine

Wasserlache unseren Weg überquerte. Mitten in ihr schlug der ganze Kasten um, so daß wir angesichts der Trappvögel, die uns mit langen Hälsen unentwegt beobachteten, in die Kuhle sausten, wobei wir, abgesehen vom früheren Sandbade, auch noch, uns mehrfach überkollernd, ein Schlammbad nahmen.

Zum Glück war aber nichts passiert. Die Trappen, die diesem ganzen abenteuerlichen Umsturz mit aller Ruhe, aber voll Interesse zugesehen hatten, warteten noch das Aufladen der Pelze, Kogen und Wagenpolster sowie das erneute Aufsitzen ab, um sich dann, als alles fertig war, schleunigst zu empfehlen.

Ich hatte unter diesen Verhältnissen natürlich auch genug und war froh, nach dieser abenteuerlichen Ausfahrt endlich heil die gastliche Krondomäne wieder erreicht zu haben, wo mich eine ausgiebige Säuberung und ein längeres Nachmittagschläpfchen für das Mißgeschick des Morgens reichlich entschädigten.

Regen und Sturm hatten sich bis zum Morgen des 5. April vollkommen gelegt, und ein herrlicher Tag war erstanden. Unser kleines Jagdwägelchen war bereits 6 Uhr morgens vorgefahren und stand zur Abfahrt bereit. Die Sonne guckte gerade glührot über den östlichen Horizont, indes Tausende von Lerchen ihr einen trillernden Morgengruß brachten. Eine eisige Frische durchrieselte unseren Körper, als wir die angenehm warmen Räume des Verwaltungsgebäudes verließen. Reif bedeckte den Boden, und fest in Pelz und Mantel gehüllt, wären wir fast an einer Trappe vorbeigefahren, die, eng zusammengedrückt, in einem nahen Rapsfelde stand. Die Überraschung war eine gegenseitige, die aber damit ein Ende fand, daß sich die Trappe schleunigst empfahl. Bald nachdem die Sonne in voller Pracht die weite Fläche mit rotem Hauche übergossen hatte, sahen wir das prächtige, in der Morgensonne hellweiß aufleuchtende Gefieder von drei Trappen. Ein Versuch, ihnen beizukommen, mißlang jedoch, da sie, schon von weitem uns ihre Rückseite zukehrend, abstrichen. Ebenso machte es eine etwa achtköpfige Schar, in der sich auch einige alte stattliche Hähne erkennen ließen. Als diese Gesellschaft bald wieder einfiel, fuhren wir nach. Ich versuchte, auf etwa 350 Schritte ihnen eine Kugel zuzusenden, die aber ohne Erfolg, allerdings in ihrer nächsten Nähe, aufschlug. Ebenso erging es mir bei den drei erstgesehenen Stücken, die wir im sogenannten „Roelitu“ wiederfanden. Mein Geschöß schlug gerade in dem Augenblick ein, als sie vor uns aufstanden. Nun aber mußten wir noch sehr lange umherfahren, bis

wir wieder etwas zu Gesicht bekamen. Endlich, unweit eines Konaks, sahen wir eine etwa fünf- und zwanzigköpfige Schar von Kranichen, die in einem Weizenfelde ästen. Vorsichtig fuhren wir sie an, was auch insofern von Erfolg gekrönt war, als wir bis auf 200 Schritte beikamen. Ich sprang vom Wagen, warf mich zu Boden, indes mein Begleiter mit dem Wagen in entgegengesetzter Richtung einbog und auf diese Weise die Aufmerksamkeit der vorsichtigen Vögel auf sich lenkte. Ich nahm einen mir schön scheinenden Hahn aufs Fadenkreuz des Fernrohres und gab Feuer. Federn stoben, doch kein Kranich fiel, obwohl sich einer absonderte, dessen Schwingengefieder aus der Ordnung gebracht zu sein schien. Mir war die Geschichte recht ärgerlich, da ja die Entfernung gering und das Wetter klar war. Mit dem Trieder blickte ich ziemlich enttäuscht der abstreichenden Schar nach; da war aber nichts mehr zu machen. Sie rangierten sich rufend im Triangel, auch der Nachzügler rückte in Reih und Glied ein. Weithin folgte ihnen mein Blick. Endlich fing die Schar wieder zu kreisen an und fiel schließlich ganz unerwartet ein. Also los. Einige Peitschenhiebe den Pferden, und wie das Donnerwetter ging es über den schütter bepflanzten Sandboden hin. Diesmal aber ging die Sache doch nicht so einfach. Die Kraniche bemerkten unsere Annäherung und schritten langsam mit erhobenen Hälsen in entgegengesetzter Richtung ab. Ich blickte nochmals durch das Glas, und siehe da, einer von ihnen saß. Es konnte nur der kranke Vogel sein. Endlich waren wir nur noch etwa 300 Schritte entfernt. Die ganze Schar machte schon Miene, sich zu empfehlen. Ich ließ halten, nahm rasch vom Wagen aus einen aufs Korn und schoß gerade in dem Augenblick, als sich die Schwingen zum Fluge öffneten. Federn stoben, und alles erhob sich. Nur der sitzende Kranich brachte es nicht weit. Nach wenigen Metern fiel er zu Boden. Mit dem Glase folgte ich der abstreichenden Schar. Da geriet wieder einer der Flüchtlinge ins Schwanken — ein Kad, und mit lässigen Schwingen stürzte er zur Erde. Doch nicht genug mit diesem, senkte sich noch ein dritter langsam und allmählich zu Boden, um auf etwa 500 Schritte schwerkrank liegenzubleiben. Drei lagen also. Ein eigentlich unerhofftes Heil, das mir aber über die Wirkung meiner Stahlmantelgeschosse sehr bedenkliche Zweifel aufkommen ließ. Als mit Hilfe eines Hirtenjungen alle Kraniche bei der Hand waren, hatte ich die Freude, darunter zwei prächtige Hähne mit sehr schönen langen Schmuckfedern zu erkennen. Die Schüsse waren ziemlich gleich. Das 8 mm-Geschoß hatte allen dreien den Brustkorb

durchschossen; trotzdem war keiner im Feuer geblieben, im Gegenteil, der erste war noch weiter als einen Kilometer, der zweite etwa 500 Schritte weggestrichen; eine Erfahrung mit diesem Geschöß, die mir noch einige weitere Enttäuschungen bringen sollte. Mittlerweile war es etwas wärmer geworden und Aussicht vorhanden, daß die morgens so äußerst scheuen Trappen doch etwas ruhiger und vertranter sein würden. Nach etwa eineinhalbstündiger Rundfahrt bekamen wir wieder vier Stück zu Gesicht, darunter einen schönen Hahn, der in voller Balz mit weit gefächertem Stoß und herabhängenden Schwingen seine majestätischen Tänze aufführte. Der Trapphahn in der Balz ist gewiß eine der imposantesten Erscheinungen der Vogelwelt. Stolz und seiner Kraft bewußt, schreitet er gravitatisch umher und schlägt jeden jungen Rivalen eifersüchtig von der Herde ab, die sich dann in respektvoller Entfernung von der großen Schar halten, um dort für sich allein, ähnlich einem Puterhahn, in Balzstellung auf und ab zu stolzieren.

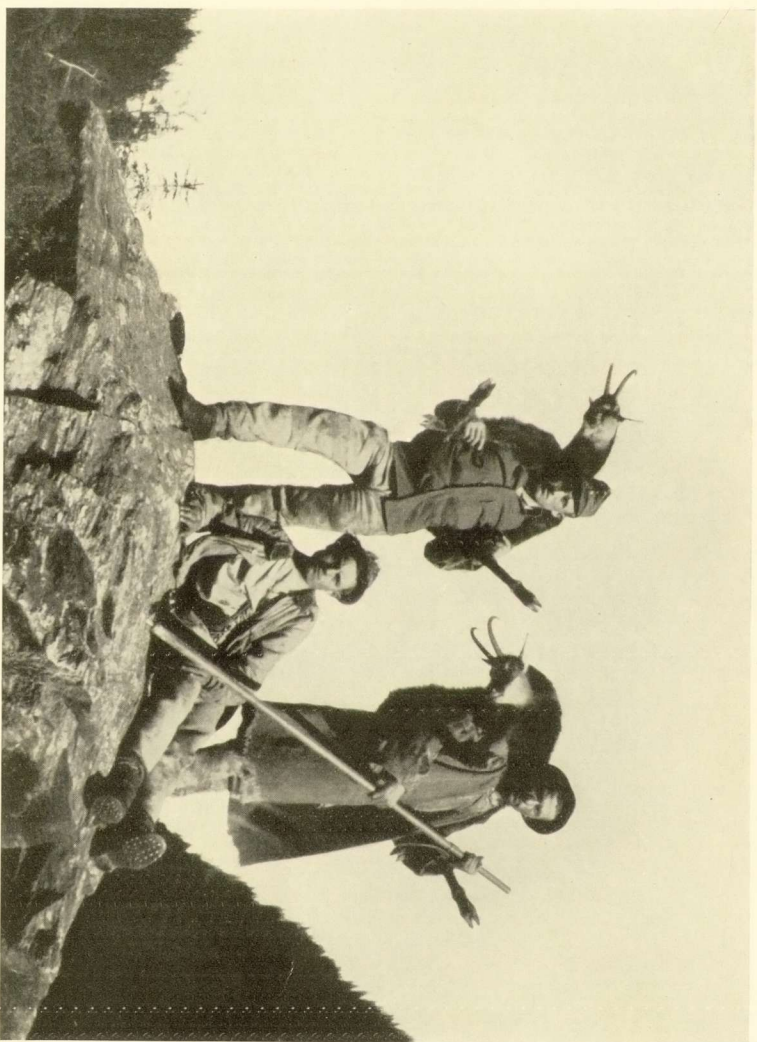
Wir fuhren nun die vier gesehenen Stücke an, doch war die Situation insofern für mich äußerst schwierig, als rundumher Bauern arbeiteten und pflügten, was ein Schießen fast zur Unmöglichkeit machte. Bei dem Hin und Her, um einen günstigen Auschuß sowie freien Hintergrund zu gewinnen, empfahl sich der Plaghahn mit den zwei Hennen, indes der zweite Hahn sichernd zurückblieb. Also auf diesen los. Wir mußten nun eine sanfte Böschung hinauffahren und waren nicht wenig erstaunt, daß der Vogel noch immer anhielt. Schließlich waren wir auf etwa 120 Schritt heran, eine noch nie erreichte kurze Entfernung, indes uns der Hahn, ohne uns aus dem Auge zu lassen, mit stolzer Sicherheit die Schwingen lässig herabhängend, den Stoß leicht gefächert, musterte. Es war ein prächtiges Bild. Hinter ihm befand sich ein kleiner Sandhügel, der allenfalls als Augelfang dienen konnte. Also in Gottes Namen. So hoffte ich, mit meinem Stahlmantel in der Umgebung kein Unheil anzustellen. Um aber nicht vom Boden weg in flacher Bahn nach ihm schießen zu müssen, verblieb ich am Wagen und nahm das schöne, im Sonnenglanze prächtig sichtbare Ziel aufs Korn. Ein Ruck der Pferde, ein Knall — und mein Hahn ging zum Ruckuck.

Das hatte mir gerade noch gefehlt. Meiner Sache so sicher, hatten mir diesmal ganz unerwartet die Pferde einen Strich durch die Rechnung gemacht. Es war ihnen schließlich nicht übelzunehmen, waren sie doch von zahlreichen Mücken umschwärmt und seit frühem



Noch eine Kugel wert





Meine Maibgenossen aus der Riffa mare

Morgen durch die Felder gehegt worden. Ich war nur froh, nicht so weit verrissen zu haben, daß ein Bauer oder ein Zugochse eins aufs Fell bekommen hatte. Weiterfahrend kamen wir nochmals mit den drei vorgenannten Trappen zusammen, von denen sich aber der alte Hahn in eine breite Ackerfurche gedrückt hatte. Lange beriet ich mit meinen Waidgenossen und meinem Wagenlenker, was da anzustellen sei, um seiner habhaft zu werden. Näher als auf 300 Schritte heranzukommen, war nicht möglich, andererseits konnte ich nur mit meinem Trieder oder meinem Skopar 5 den in der Furche gedrückten Hahn erkennen. Also auf gut Glück. Ich nahm ihn aufs Fadenkreuz, ein Knall — kein Aufschlag. Mein Hahn blieb fest gedrückt. Ich entfernte die Patrone, und siehe da, es hatte sich beim Fahren, wahrscheinlich durch Berührung mit der Hand, der Schuber umgestellt, und statt der Kugel — war der Schrotlauf in Tätigkeit gesetzt worden. Ich stellte um und gab Feuer, worauf, in ein Staubwölkchen gehüllt, mein Hahn aufstand. Er hatte gezeichnet und schien krank zu sein, da er bald darauf in ein Rapsfeld einfiel. Ich sah ihn sichernd stehen, doch, nähergekommen, war er spurlos verschwunden. Er hatte sich wieder gedrückt. Nach langem Hin- und Hersuchen fanden wir ihn. Was nun machen? Ein Schießen vom Boden war des leicht geschwungenen Terrains halber unmöglich. Vom Wagen war ein sicheres Erfassen des Zieles ebensowenig erfolgsversprechend, da jede Bewegung der Pferde sich dem leichten Gefährt mittheilte, was ein feines Zielen auf diese Entfernung zur vollen Unmöglichkeit machte. Kurz, dem Hahn wurde das lange Beraten schließlich doch zu dumm, er ging ab, fiel aber bald wieder hinter einer Sanddüne inmitten pflügender Bauern ein, wo er sich prächtig vom Hintergrunde abhob. Unser Hin und Her, um einen gefahrlosen Ausschuß zu erlangen, hatte aber keinen Erfolg. Ein Schießen, ohne möglicherweise irgendein Malheur anzurichten, war unmöglich. Ich zog daher das Sichere und Vernünftigere vor und schoß nicht, begnügte mich aber dafür damit, so nahe wie nur möglich heranzufahren, was der Hahn auch im Gefühle stolzer Sicherheit bis auf etwa 180 Schritte zuließ, um sich dann aber für immer zu empfehlen. Unsere Pferde waren mittlerweile auch ziemlich müde geworden. Um sie nicht weiter zu schinden, fuhren wir zum Wirtschaftshof zurück, wo wir, zum Mittagstisch bereits sehnsüchtig erwartet, um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr eintrafen.

Nach dem Speisen ging's wieder hinaus, doch diesmal in das Flugsandgebiet, wo wir am Tage vorher den böartigen Sandsturm

mitgemacht hatten. Wir mochten, natürlich mit frischen Pferden, etwa dreiviertel Stunde gefahren sein, als wir vier Kraniche allmählich aus bedeutender Höhe sich langsam herabsenken sahen. Ich folgte ihnen mit dem Glase, und siehe da, sie fielen auf einem Heidestreifen zu mehreren anderen Stücken ein, die ich ursprünglich auch für Kraniche hielt. Je näher ich aber heranzufuhr, desto genauer konnte ich entnehmen, daß es nicht Kraniche, sondern eine Schar von etwa 15 Trappen war, denen sich die Kraniche zugesellt hatten. Eine Beobachtung, die ich damals bereits zum zweiten Male machte.

Wir steuerten nun unmerklich darauf los. Auf etwa 200 Schritte sprang ich vom Wagen, der sofort in entgegengesetzter Richtung abbog, und nahm den stärksten der Vögel, einen guten Hahn, aufs Fadenkreuz. Er war ungemein schwer zu fassen, da die ganze Gesellschaft, uns im Auge behaltend, weiterschritt und in der vibrierenden warmen Luft ein unruhiges Ziel bot. Ein Knall, und die ganze Gesellschaft stob ab, nur der Hahn schlug mit den Schwingen im Flugande umher. Rasch näherte ich mich ihm. Ich hatte die Freude, einen mächtigen Trappvogel mit langem Bart vor mir zu sehen, dem das Geschoß von rückwärts durch den ganzen Körper gedrungen war, um ihn am Handgelenk der Schwinge zu verlassen. Trotz des vorzüglichen Schusses stand er aber noch auf den Läufen, so daß ich ursprünglich der Ansicht war, er sei nur geflügelt. Der aus dem Schlund hervordringende Schweiß belehrte mich allerdings eines Besseren. Als ich hart an ihn herantrat, schlug er mit dem Schnabel wuchtig nach meinem Knie und zerrte an meinem Beinkleid, was mir Gelegenheit gab, ihn am Halse zu fassen und abzufedern. Eine Prozedur, die auch nicht so ohne war, da mir der kräftige Vogel noch im Todeskampfe mit der gesunden Schwinge ordentlich eins über das Gesicht wischte. Die übrige Trappherde hatte sich etwa einen Kilometer entfernt, wieder niedergelassen. Wir versuchten sie anzufahren, doch erwies sich dies als gänzlich aussichtslos, da sie schon auf etwa 600 Schritte vor uns abstrich, was sie auch ein zweites und drittes Mal ausführte, so daß wir, die Aussichtslosigkeit weiterer Unternehmungen gegen diese scheuen Vögel einsehend, von einer weiteren Verfolgung abstanden.

Im tiefen Gande nur schwer vorwärtskommend, hatten wir das Terrain der Dünen erreicht, als ich plötzlich rechts vom Wagen einen dunklen Körper in einer schütter besäten Weizentafel 1000 Schritte von uns entfernt erblickte. Es war schwer zu entnehmen, ob es ein Mensch oder ein anderes Lebewesen sei. Als mir der Rutscher ver-

sicherte, daß dort kaum ein Mann liegen dürfte, entschloß ich mich, heranzufahren. Auf etwa 300 Schritte entpuppte sich der vermeintliche Bauersmann als ein Kaiseradler, der sich aber auch sofort empfahl, als er unser ansichtig wurde. Da er jedoch mit voll angeschwollenem Kropfe abstrich und in seiner Nähe noch zwei schwarze Milane herumsaßen, war ich begierig, zu sehen, was eigentlich diese Raubritter da zu ihrer Mahlzeit auserkoren hatten. Sehr unangenehm überrascht war ich aber, meinen am Vortage beschossenen Trapphahn wiederzusehen, dessen halber Körper bereits gerupft und gekröpft war. Die Untersuchung des Wildbrets ergab, daß mein Geschloß von rechts nach links den ganzen Leib durchschlagen und an den Weichen wieder verlassen hatte. Also eine vollkommen tödliche Verletzung, mit der der kräftige Vogel noch fast zwei Kilometer geflogen war, um dann der edlen Aquila Imperialis und ihren schmarozenden Begleitern als Kröpfung zu dienen.

Ein neuer Beweis, daß der Ganzstahlmantel für ein so widerstandsfähiges Wild, wie es Trappe und Kranich sind, nichts taugt und mehr Schaden anrichtet als Freude bereitet.

Weil ich im Laufe der Zeit diese Beobachtung noch bei mehreren Kranichen und Trappen, insbesondere aber bei meiner damaligen und vorhergehenden Jagderkursion in das rumänische Tiefland, gemacht habe, so rate ich jedermann ab, nicht etwa in der Befürchtung, den Wildkörper allzusehr zu beschädigen, mit Stahl, sondern besser mit 11/12-Mantel- oder mit dem abgeflachten Stahlmantelgeschloß zu schießen, da es gewiß besser ist, einen zerschossenen als gar keinen Vogel heimzubringen, wobei man noch vom traurigen Bewußtsein gequält wird, ein so edles Tier zum Luder geschossen zu haben. Bei dieser Gelegenheit sei nebenbei auch noch ein Fall erwähnt, den ich im Frühjahr 1903 erlebte. Ich hatte da ebenfalls mit dem Stahlmantel einen Trapphahn aufs Korn genommen. Nach dem Schuß ging alles wie gesund ab, so daß ich, sehnlichst der Schar nachblickend, der Ansicht war, gefehlt zu haben. Auf etwa 600 bis 700 Schritte aber fiel plötzlich zu meiner größten Überraschung eine Trappe zu Boden, die sich als ein mächtiger Hahn entpuppte, dem das Stahlmantelgeschloß ebenfalls den ganzen Leib durchschlagen hatte.

Solche trüben Erfahrungen machte ich damals auch noch in den folgenden Tagen, wobei ich auf meinen Fahrten durch die Steppe die Federn und Knochenreste von noch weiteren drei Trapphähnen fand.

Im Herbst 1903 hatte ich wieder mit dem Stahlmantel einen Kranich krankgeschossen, den der Schuß durch die Weichteile zwang, nach etwa 800 Schritten niederzugehen. Um den edlen Vogel nicht zu verlieren, ließ ich scharf nachfahren. Es gelang mir auch, von einem Bauern unterstützt, die Stelle, wo er sich niedergelassen hatte, bald zu finden, und zwar um so leichter, als uns über der seichten Versenkung, wo er lag, drei über ihm kreisende mächtige Mönchs- oder Rutengeier den Platz verrieten.

Da der Kranich saß, somit nur ein ganz geringes Ziel bot, ging meine ihm zuge dachte Kugel über ihn hinweg, worauf er erneut abstrich, um sich wieder auf ungefähr ein Kilometer Entfernung niederzulassen. Bei dem raschen Nachfolgen mit dem Wagen hatten wir wieder Gelegenheit, schon von der Ferne aus zu beobachten, daß ein großer Raubvogel auf den Kranich herniederstieß.

Nahe heran, hatte ich nun das hochinteressante Schauspiel, zu sehen, wie ein Kaiseradler neben ihm niederging und ihn mit den Fängen zu fassen versuchte, indes der Kranich mit Schwingen und Schnabelstoß alle Anstrengungen machte, sich den gefährlichen Feind vom Halse zu schaffen. Vom Wagen springend besah ich mir noch eine Weile das interessante Intermezzo, um nach dem Abstreichen des Adlers den Todwunden mit einer Kugel von seinen Leiden zu erlösen.

Die auf meinen zwei ersten Jagdfahrten nach Rumänien gemachten schlechten Erfahrungen mit dem 8-Millimeter-Gangstahlmantel bewogen mich, mir für diese Jagden in der Zukunft einen neuen Drilling anzuschaffen, der als Kugellauf die rumänische 6,5-Millimeter-Infanteriepatrone führt, ein Geschöß, das mir seiner hohen Rasanz und ausgezeichneten Präzision wegen in der Folge viel Freude machen sollte. Die flache Flugbahn gleicht die unvermeidlichen Distanzschätzfehler aus, indes das kleine Kaliber mit dem vorne leicht abgefeilten Geschöß den Wildkörper nicht allzusehr zerstört, dabei aber eine sehr gute und plötzlich lähmende Wirkung hervorruft. Diesem Drilling, den ich nunmehr 28 Jahre führe, verdanke ich eine ganz gewaltige Strecke von Wildgänsen, Kranichen, Pelikanen und anderem, nur mit der Kugel erlangbarem Geflügel. So schoß ich z. B. im Frühjahr 1932 mit sieben Kugeln sieben Trapphähne hintereinander und im heurigen Monat Mai 1933, mit vier Kugeln drei dieser stolzen Steppenbewohner.

Der Trapphahn, d. h. besser gesagt die Jagd auf ihn zur Balzzeit, ist ein ganz besonderer Genuß, der nicht nur einer guten Kugel,

sondern auch ruhiger, ausdauernder Pferde, ganz besonders aber eines ausgezeichneten und für die Jagdfahrt auf diese überaus scheuen und vorsichtigen Vögel gut eingeübten Wagenlenkers bedarf. Ich benutzte daher in den letzten zwölf Jahren, abgesehen vom gleichen Kutscher, stets nur ein leichtes Leiterwägelchen, auf dem der Kutscher vorne auf einer Bank sitzt, indes ich im freibleibenden Teil auf Stroh liege und einen losen Sandsack zum Auflegen des Gewehres am Kutscherfisse liegen habe.

Die Frühlingssonne ruht warm und hell auf dem graugrünen Heidesand und den Saatflächen. Nichts Auffallendes ist weit und breit auf den flachen Fluren zu entdecken. So fahren wir im flotten Tempo in das unübersehbare Flachland hinaus.

Da auf einmal blizt es hell auf. Eine weiße mächtige Kugel leuchtet auf, und alsbald flammt es uns wie Leuchtkugeln am helllichten Tage im blendenden Weiß an verschiedenen Stellen der Steppe entgegen: Trapphähne sind es, die in voller Balzextase ihr ganzes Gefieder wie Puter aufsträuben und das helle Weiß der Federfahnen nach auswärts drehen. Da heißt's nun schnell, geschickt und unauffällig manövrieren, da sonst bei diesen hochintelligenten und im Entfernungsschätzen ausgezeichnet bewanderten Laufvögeln viel Mühe und manche Kugeln vergeblich wären, bis schließlich selbst die schnellsten Pferde erlahmen und damit die Pürschjagd ihr Ende erreicht.

Wenn aber, wie bei mir, nach 40jähriger Erfahrung manch gute Kugel solch ritterlichen Vogel niederwirft und man in dem der Steppe eigenen glutvollen Sonnenuntergang nach langer, viele Kilometer umfassenden Rundsahrt heimkehrt, dann kommt zur Liebe und zum Vertrauen auf die ausgezeichnete Waffe, das eigene Geschick und die Schnellfüßigkeit der Pferde, auch noch die Freude an der herrlichen, langbärtigen, prächtig buntbefiederten Beute hinzu.

Frühling in den Bergen

Fenster und Türen ächzen, alles kracht in den Fugen, wenn der Südwind über die vereisten Felsenkämme hinab zu Tale weht. Brausend und heulend streicht der Föhn durch die enge Spalte des Roten-Turm-Passes und segt halbkreisförmig das dunkle, über den transylvanischen Grenzbergen lagernde Gewölk auseinander. Schwere Regentropfen prasseln, vom Sturme gepeitscht, auf Fenster und Dächer. Es ist der gewaltige Kampf entfesselt, den Frühling und Winter immer wieder miteinander auszufechten haben.

Große Flocken, die, untermischt mit unaufhörlich plätschernden Regentropfen, durch die Lüfte wirbeln, mahnen ständig daran, daß Weißbart Winter sich nicht so leicht aus dem Felde schlagen läßt.

Doch allmählich gewinnt Jüngling Lenz über den rauhen Alten die Oberhand, und pfeifend und sausend befreit sein Verbündeter, der schneebrechende Föhn, die scharfen Grate und Zacken der Alpen von ihren eisigen Fesseln.

Nur in den tiefen Rissen und Schluchten lagert noch immer der hartnäckige Schnee, von dem längst schon der laue Regen auf Fluren und Alpwiesen das letzte Weiß hinweggespült hat.

Nach und nach klärt sich auch der Himmel und wohlthuend und warm scheint die liebe Sonne, allseits Leben erweckend, auf die nasse Erde hernieder. Auf Regen folgt warmer Sonnenschein. Jubelnd begrüßen die ersten Ankömmlinge aus dem Süden das freundliche Taggestirn und Krokus, Anemone und der blaue Enzian erheben, wenn auch noch schüchtern, ihre bunten Häupter aus dem feuchten Blätterwerk empor.

Die ersten Falter gaukeln farbenprächtigt durch die Lüfte, indes Seidelbast und Primeln den süßen Honig spenden.

Alles erwacht zu neuem Leben, alles flötet, singt und jubiliert, indes Tausende von Mücken, nach langem, starren Schlafe erwacht, durch die Lüfte surren.

Im Walde bauen Buchfink, Star und Amsel emsig ihr kleines Heim, während sich auf der nassen Wiese Störche klappernd ihre Reiseabenteuer berichten.

Mit Sonnenschein und Wärme zieht Frohsinn und Liebe ein, und alles atmet auf und preist den Schöpfer für die glücklich überstandene schwere Winterszeit. Auch der liebe Langschnabel gaukelt abends über das Gesträuch und läßt sein „St st st, quarr quarr, st st, quarr quarr“ vernehmen, nicht ahnend, daß fast hinter jedem Busch und Strauch Verderben und Tod tückisch auf ihn lauern.

Doch nicht nur im flachen Lande und in den Vorbergen hat der Frühling triumphierend seinen Einzug gehalten, auch oben im dunklen Tannenwald regt sich's mächtig. Die schneefreien Südlehnen der Talhänge sind der Tummelplatz des heimischen Wildes. Wenn nicht Luchs und Wolf ab und zu ihr dunkles Handwerk trieben, so herrschte hier das reinste Paradies.

Alles freut sich der hellen, sonnigen Tage und des warmen, belebenden Sonnenscheins.

Rehe treten munter aus dem kühlen Dunkel der Fichten heraus, um auf den jung sprießenden Alpwiesen hastig das erste Grün zu naschen.

Hoch oben in den Tannengipfeln aber schwingt sich die muntere Drossel ein und flötet mit süß einschmeichelndem Sang dem Frühling seinen schönsten Willkommensgruß zu, indes der Ruckuck mit lautem Ruf sein Lenzsignal erklingen läßt.

Der schillernde Auerhahn kann auch des Frühlings Allgewalt nicht widerstehen und, festlich zur Hochzeit geschmückt, streicht er dem fernen Balzplatz zu, um gleich den anderen Waldbewohnern Lieb und Lebenslust in die weite Welt hinauszuplauschen.

Auch ihm, dem Herrn der Schöpfung, wird die Brust zu eng. Hinaus treibt's ihn aus dunkler, dumpfer Arbeitsstube, um in Gottes freier Welt beim Erwachen der Natur alle Sorgen und Mühen zu vergessen.

Der Waidmann hängt den Zwerchsaß um, ihm winken von ferne die schneebedeckten Bergeshöhen. Dort hinauf zieht's ihn mit Ungestüm, hinauf zum reckenhaften Auerhahn, um Balzgesang und Liebessehnen mit donnerndem Gruß plötzlich zu verderben.

Auch ich hielt's nicht länger da unten aus. Täglich grüßten die lieben Berge zu mir hernieder, dem angesichts ihrer schneegekrönten Häupter die Welt hier unten viel zu eng zu werden begann.

Also hinauf in den immergrünen Tann, hinauf zu den würzigen Höhen. Der Urlaub dazu war bald erteilt; Reittaschen und Rucksäcke wurden rasch gepackt; zwei Stunden Wagenfahrt, vier Stunden Ritt, und oben war ich in der erwachenden Natur, oben im harzduftenden Bergwald.

Ehe ich jedoch das Jagdhaus erreichte, sprang ich vom Sattel, um eine steile, felsige, von gemischten Hölzern bestockte Lehne abzapürschen. Fünf Stück Rehwild wurden vor mir hoch, bis ich endlich nächst einer Salzlecke einen guten Bock mit einer Riecke äsen sah.

Den konnte ich brauchen. Vorsichtig pürschte ich mich trotz Fallholz und dürren Grases an die beiden Stücke heran. Vertraut schreiten Bock und Geiß äsend näher, indes ich einer Felsenkangel zustrebte, um von da mit gutem Ausschusse meine Büchse sprechen zu lassen. Langsam schiebt sich der Stutzen über ein Felsstück hervor, um den Bock aufs Korn zu nehmen, als im gleichen Augenblick beide Stücke schrecken und in eiliger Flucht in einem Dickicht verschwinden.

Mir war das rätselhaft. Bei dem günstigen Winde konnten sie mich weder gespürt noch erängt haben. Ärgerlich erhob ich mich und schwenkte den Stutzen über die Schulter, um von dem erhöhten Felsvorsprung aus nach der Ursache der raschen Flucht zu spähen, als es mich plötzlich jäh zusammenriß und ich mich klein wie eine Katze zu Boden drückte. Himmel, ein Bär! In hastigen Fluchten wechselte Meister Braun heran, leider jedoch nur für wenige Augenblicke sichtbar, bis er hinter einer Felsrippe gänzlich verschwand. Mit wenigen Sägen wollte ich ihm den Wechsel abschneiden, doch da bekam er mich in die Nase, und wie das Donnerwetter polterte er in einem steilen Graben talab, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, ihm die Kugel aufs Blatt zu setzen.

Zu dumm, das wäre ein schöner Beginn in den Bergen gewesen, gleich beim ersten Pürschgang einen Bären auf die Decke zu legen, und gar auf diesen schönen kohlschwarzen Pelz, wie er ihn hatte. Nun, alles muß nicht immer klappen, und stirbt er nicht heute, so ereilt ihn vielleicht doch morgen meine Kugel, dachte ich mir und schritt bei bereits vorgeschrittener Dämmerung und von zahlreichen balzenden Schnepfen begleitet dem Jagdhause zu. Am folgenden Tage schnarrte mich bereits 2 Uhr morgens mit unangenehmem Gerassel der Wecker aus meinem Tannreislager. Ein Tee, ein kleiner Imbiß, und hinaus geht's, dem Balzplaze zu. Draußen die herrlichste Frühlingsnacht. Myriaden glitzernder Sternlein funkeln auf den stillen Tannwald

hernieder, während sich der stellenweise noch liegende, hartgefrorene Schnee unter den Tritten laut bemerkbar macht.

Das Lämpchen wird angesteckt, und begleitet von dem braven, alten rumänischen Bauernjäger George Pistea geht's vorwärts.

Heilige Stille herrschte ringsum, als wir nach halbstündigem Marsch den Balzplatz erreichten. Allseits noch tiefes Dunkel. Die Laterne wird ausgelöscht, und fest in den Mantel gehüllt, setze ich mich unter eine Fichte und warte ruhig das erste Rot des werdenden Tages ab. Da, horch! Anfangs nur leise, dann immer lauter und lauter werdend, dringen süß schmelzende Töne aus dem noch dunklen Himmelszelt hernieder. Immer voller anschwellend zu hellem Jubel, dann wieder leise ersterbend, um schließlich gänzlich zu verstummen. Ein reizendes Vöglein. Die Heidelerche ist's, die den ersten Lichtschimmer am östlichen Himmel mit melodischem Sang begrüßt. Vorerst leise zirpend, läßt sich auch bescheiden das Goldhähnchen im dichten Fichtenbestande vernehmen, indes die munteren Meisen wispernd ihr Versteck verlassen. Auch das niedliche Rotkehlchen stimmt ab und zu in das Konzert mit ein, bis schließlich die Ringdrossel mit flottem Schwung sich auf den Fichtenwipfel setzt und dort mit frischem Sang den lauten Chor eröffnet.

Nun ist es an der Zeit, den Balzplatz abzusuchen. Schwer ist es, bei dem allgemeinen Jubel der besiederten Sänger den leisen Balzgesang des Tetraonen zu vernehmen. Vorsichtig pürsche ich vorwärts. Ursprünglich auf einem schmalen Pfade, dann über eine breite, mit vielen gestürzten Fichten besäte Bruchstelle hinüberturnend, bis endlich der ersehnte Balzlaut an mein Ohr dringt. Im gleichen Augenblick knappt rechts von mir ein zweiter Hahn, der alsbald gleich dem ersten in hitziger Ekstase zu schleifen beginnt. Ich entschieße mich vorerst für den Linken und springe, einmal bis an die Waden in Bruchwasser steckend, ein andermal über eine gestürzte Fichte voltigierend, heran. Noch bis an jene Fichtengruppe, und ich muß ihn sehen. Wenige Sätze bringen mich dahin, und als ich hinter einem Fichtenhorst hervorluge, sehe ich meinen Hahn am Wipfel einer etwa 15jährigen Fichte, den Hals weit vorgestreckt, die Schwingen lässig gesenkt, mit weit gefächertem Stoß, trotz des Knackens des dürren Fallholzes unter meinen Tritten in größtem Feuer seine Liebeslieder singend.

Vom rosaroten Hauch des lichten Morgenhimmels hob sich die dunkle Silhouette des stattlichen Vogels deutlich ab.

Ein prächtiges Bild! Langsam schiebt sich der Dreilauf an die Backe. Ein Bliz, ein Knall, ein dumpfer Schlag, und Lieb und Lebenslust sind rasch zu Ende. Erschrocken verstummt ringsumher der muntere Chor der Sängler, indes ein schwaches Schlagen der kraftlosen Schwingen am Boden das schwindende Leben verrät. Armer Hahn. Auch er mußte des Schicksals raschen Wechsel an sich selbst erfahren; mitten im heißesten Liebeswerben hatte ihn der jähe Tod ereilt. Ein leises Zittern noch und ein liebewarmes Herz hat ausgerungen.

Rasch wird die stattliche Beute an den Rucksack gebunden, denn für sentimentale Betrachtungen ist hier keine Zeit, und vorwärts geht's zum nächsten Hahn. Dieser balzt noch, was Zeug hält. Ihn schien der donnernde Büchsenruß nichts anzugucken, den allzu verführerisch klang der laute Lockton zweier Hennen zu ihm herüber. Mit wenigen Sägen bin ich bei ihm. Schon gleitet das todbringende Rohr zum Schuß empor, als mein Hahn polternd abstreicht, um sich auf einer mächtigen Tanne einzustellen. Von neuem beginnt die harte Arbeit. Nach allen Regeln der Kunst springe ich ihn an. Ununterbrochen balzt der verliebte Vogel in den obersten Wipfelästen der Schirmtanne. Trotzdem ich zweimal den Stamm umkreise, ist es mir aber absolut nicht möglich, ihn zu erspähen. Nochmals versuche ich es. Mir schmerzen schon Augen und Nacken, die Kehle wird immer trockener, aber mein hüßig singender Hahn ist absolut nicht zu sehen. Da, eine kurze Pause, und mit lautem Brausen reitet er schon wieder ab, um am nassen Bruchboden, zwischen kleinen, niederen Fichten, seinen Balzreigen von neuem zu beginnen. Nun wurde die Sache immer schwieriger, unruhig, zeitweise meterhoch in die Luft springend, tanzt der schwarze Satan in höchster Ekstase, nur für wenige Augenblicke teilweise sichtbar, zwischen den Fichten umher. Endlich aber hat er seinen Verfolger eräugt; mit langgestrecktem Hals lugt er mißtrauisch zwischen zwei Stämmchen hervor. Mir rinnt der Schweiß von der Stirn. Für Schrotschuß zu unsicher. Ich stelle rasch auf Kugel um, ziele unter die glutrote Nase und reiße Funken. Lautes Brausen und mit „Gog, Gog“ folgen zwei Hennen dem heil entwichenen Hahn.

Das hatte ich mir gedacht. Der Hahn war feuersicher. Eine kleine Atempause, dann aber zu meinem Rumänen, dem ich den ersten Vogel übergab und die ganze Affäre mit dem zweiten schilderte.

Aber mitten im besten Plaudern braust wie ein Pfeil ein dritter

Hahn daher, baumt plötzlich über uns auf, um uns aber im gleichen Augenblick zu erängen und sich gleich wieder zu empfehlen.

Die zwei nächsten Tage sollte ich mehr Heil haben, denn drei gute Böcke, darunter zwei Pracht-Sechser, und ein alter Hahn entschädigten mich für das Mißgeschick.

Trotz meiner eifrigsten Bemühungen, Meister Pex zu begegnen, gelang es mir nicht wieder, ihn zu Gesicht zu bekommen. Am siebenten Tage endlich wählte ich mich schon dem Ziele nahe. Ein kalter Wind pfiff über den Fichtenwald dahin, so daß ich mich in der Voraussetzung, daß auf den großen Blößen nichts austreten würde, entschloß, im Fichtenbestande kleine Lichtungen aufzusuchen, um vielleicht auf diese Weise das Wild vor mein Rohr zu bekommen. Mein Soldat wurde mit dem Schweißhund und dem bei mir unvermeidlichen Foxterrier auf eine erhöhte Felspartie postiert, von wo er weithin das ganze Gelände übersehen konnte, indes ich wie eine Kaze unter Ausnutzung des Windes von Blöße zu Blöße den Wald durchschritt. Vorerst eine hochbeschlagene Rinde und dann zwei Geißlein waren alles, was ich zu Gesicht bekam. Da es schon zu dämmern begann, schritt ich etwas rascher einer ganz im Fichtenwalde verborgenen Schafhürde zu, wo das saftig sprießende Gras schon manchem Rehbock das Leben gekostet hatte. Ganz in der Nähe lugte ich vorsichtig hinter einer Fichte hervor, als es mich plötzlich wie einen Felsen zusammenriß: ein Bär! Ein schwarzer, massiger Körper, halb von der aus dünnen Fichten bestehenden Hürdenumzäunung verdeckt, wurde auf etwa 150 Schritte vor mir sichtbar. Eine Terrainwelle benützend, umschlich ich die Lichtung und pürschte mich trotz des nur teilweise günstigen Windes bis auf etwa 70 Gänge heran.

Als ich erneut, diesmal aber schußbereit, zwischen den Stämmen hervorlugte, war ich ganz enttäuscht, in dem vermuteten Bären eine Wildsau zu erkennen, die im Verein mit einer zweiten sich an dem saftigen Grase gütlich tat.

Bei den nun recht ungünstigen Windstößen und der auch rasch eintretenden Dämmerung war nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Ich nahm die gröbere von den beiden aufs Korn und gab Feuer.

Wie vom Blitz erschlagen brach die Sau zusammen, um hilflos und laut klagend und grunzend am Boden um sich zu schlagen.

In dem Augenblick wurde es aber auch in der Hürde lebendig, da die zweite Sau auf den Knall über die gestürzten Fichtenstämme setzte, indes die von mir bisher unbemerkten Frischlinge, ihre Mutter

suchend und zu Tode erschrocken, laut quiekend innerhalb der Umzäunung hin und her liefen. Ich konnte leider dem originellen Schauspiel nicht viel Zeit widmen, da ich der krenzlahmen Sau, zum Glück der gelten, noch eine Kugel aufs Blatt setzen mußte.

Als ich heraneilte, war die ganze Gesellschaft bereits im Dickicht verschwunden. Mein Hornruf brachte mir meinen Mann herbei, mit dessen Hilfe ich die Bache rasch ausweidete und, um sie gegen das Anschneiden durch Raubwild zu schützen, mit einigen rasch umgeschlagenen Stämmen bedeckte. Meine Hunde aber rissen wie toll an den Ketten, sie hätten sich gar so gerne einen der Frischlinge, die ihnen in der Nase waren, geteilt. Ich selbst hätte auch ganz gerne eine kleine Jagd inszeniert, doch war bei der bereits ziemlich vorgeschrittenen Dunkelheit eine weitere Folge gänzlich ausgeschlossen.

Am folgenden Tage piff ein rauher Nordwestwind über den Bergwald dahin, so daß wenig Chancen für ein Waidmannsheil vorhanden waren. Ich entschloß mich dessen ungeachtet, nochmals in die felsige Lehne hinaufzusteigen und dort auf Meister Braun, den ich noch zweimal dort gespürt hatte, zu lauern. Doch nichts war zu entdecken. Statt dessen setzte ich aber, und zwar nahezu auf gleicher Stelle, wo die beiden Rehe vor dem Bären flüchtig geworden waren, dem Bock eine Kugel aufs Blatt, wobei ihm ein halber Lungenflügel beim Ausschuß hervorging.

Zwei Hähne, vier Böcke und einen Schwarzrock nahm ich damals als Abschied aus diesem Gebirgstelle mit heim.

Jahre waren vergangen. Jedes Frühjahr führte mich hinauf in den harzduftigen Tann, und alljährlich brachte ich meine Fächer zu Tale. Wie immer, so auch im Jahre 1913 entschloß ich mich, die Hochlagen zu besuchen. Diesmal hatte ich mir aber vorgenommen, auf langer Rammwanderung 14 Balzplätze aufzusuchen, um dort den Bestand an Auerwild festzustellen und um bei dieser Gelegenheit möglicherweise an den grünenden Südhängen des Alpenmassivs auch noch auf einen Bären zu Schuß zu kommen. Die Tage vorher hatte ich mir in den Vorbergen schon manch interessantes Stück und die obligaten Hähne geholt; so beschloß ich nach einem kurzen Mittagschläschen und gründlicher Stärkung, mit zwei Mann und zwei meiner bewährten Jaggrüden, Harro und Turku, den etappenweisen Marsch über die kahlen und schneefreien Alpenmatten nach der fernen Jagdhütte auf der Kanaia anzutreten. Die erste Zwischenstation auf der sogenannten Batrina trug mir am folgenden Morgen schon zwei Hähne und auf

der 8 Stunden davon entfernten Kanaia am Abendansitz einen Rehbock ein.

4 Uhr nachmittags saß ich schon, in mein Mäntelchen gehüllt, umweit einer versumpften Waldblöße, wo ich mir am Abend vorher den Rehbock geholt hatte, und wartete auf das Einstreichen der Hähne. Doch vergeblich. Wolkenlos klar war der Himmel, und die ersten Sterne funkelten schon auf den stillen Wald hernieder, als ich mich bei der herrschenden Kälte entschloß, einen Rundgang um den Balzplatz zu unternehmen. Es war doch ganz unmöglich, daß bei dem herrlich windstillen Wetter kein Hahn zustreichen sollte. In raschem Tempo, um die fröstelnden und steif gewordenen Glieder wieder warm zu machen, übersehe ich die schon in saftigem Grün prangende Waldwiese westlich der zertrümmerten Senne und war kaum einige Schritte in den Fichtenwald eingetreten, als mit weithin hörbarem Brausen rechts von mir ein Auerhahn aufbaumte. Anfänglich fällt es mir ungemein schwer, seiner ansichtig zu werden, doch als er zu knappen beginnt und ich, um ihn schleichend, gegen den helleren Lichtschimmer des westlichen Horizontes komme, erkenne ich seine Silhouette in den Wipfelästen einer etwa 60jährigen Fichte.

Wenn auch mit Mühe, so gelingt es schließlich doch, ihn auf die Schiene zu kriegen und Funken zu reißen. Mit gewaltigem Lärm poltert mein Hahn vom Stamme, um am Boden wieder hoch zu werden und in meterhohen Sprüngen davon zu eilen. Mein zweiter Schuß geht bei dem Mangel an Büchsenlicht fehl. Um ihn ja nur nicht in der Dunkelheit aus dem Auge zu verlieren, laufe ich ihm durch Unterholz und Wacholderbüsch nach. Da, ein hörbares Knacken, und als ob mir der linke Unterschenkel abgeschlagen worden wäre, stürzte ich mit einem stechenden Schmerz im Kniegelenk plötzlich zu Boden. War ich in ein Loch getreten oder war ich über Astwerk gestürzt, ich wußte es selbst nicht. Kurz, ich lag wie amputiert da, und mein Hahn war beim Teufel. Zum Glück war die Jagdhütte nicht so fern. So blies ich nach meinem Burschen, der verabredungsgemäß auf meinen Hornruf auch gleich mit den beiden Schweißhunden „Harro“ und „Turku“ erschien.

Mit Nicolaies Hilfe komme ich glücklich wieder auf die Beine und beginne nun, nachdem Turku geschnallt, auf meinen Burschen gestützt, mit dem zweiten Hunde am Riemen die Nachsuche. Zwar schmerzt das Knie erbärmlich, doch den Hahn wollte ich nicht verliedern lassen. Nach einigen Fehlsuchen hatten wir endlich die rich-

tige Fährte, bis wir, von „Harro“ am Riemen zur Stelle geführt, den Hahn, den bereits „Turku“ gefaßt hatte, verendet in einem Wacholderbusch vorfanden. Ein Pechvogel, der mich um meine noch restlichen 10 Urlaubstage brachte, da ich in der Befürchtung, mir einen Sehnenriß zugezogen zu haben, beschloß, Jagdschluß zu machen. Unter furchtbaren Schmerzen humpelte ich der Jagdhütte zu, wo ich mir sofort mit kalten Umschlägen aufs Knie die Schmerzen zu lindern versuchte. Nachdem ich mich nun halbwegs von meinem ersten Pech erholt und auch noch den inneren Menschen gestärkt hatte, befahl ich Nicolaie, mir den Drilling zu reichen, um ihn zu pußen.

Nicolaie nimmt ihn vom Nagel herab und reicht ihn mir mit den Läufen gegen meinen Leib gerichtet. Ich bin eben daran, ihm Vorhaltungen über diese Art der Waffenübergabe zu machen, als es mir plötzlich kalt über den Rücken läuft. Zu meinem größten Entsetzen bemerke ich, daß das Gewehr nicht nur geladen, sondern auch noch die beiden Hähne gespannt waren. Eine schöne Geschichte! Hatte ich bei dem plötzlichen Sturz und dem empfindlichen Schmerz ganz mein Gewehr vergessen und es einfach geschultert und so geladen und gespannt heimgetragen. Dem Himmel sei Dank, daß kein Unheil geschah!

Ich mußte nun zusehen, wie ich aus dieser Wildnis, einen ganzen Tagesmarsch vom nächsten Gebirgsdorf entfernt, hinabkommen konnte.

Glücklicherweise hatte ich zwei große Verbandpäckchen zur Hand, mit denen ich mir das Knie in einen Dunstumschlag einbandagieren konnte. Ich war sogar sehr überrascht, als ich am Morgen des 1. Mai ohne ein geschwollenes Gelenk, doch immerhin mit Schmerzen in der Beuge erwachte. Da ich auch ein Fläschchen mit Jodtinktur mitführte, dachte ich mir, das werde Wunder wirken, und, da Müßiggang allen Übels Anfang ist, kam ich auf den dummen Gedanken, mir das ganze Kniegelenk mit der Söhle zu bepinseln. Am anderen Morgen hatte ich die Bescherung. Die ganze, das Knie umgebende Haut war entzündet, und zum Schmerz der Zerrung kam nun auch noch eine Hautentzündung hinzu. Was blieb mir da anderes übrig, als wieder kalte Umschläge zu machen und zu faulenzgen. Bei dem herrlichen, wolkenlos klaren Frühlingshimmel für mich, der ich an Strapazen und scharfe Märsche gewöhnt war, eine recht harte Aufgabe. Einen meiner Leute hatte ich zu Sal nach einem Reitpferd gesandt. So war ich nur auf mich und meinen Burschen angewiesen. Außer einigen Zeitungsfezen hatte ich keinerlei Lektüre bei mir; so konnte ich mich, vor der Jagdhütte auf meinem Schlafsack hingestreckt, ganz der

Beobachtung der herrlichen Gebirgswelt hingeben. Überall heiteres, fröhliches Treiben um mich her. Ein Singen, Trillern und Jubilieren ringsum in der erwachenden Natur. All die lieben Wanderer waren wieder in den transylvanischen Grenzwald heimgekehrt, wo aber nächst der Freude am Leben, wie zu sehen, auch der grimme Tod von allen Seiten dräute.

Mit den Zügen der Drossel, Lerchen und Pieper waren auch Sperber, Baum- und Wanderfalke zur Stelle, um mit scharf bewehrtem Griff manch zartes Leben zu vernichten. Auch die großen Repräsentanten unserer besiedelten Räuber hatten sich wieder in ihren alten Revieren eingefunden; denn eben glitt majestätischen Fluges hoch oben im blauen Äthermeere ein Gänsegeier über die weiten Alpenmatten dahin. Mit dem Glase folgte ich dem gewaltigen Flieger, als mich plötzlich ein unheimliches Brausen, als ob eine Lokomotive durch die Lüfte ginge, jäh aus meinen Beobachtungen emporfahren ließ. Erstaunt und gleichzeitig betroffen blicke ich mich nach der Ursache um. Etwa 20 Wildgänse hatten, merkwürdigerweise von Norden her kommend, den Hochkamm überflogen und senkten sich mit straff gespannten Flügeln dem Zootflusstal zu, wobei die sich in den Handschwingen brechende Luft das heftige Brausen hervorrief. Das mich umgebende Leben und Treiben beobachtend, verging die Zeit, bis sich schließlich nach getaner Arbeit Jon, mein Bursche, zu mir setzte, dem ich Unterricht über die Hahnbalz und die Balzarie des großen Tetraonen erteilte. „Wirst du dir das gut merken und nach der Melodie einen Hahn erkennen können?“, fragte ich ihn, als ich mit meinen Erläuterungen geendet hatte. „Da, da acuma stiu tot“ („jetzt weiß ich alles“). Na, schön, wir wollten schon heute abend oder morgen früh erproben, ob Jon die Sache verstanden hatte. Abends ging ein lauer, warmer Frühlingsregen nieder, dem zwar ein prächtiger Schnepfenstrich folgte, doch auch von Jon die Nachricht brachte, daß am Balzplatz nichts zu hören war. „Ich habe wirklich nichts vernommen“, meinte mein braver Jon etwas gekränkt, als ich seinen Bericht mit einigen Zweifeln zur Kenntnis nahm. Das ist ja das beste Balz Wetter, das man nur haben kann, sagte ich ihm, und ermahnte ihn, am folgenden Morgen dafür um so besser hinzuhorchen.

3 Uhr morgens, am 3. Mai, schnarrte uns unsanft der Wecker aus tiefem Schlaf. „Also, paß gut auf“, ermahnte ich noch Jon beim Fortgehen und drehte mich nach der anderen Seite, um weiter zu schlafen. Ich war aber kaum wieder in Morpheus Armen, als auch

schon mein Soldat plötzlich mit dem Rufe „Cântă un cocos“ („es singt ein Hahn“) zur Tür hereinstürmte. „Gleich da links ober unserer Jagdhütte sitzt er auf einer Fichte.“

„Kann ich bis dorthin“, frage ich den Mann. Als er es bejaht, schlüpfte ich, so gut es eben ging, in meine Kleider, und, mit einer Hand auf die Schulter meines getreuen Samulus und mit der anderen auf die Krücke gestützt, ging's mit ungeschnürten Schuhen zum Jagdhaus hinaus. Bei Gott, gleich hinter dem Haus, auf kaum 150 Gänge balzt ein Auerhahn in heißestem Liebeswerben. Zwar unständig und mit manchem schmerzhaften Riß im Knie geht es nun, halb gestützt und halb getragen, die Lehne bergan. Auf einer etwa 60jährigen Fichte am Rande des Waldstreifens mußte der Hahn sich befinden. In der Nähe lasse ich Jon zurück, humpele, durch ein Fichtchen geschützt, noch näher heran, lege dann Krücke und Stock zu Boden und schiebe mich langsam an dem deckenden Bäumchen vorbei. Da saß der Hahn, auf kaum 6 Meter gegen den westlichen Himmel als Silhouette deutlich erkennntlich, vor mir. Mit lässig gesenkten Schwingen, gefächertem Stoß, sich millimeterweise beim Klänge der Balzarie zur Seite drehend, ein prächtiges, stets unvergeßliches Bild. Mein Drilling hebt sich langsam an die Backe, und schon soll sein Blick einem herrlichen Geschöpf das Leben rauben, als es mich plötzlich zusammenreißt.

Zum Kuckuck, ich hatte auf Kugel gestellt. Der Augenblick, wo der Hahn mir den Fächer zukehrt, wird benutzt, um den Drilling abzusetzen, umzustellen und das Visier niederzuklappen, dann geht mein Gewehr wieder in Anschlag und mein Schuß zuckt durch den Frühlingsmorgen.

Ein dumpfer Schlag am moosigen Waldesgrund. Ein kurzes Schwingenscharren. Ein leises Zittern, und Lieb und Lebenslust haben ein jähes Ende gefunden.

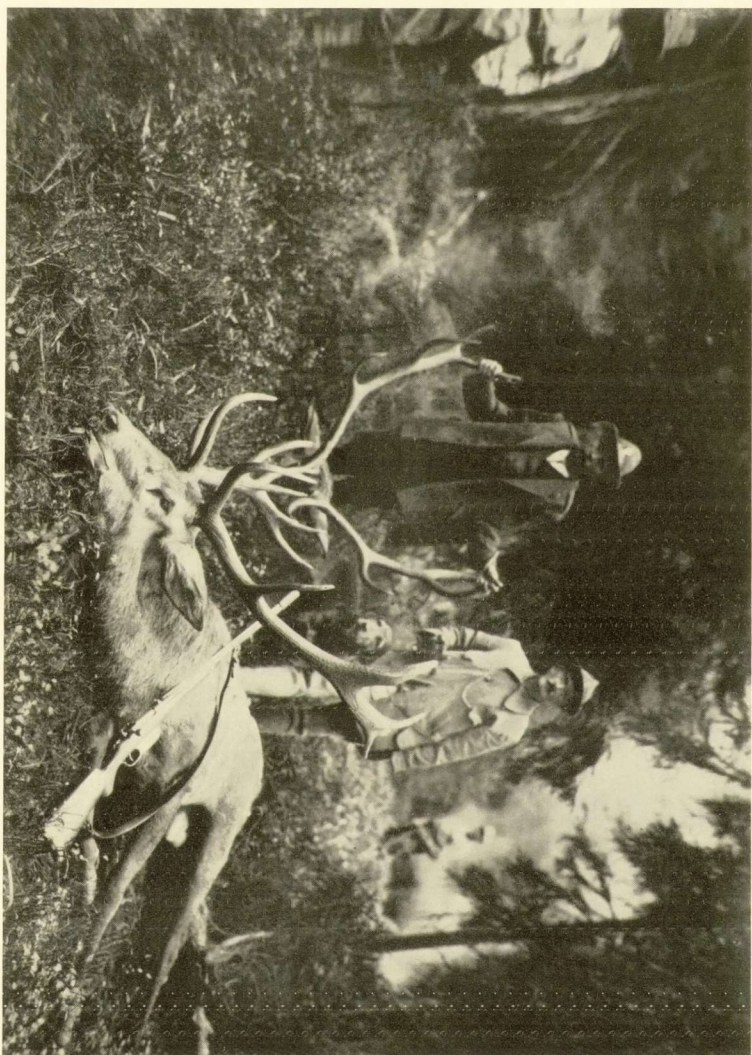
Wie eine Raqe, mit wenigen Sägen ist mein braver Jon zur Stelle und überreicht mir frohlockend den unter so originellen Umständen durch sein Verdienst und mit Krücke und Stock erbeuteten Hahn.

Wehmut und Freude bewegten mir abwechselnd die Brust. Freude an dem würzigen Frühlingsmorgen, an der mich umgebenden herrlichen Szenerie. An der von Menschenhand hier noch unberührten Bergwelt unseres transylvanischen Grenzwalles und Freude an dem so unverhofften Waidmannsheil. Wehmut aber, daß all diese



„Harro“ und „Wanda“ nach kurzer Folge am Riemen





Dom erlegten 12er Girfch geforfelter 16-Gnder

mich umgebende Pracht eines Lebewesens beraubt wurde, das als ein köstliches Juwel den grünen Waldeskranz unseres Karpathischen Hochwaldes belebte und zierte.

Und doch: Gáb's keine Freude, keinen Schmerz, keine Mühe, keinen Erfolg, was wäre uns dann das Waidwerk? Hätte es jenen prickelnden Reiz, jene packende Kraft, die uns Strapazen und Gefahren mit Freuden ertragen läßt und uns bis an den gähnenden Abgrund führt, dem Gamsbock nach, der uns sonst nichts anderes, besseres, als nur seine krummen Schläuche bieten kann?

Ja, ja, was drum und dran ist, das macht uns das Waidwerk so lieb. Wenn's nur ums Schießen ist, dem fehlt die Würze, der Adel der Jagd, dem fehlt das, was wir nicht entbehren können, die Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen.

Für mich war dieser entlegene, weit rückwärts und aller Kultur entrückte, tief in den Bergen gelegene Revierteil zu Füßen des 2245 Meter hohen Cindrel ein liebes und gern besuchtes Plätzchen, trotz der mannigfaltigen Zwischenfälle, die hier im Laufe der Jahre an mich herangetreten waren. So hing z. B. im Herbst 1909 mein Leben nur an einem Haar.

Nach einer vergeblichen Morgenpürsch besuchte ich einen in einer benachbarten Senne hausenden Waidgenossen, um ihm die frohe Kunde zu bringen, daß zwischen unseren Reviergrenzen ein Hirsch heftig schrie. Da Dr. K. bis dahin noch nie einen Hirsch zur Strecke gebracht hatte, so ermunterte ich ihn, den Geweihten, trotzdem er auf meiner Seite stand, sofort anzugehen. „Bin zu müde und auch zudem noch ärgerlich, da ich heute oben im Krummholz meinen Trieder verloren habe. Schießen Sie ihn!“, meinte er und streckte sich auf die Fichtenstreu aus. „Gut“, sagte ich, „ich will mir den Hirsch holen, doch wäre es mir lieber, wenn Sie den Versuch machen würden.“ Ich trank noch den mir servierten Tee und empfahl mich mit meinem Mann.

Am Rückweg war es kein schwieriges Unternehmen für mich, den ununterbrochen meldenden Hirsch zu Fall zu bringen.

Mein Rumäne und ich waren gerade daran, den schweren Zwölfeuder mit abgeschlagenen Fichtenstämmchen auf einen Steig zu hebeln, als ich, mich einen Augenblick umwendend, plötzlich in das totenblasse Antlitz des Doktors sah. „Ja, was ist Ihnen“, war meine erste Frage. Hastig erzählte er mir, daß er sich durch das Zureden des ihn

begleitenden Bauernjägers verleiten ließ, dennoch den Versuch zu machen, den Hirsch anzupürschen, doch dazu zu spät gekommen sei. Ich drückte ihm an Ort und Stelle mein Bedauern aus, worauf er die Büchse niederlegte und mit seinem Begleiter beim Herabschleifen des Hirsches bis an den Steig mithalf. Mir ging aber das todbleiche Antlitz mit den großen dunkeln Augen nicht aus dem Sinn, und, als er mir am folgenden Tage nach der Morgenpürsche den Besuch erwiderte, fragte ich ihn aufs Gewissen, was eigentlich die Ursache seines Erbleichens gewesen wäre. Zögernd gestand er mir dann, daß er mich in meinem verwitterten grauen Manchesteranzug mit den Fichtenhebeln für den Hirsch gehalten habe und daher mit gestochener Büchse auf mich in Anschlag gegangen wäre. Zum Glück hatte ihm sein Begleitmann das Gewehr von der Schulter gerissen.

Ein anderer Zwischenfall ereignete sich im Herbst 1912. Drei Tage nach meiner Ankunft und nachdem ein 12- und ein stärker 14-Lunder meiner Kugel erlegen, traf ich gelegentlich der Morgenpürsche einen in der Krummholzregion herumirrenden Rumänen. „Was suchst du da allein in der Wildnis“, fuhr ich den Mann an, der trotz meines ernsten Tones mich freudig begrüßte. „Gottlob, daß ich dich treffe, Herr, ich suche dich schon seit gestern mit einer Depesche.“ Was konnte das sein; ich öffnete hastig das Kuvert: „Erbetener Urlaub vom Ministerium nicht bewilligt, einrücken.“ Tableau und adieu ihr lieben Berge.

Frühjahr 1913. Am 30. April waren die Läufe meines gespannten Drillings auf meine Brust gerichtet, indes ich mir eine Stunde vorher das Knie gezerzt hatte. Genug der Abenteuer, und Gott geb's, daß es einmal dort nicht schlimmer werde. Und doch, sie ist mir so lieb und teuer, die Kleine, aller Kultur so weit entrückte Jagdhütte. In ihrer Nähe war mir trotz Mühen und Gefahren Diana, die launische, stets hold und treu, und deshalb zieht es mich immer wieder hinauf in ihren finsternen Tann, ins wildverworrene Krummholz und zu ihren silbergleißenden Firnen.

Auch damals wieder nahm ich trotz meines Mißgeschicks schweren Herzens Abschied aus ihren lustigen Höhen. Die Fensterläden der Hütte werden geschlossen. Der Schlüssel knarrt im Schloß. Mit Hilfe meiner Leute besteige ich früh am Morgen des 4. Mai das mittlerweile angelangte Gebirgspferd, und mit einem stillen Seufzer und so „Gott will, auf Wiedersehen“, geht's dem heimatlichen Herde zu.

Ein schmutzig fahlblauer Himmel will mir den Abschied erleichtern. Mit unheimlichem Brausen fegte der Föhn über die Bergkämme dahin. Als ich nach fünfstündigem Ritt die erste Kulturstätte in den Bergen, den auf 1403 Meter gelegenen Höhenkurort „Hohe-Rinne“ erreichte, da lagen düstere und gewitterschwere Wolken auf meinen Bergeshöhen und dumpfe Donner grollten mit unheimlichem Echo durch den transylvanischen Wald, für mich den Jagdschluß, den Bergen das Ende schöner Frühlingstage verkündend.

Rehbrunft

Juli! Bei Nennung dieses Monates rinnt unter normalen Verhältnissen dem Mitteleuropäer der Schweiß von der Stirn, ist er's doch gewöhnt, daß glühend heiß die Sonne auf Felder und Fluren herniederbrennt. In hellem Golde leuchten die weiten Tafeln der Getreidefelder dem Beschauer entgegen. Weithin schallt der frohe Sang heimkehrender Schnitter durch die Abendstille, erst mit dem letzten Klang der Vesporglocken verstummend.

So war's bisher. Doch wie ganz anders sah es im Jahre 1913 aus. Statt wolkenlos klaren, wonneblauen Himmels und glühenden Sonnenscheins nichts als dichte, bleigraue Wolkenmassen, die, von einem rauhen Nordwest zu immer dichterem Schwaden geballt, das Firmament verdüsterten.

Kalte Regenschauer wechselten in ununterbrochener Folge mit schweren Gewittern ab, so daß Niesel und Bächlein zu gewaltigen Wässern anwuchsen, die brausend und schäumend Gestein und Holztrümmer zu Tale schwemmten, um Stege und Brücken zu zerstören und Wiesen und Felder mit Sand und Schotter zu bedecken.

Ein „schöner“ Sommer das, der viel Jammer und Ungemach über Land und Leute brachte und eher an den Herbst als an den reichen Fruchtsegen bringenden Erntemonat erinnerte.

Dichte Nebelschwaden lagen hartnäckig über den Gebirgskämmen, und statt klarer, sternheller Nächte hielt undurchdringliche Dunkelheit den Bergwald umfassen. Ist bei uns schon in normalen Jahren der Juli der Monat der Raubwildplage, wie viel mehr, wenn Röhle und Finsternis den Hunger vermehren und die Raublust fördern.

Da streckt Meister Braun mit furchtbarem Schlag ein Rind zu Boden, indes bei der Gennhütte eine Wölfin mordend in die Herde fällt. Elternpflichten; jedes sorgt nach seiner Art; kurz, von allen Seiten liefen Nachrichten über Raubzugschäden ein.

Die finsternen Nächte und starken Übertreibungen der Bauern und ihrer Zwischenträger animierten mich nicht sonderlich zu einem Jagdausflug. Als mich aber schließlich das Gemeindegeld eines heim-

gesuchten Hatters um mein Einschreiten bat, da blieb natürlich nichts anderes übrig, als der Sache nachzugehen.

Ein Revierjäger erhielt den Auftrag, bei der Gennhütte auf der Gausoara den Einfällen der Wölfe zu steuern, indes ich mich entschloß, viel weiter oben in den Bergen einem Bären an den Leib zu gehen.

Wie dies ja aber meist der Fall ist, kam die Wölfin gerade zu der Zeit, als der Jäger auf sie paßte, gar nicht. Auch der Bär, dem ich zwei Nächte lang bei der Herde aufslauerte, erschien nicht. In tiefster Nacht und dichtestem Nebel kam lediglich ein Wolf herangeschlichen, den aber die acht Hunde über alle Berge hegten.

Es ist dies bei uns eine alte Geschichte, daß ein Erfolg, wenn oben zahlreiche Herden stehen und dementsprechend die Einfälle durch Raubzeug bald da, bald dort erfolgen, nur selten eintritt. Ich habe stets bei Vieh- und Schafferden nur dann sichere Beute gemacht, wenn die Raubanfälle sich nur auf eine isolierte Herde beschränkten und wenn die Bären bereits Hirten und Herdenhunde derart mürbe gemacht und eingeschüchtert hatten, daß sie sich fürchteten, dem frechen Raubtier entgegenzutreten.

Da es auch diesmal nicht gestimmt hatte, zog ich meinem Troß voraus wieder zu Tale. Früh morgens durch den Wald schreitend, machte ich dafür eine andere Beobachtung, und zwar die, daß das Rehwild bereits unruhig zu werden begann. Als ich gar am 14. Juli einen Bock in vollster Hitze treiben sah, hielt ich es an der Zeit, mein Blattinstrument in die Hand zu nehmen, das ich recht gut beherrschte, da ich, speziell im Angstruf, vor vielen Jahren in dem Udrader Sportsmann Uladar von Dry in seinen Gurahonzzler Revieren einen ganz vorzüglichen Lehrmeister gehabt hatte.

Der 19. Juli fand mich wieder oben in den Bergen, während einer meiner Leute meine drei Raubhärte, von denen „Glott“ und „Wanda“ als Lehrbuben auf Schweiß eingearbeitet werden sollten, schon am Vortage zur Jagdhütte hinaufgebracht hatte.

Gerban, mein Bursche, wurde auf einen Hochstand nächst meiner Luderhütte befohlen, während ich einige von Birken und Buchen eingeschlossene Wiesen abstreifte. Kalter Wind nach leichtem Regen hatte aber zur Folge, daß nichts austrat und nur mein Bursche in seinem geschützteren Teil einen starken Rehbock unter sich vorbeinwechseln sah. Auf den 20. Juli folgte nachtsüber Gußregen und darauf kühler Morgenwind.

Da war natürlich draußen nichts zu machen, und so entschloß ich mich, den Hochstand, den mein Bursche am Vorabend eingenommen hatte, zu ersteigen, um dort möglicherweise auf den von ihm gesichteten Rehbock zu Schuß zu kommen.

Nach einem kurzen Pürschgang hatte ich den Hochstand gerade erstiegen und war eben im Begriff, es mir bequem zu machen, als fast Punkt 5 Uhr zu meiner größten Überraschung etwa 120 Meter über mir ein Bock mit gesenktem Aser den Anshau überschreiten wollte. Da mir die Entfernung zu groß erschien, um von dem schwankenden Astwerk eine Kugel anzubringen, kletterte ich rasch vom Stamm und schlich an den umhernaschenden Ruten heran. Achtzig Gänge von mir entfernt warf er auf und wendete. Ein Geräusch von rückwärts mußte seine Aufmerksamkeit erweckt haben. Ein schönes Bild, so ein aufmerksam sichernder Bock; doch zu Betrachtungen gab's da nicht viel Zeit, ein Knall, und zeichnend verschwand der Bock im Buchenbestand.

Eine Zeitlang ließ ich noch verstreichen, dann rief mein Horn Hund und Leute herbei. Als bald legten sich meine jungen Raubbärte unter Führung ihres Papas „Harro“ derart fest in die Riemen, daß ich für ihre fernere Dienstleistung im Waidwerk vollkommen beruhigt sein konnte. Nach 50 Meter lag ein guter, ungerader Achterbock vor uns, den Lehrbub „Flott“ scharf bei der Decke faßte, indes Schwester „Wanda“ grimmig gegen ihren Bruder die Zähne fletschte.

Der Anfang war also gemacht. Ich entschloß mich nun, höher hinaufzusteigen, um tagsüber auf Rehwild zu jagen und nachts vielleicht mit einem Raubtier zusammenzutreffen.

Nachdem der Bock ausgeweidet und ins Köhler gebracht worden war, ließ ich aufpacken und marschierte den Hochlagen zu, um in der seinerzeit von Wölfen heimgesuchten Gennhütte bei den Schafen zu übernachten. Es war schon ziemlich spät, als wir die Blockhütte erreichten. Schwere, gewitterschwangere Wolken lagen über den Bergkämmen.

Die Abendpürsch war somit resultatlos.

In der primitiven, aus runden, lose zusammengefüigten Balken erbauten Senne, rumänisch *Stinna* genannt, wurde bei offenem Feuer ein Tannenreislager hergerichtet, und als bald schiefen bei Rauch und umherstiebenden Funken zwei Senner, drei Holzhauer, zwei Soldaten, drei Hunde und ich dem Morgen entgegen. Für diesen Tag, den

21. Juli, hatte ich auf 8 Uhr einen unserer Revierjäger zum Hochstandbau hinaufbeordert, und so pürschte ich jenem Rendezvousplatz zu, wobei ich außer einem eine Geiß treibenden Bock nichts sah. 8 Uhr, wie verabredet, traf ich meinen Mann. Als auch mein Bursche mit den Schweißhunden zur Stelle war, gingen wir zum nächsten Hochstand. Dort angelangt, lehnte ich meinen Stutzen an einen morschen, rindelös glatten Baumstrunk, und gab für den Bau einer zweiten solchen Warte die nötigen Anweisungen. Stürmisch kaltes und regnerisches Wetter verdarben die Abendpürsche. Wir strebten daher bald heim und schoben uns in die rauchige Sennhütte ein, wo der kalte Nordwest brausend durch die klaffenden Fugen pfiff, so daß die brennenden Fichtenstämme nach allen Richtungen ihre Funken sprühten und dichter Rauch den Atem benahm. Das ist das richtige Wetter für Wölfe und Bären, sagte ich noch vor dem Schlafengehen zum Genner, der nickend dazu meinte: „Ja, ja, da kommen sie immer. Neulich, als die Wölfin ein Schaf riß, lag ebenfalls dichter Nebel.“ „Na, vielleicht gibt's heute nacht auch wieder einen Spaß“, meinte ich und kroch in meinen Schlafsack. Und richtig! Es mochte so gegen 2 Uhr morgens sein, als draußen ein Haupttrabau losging. Acht Hunde, denen meine drei in der Sennhütte sekundierten, stimmten im Vereine mit den Hirten ein infernalisches Geheul an, das uns jäh aus festem Schlaf riß. Kaum war ich aber aus meinem Schlafsack heraus, als das Geheul und Gejohle verstummte. Ich kannte das. Das war nicht Meister Braun, der wäre kaum vom Flecke gewichen, das war Isgrim, die schene Waldbhäre, die einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich aus dem geschlossenen Trupp der ruhenden Schafe seine Beute zu holen.

Ich lugte hinaus. Trotz Halbmond war aber nichts zu sehen, weil eine schwere Wolkenvand Himmel und Berge verdüsterte.

Auch der 22. Juli ging nicht im Sonnengolde an. Es war kalt und windig. Kein Haar stand draußen am Schläge. Ein Sauwetter. Statt Julihitze und Trockenheit, Wind und Kälte. Guß auf Guß, und dazu noch schneidend kalter Nordwest. Der Nachmittag hingegen war, wenn es auch noch immer recht frisch durch die Bäume pfiff, wolkenlos klar, so daß ich mir vornahm, schon um 5 Uhr auf einen der Hochstände aufzubaumen. Als ich aber die Kanzel beziehen wollte, an der ich tags zuvor dem Jäger seine Arbeit erklärt hatte, war ich nicht wenig erstaunt, den Baumstrunk, an den ich gestern meinen Stutzen gelehnt hatte, zertrümmert und zerstört zu finden. Das war

nicht schlecht. Hatte da ein etwa einjähriger Bär den morschen Fichtenstumpf, nach Insekten suchend, ganz zerrissen, was sich sehr leicht an den Kralleneingriffen feststellen ließ. Nach einer anderen, mächtigeren Fährte zu schließen, die ich überall antraf, waren also zwei Bären im Revier.

Meine Entdeckung machte mir recht viel Freude, und voll der besten Hoffnung bestieg ich den Hochsitz. Wenn ich auch warm angezogen war, so wurde es mir bei dem frischen Nordwest doch immer kälter und kälter. Überdies schwankte die Fichte bedenklich hin und her und gab dabei die jämmerlichsten Klagetöne von sich. Das hol' der Ruckuck, dachte ich mir etwa um 6 Uhr. Ich entschloß mich daher, auf einer tiefer gelegenen Kanzel, die auf einer Rotbuche angelegt war, aufzusteigen in der Hoffnung, daß es dort windstill sein würde. Doch da irrte ich mich. Im Laub des isoliert stehenden Baumes fing sich der Wind noch mehr, so daß ich, schon um warm zu werden, wieder abbaumte und auf den ersten Hochsitz hinaufkrabbelte.

Ich hatte dort aber kaum den Mantel umgenommen, als ich vor mir am Waldrand das Haupt eines Spießhirsches auftauchen sah. Mittlerweile ging die liebe Sonne zur Rüste, und die Schatten der Dämmerung senkten sich bedenklich über Berg und Tal. Da ich noch einen ziemlichen Marsch bis zur Gennhütte hatte, begann ich, mich langsam auszuschälen, um den Rückweg anzutreten. Vorher nahm ich jedoch noch mein Blatt zur Hand und blies zum Abschied einige Weisen in den Wald hinein.

Da, was war das? Ganz unvermittelt tauchte ein Körper links über mir auf, der schnurstracks gegen mich zuwechselte. Ursprünglich hielt ich es für ein Stück Rotwild, als es aber näher kam, erkannte ich einen feisten Rehbock, der, zeitweise verhoffend, nach der vermeintlichen Ricke umherängte. Der kam mir gerade recht. Ein Ruf bringt ihn näher, so daß ich ihn im letzten Büchsenlicht noch fassen und dann auf etwa vierzig Meter im Feuer niederlegen kann. Wie er aufhatte, hatte ich bei dem schwachen Licht nicht feststellen können. Ich war daher sehr angenehm überrascht, als sich mir beim Herantreten ein recht gutes Sechsergehörn präsentierte.

Rasch wurde der Bock ausgeweidet, verlappt und auf die Leiter des Hochstandes gehängt, um ihn nicht eine Beute der Wölfe oder eines anderen Raubtieres werden zu lassen. Mittlerweile war auch mein Bursche, den ich unter mich an einen Bergsattel gesetzt hatte, wo mir vor Jahren ein Luchs zustand, zur Stelle.

Der 23. Juli war ein ganz unerwartet schöner Tag. Infolge des Reises war zwar morgens nichts zu sehen, doch hoffte ich, beim Höhersteigen der Sonne Wild zu Gesicht zu bekommen.

Vom Buchenhochstand in der sogenannten Degnasa hatte ich besten Ausblick. Und richtig. Als das liebe Tagesgestirn endlich warm herniederschien, kam Leben in den Wald. Da, ein Stück! Mein Triöder wird zu Rute gezogen. Ah! ein Ritz, ein zweites, und bald taucht auch die brave, fürsorgliche Mutter aus den Himbeersträuchern auf. Und dort wieder ein Stück; Rieße, sagt das Fernglas. Ich suche noch weiter, und siehe da, dort trat ein Kapitalbock aus dem Schatten des Jungmaies hervor, um in der Nähe seiner Auserwählten zu bleiben.

Schwarzbraun, mit hohen, weißen Enden, leuchtete das starke Gehörn zu mir herüber, so daß ich nach allerhand Mitteln sann, um Urian beizukommen. Doch da war nichts zu machen. Ein Anpürschen in dem verfilzten und oft von dichten Fichtenhorsten durchsetzten Schlag war ganz ausgeschlossen. Da blieb nichts anderes übrig, als das Fieplatt hervorzuholen und damit Musik zu machen. Doch weder die verlockendsten Töne noch das Angstgeschrei halfen etwas. Der Bock wich nicht von seiner Geis. Aushalten, dachte ich mir, vielleicht hilft ein glücklicher Zufall über die Schwierigkeiten hinweg. Ich setzte mich jedenfalls zurecht, um den übrigen Teil des Schlages gut übersehen zu können. Als ich so einmal den Kopf nach dem Talhange wandte, war ich nicht wenig überrascht, auf kaum 80 Gänge unter mir ein Stück aus den Himbeeren auftauchen zu sehen. Rehbock, sagte mir das Glas. Ach, war das eine angenehme Überraschung! Stets verhoffend, schritt er immer näher heran, wobei ich ihn mit süß schmelzenden Fieplauten immer besser herbeilockte. Na, wenn's der Alte da drüben nicht sein kann, so wenigstens dieser, dachte ich mir und legte ihn mit einer Kugel in das Epilobiumgewirr. Mit meinem Erfolg war ich sehr zufrieden. Beide Böcke, der vom Vorabend und dieser, wurden bis zur nächsten Straße geschafft und dann im Schweiß unseres Angesichts in den fernen Höhenkurort geschleppt, wo ich den alten, feisten Sechser den Kurgästen schenkte, um ihnen eine angenehme Abwechslung zu bieten. Der jüngere hingegen wurde aufs Eis gelegt und für meinen eigenen Haushalt bestimmt.

Die schönen Hoffnungen, die ich auf den hellen, warmen Morgen gesetzt hatte, erfüllten sich leider nicht. Am nächsten Morgen ging wieder ein kalter Regenschauer nieder, der mir den Abendanitz gänzlich verdarb.

Als Entschädigung hierfür fand ich die Senne dicht besetzt, da sich bei dem rauhen, stürmischen Wetter alle Holzhauer und Bauern, die sich zur Schaffschur bei der Herde eingestellt, in die Sennhütte geflüchtet hatten. Zu ihnen gesellten sich spät am Abend noch zwei auf einem Patrouillengang befindliche Gendarmen. Zu 17 Personen und 3 Hunden lagen wir dicht um die lodernden Stämme umher, indes draußen wieder ein abscheuliches Unwetter tobte.

Mir gefiel das wenig. An Schmutz und Rauch, Läufe und Bundschuhe, die man jeden Augenblick beim Feuer unter die Nase kriegte, zwar gewöhnt, beschloß ich, nachdem ich fünf Nächte vergeblich auf einen Einbruch Meister Brauns gewartet hatte, in tiefere Lagen hinabzuwechseln.

Meine Siebensachen waren bald gepackt und auf den Rücken genommen, und nach einer erfolglosen Morgenpürsch ging's einer tiefer liegenden Jagdhütte zu, wo ich zwar weniger Chancen auf Raubzeug hatte, immerhin aber bei dem guten Rehstand auf einen verliebten Roten hoffte. Am Morgen des 26. Juli stand mir denn auch tatsächlich auf den Ruf ein zwar im Wildebret guter, aber im Gehörn nicht sonderlicher Rehbock zu, den meine Kugel um die weiteren Liebesqualen brachte.

Leider mußte ich nun aber meinen zwar erfolgreichen, aber vom ungünstigen Wetter stark gestörten Jagdausflug beenden, denn eine interessante Übungsreise meiner neu auszumusternden Böglinge rief mich als damaligen Kadettenschul-Kommandanten in andere schöne Teile der alten Monarchie.

Am 28. Juli kehrte ich den lustigen Höhen den Rücken. In Eile ging der Marsch dem Tale zu, um den Mittagszug nicht zu versäumen.

Als mit einem Ruck und einem Pfiff das Dampfroß mich den nebelumschlossenen Bergen entführte, warf ich trotz alledem noch dankbare Blicke den lieben Jagdgefiliden zu, und ein „Auf Wiedersehen“ entglitt leise meinen Lippen.

Drei Tage Gamsjagd in den Transylvanischen Alpen

Der Herbst ist über das Land gezogen; es ist Oktober. Mit feurigem Rot senkt sich die Sonne dem fernen Westen zu und küßt noch im Scheiden mit glutrotem Hauche die gigantischen Häupter des transylvanischen Bergkammes.

Negoi, Dunatoare und Vistea, sie leuchten in herrlichem Feuer zum Tale hernieder, indes in dunklem Blau der Tannenwald kontrastvoll absticht. Zu ihren Füßen aber schmückt sich der herbstliche Wald in den schönsten Farben. Braun ist das Laub der knorrigen Eiche, goldgelb das der Birke, während im purpurnen Rot das sterbende Laub der Buche erglänzt. Vielfarbigen Blumensträußen gleich prangen die eingestreuten Ebereschen und rosenrot angehaucht die Espen im Bestand.

Herrliche, echt siebenbürgische Herbsttage waren über Land gezogen. Kein Wölkchen trübte das azurblaue Himmelszelt.

Kein Brunnstschrei erdröhnte mehr im fernen Alpengebirge jenseits des brausenden Alts, dafür aber warb nunmehr hoch oben auf den felsigen Graten der transylvanischen Hochberge der alte Gams stürmisch um der Minne Gold.

Dies wollte ich nicht versäumen. Rasch waren die Rucksäcke gefüllt, und nach dreistündiger Bahn- und zweistündiger Wagenfahrt war der Fuß der Berge erreicht.

Begleitet von einem braven, leider bald darauf verstorbenen Forstwart namens Bezmann, der selbst ein eifriger Jäger war, langten wir am Nordausgange des Vistisoaratales an, wo wenige Bauerngehöfte und eine in schmutzigen Erdhütten hausende Zigeunerkolonne die letzte Ansiedlung gegen die alte rumänische Grenze bilden. Hier, angesichts der hochaufstrebenden Felsköpfe, wurde ein einfaches Frühstück eingenommen; das Gepäck wurde auf Pferde aufgeladen, und talaufwärts der schäumenden, von steilen Berghängen eingeschlossenen Torrente der Vistisoare begann der Anstieg.

Ursprünglich auf gut gebahnten Steigen konnte man noch reiten. Bald aber zwangen die Felsblöcke zum Absitzen und zu Fuß der Gennhütte im Talgrund zuzustreben.

Nach drei Stunden war die Gennhütte endlich erreicht, ein primitives, aus lose aneinandergereihten Stämmen errichtetes Blockhaus, das mit seiner offenen Feuerstelle nunmehr mein neues Heim bilden sollte.

Das Gepäck und der Mundvorrat wurden abgeschnallt. Rasch wurde noch ein kleiner Imbiß eingenommen. Dann eilte ich, nachdem ich meinem Burschen die nötigen Weisungen für ein Lannreislager und das Verstopfen der breiten Fugen zwischen dem Gebälk erteilt hatte, begleitet von einem Jungen und meinem Pferdeführer, ins Revier hinaus, um, die Zeit ausnützend, einen kleinen Rekognoszierungsmarsch talaufwärts in die kahle Felsregion zu unternehmen.

Wir hatten kaum den Waldrand überschritten und waren in die breite, von steilen, felsigen Hängen eingesäumte Talmulde getreten, als mein Mann mit dem Zeichen größter Aufregung und mit dem Rufe: „Ursu, Ursu!“ („Bär, Bär!“) nach links in einem mit schütterten Fichten und Alpennerlen bestockten Felsgraben zeigte.

Ein Blick ließ mich anstatt eines Bären einen kohlschwarzen Gamsbock erkennen, der vertraut auf etwa 150 Schritte zu uns herüberängte. Ein Felsblock vor mir war rasch erreicht, und alsbald schlug mein Stahlkengeschloß klatschend auf, so daß der die Kugel mit einer hohen Flucht quittierende Gams, einer Wand zustrebend, schwerkrank zurückfiel, um im Fichtenbestand unseren Augen zu entschwinden.

Das war eine Überraschung; kaum vom Pferde gesessen und schon einem Gamsbock eine Kugel aufs Blatt gesetzt! Da ich mich aber von dem Gamsstand im Talkessel überzeugen wollte, um am nächsten Tage entsprechend meinen Pürschgang einrichten zu können, ließ ich nur den Anschuß verbrechen und schritt weiter den brausenden Wildbach entlang, beide Talseiten aufmerksam mit dem Glase absuchend. Außer einer Gemse, die mich von links her aus dem Latschenbestande auspiff, war nichts zu sehen. Ich glaubte schon, in den felsigen Talhängen überhaupt nichts mehr vorzufinden, als ich plötzlich weit rückwärts in einem Graben des Westabhanges zwei äsende Gamsen wahrnahm. Nun, auf die wollte ich es noch versuchen. Meine zwei Leute zurücklassend, erstieg ich den Hang und schlich mich, durch einen Graben und eine markierte Felskluft gedeckt, vorsichtig heran. Nah genug, machte ich eine kurze Ruhepause, um Herz und Lunge zu beruhigen, und schob dann meinen Stutzen über eine Felszacke vor.

Wie war ich da aber erstaunt, anstatt 2 etwa 10 bis 14 Stück äßende Grattiere vor mir zu sehen. Das stärkste und dunkelste Stück des Rudels wird aufs Korn genommen und Funken gerissen, daß es donnernd mit mehrfachem Echo durch die Berge dröhnt. Mein Gams bricht ein, rafft sich aber wieder auf, um gleich darauf kopfüber die steile Lehne herabzukollern.

Wie Raketen waren die anderen nach allen Richtungen auseinandergestoben. Ein schwarzes Stück stürmte in meiner Nähe vorbei und verhoffte einen Moment kaum 30 Schritte über mir auf einer Kanzel. Da knallt's zum zweitenmal und, nach rückwärts sich überschlagend, stürzte auch dieser Bock in die Tiefe hinab. Das war doch ein ganz unglaubliches und unerhofftes Heil. Morgens noch im warmen Bett daheim und bei Sonnenuntergang schon drei starke Gams auf der Strecke! Das hatte ich mir wohl doch nicht erträumt.

Meine Leute waren rasch zur Hand, um die beiden Gams zu übernehmen. Die eine lag zwischen Felsblöcken eingekleilt und war leicht zu erreichen. Die andere mußte erst gesucht werden. Ich wies die beiden an, aufzusteigen; doch wo lag sie? Ich kroch einmal dahin und einmal dorthin und fand auch die breite Fasnachtsfährte am Anschuß mit gutem Lungenschweiß, doch der Gams selbst war nicht zu erspähen. Ich kroch bis hart an den Rand der steil abstürzenden Felswand und lugte hinab, doch umsonst. Ein Latschenbusch und ein Erlenstrauch, die aus einer Felspalte hervorwuchsen, waren das einzige, was ich bemerken konnte. Im Graben selbst aber lag nichts.

Ich suchte nun mit dem Trieder alles nach einer Schweißfährte ab, und siehe da, am Latschenbusch in der Felswand ein roter Fleck. Mein Gams mußte also doch in den Graben gestürzt sein. Auf einem Umweg kroch ich hinab, doch auch dort war er nicht. Zu dumm! Nach allen Seiten schweift forschend und suchend mein Auge, um das vermißte Wild zu finden, und welch eine Überraschung! Da schwebt er ja wie ein Delinquent zwischen Himmel und Erde, an seinen eigenen Krickeln aufgehängt, an einem Erlenast. Nun ging's auch an ihn heran, und alsbald polterte auch er zu Tale, eine ganze Lawine kleiner Steine mit in die Tiefe nehmend.

Dunkel war's bereits im Tale geworden, als wir die Gennhütte erreichten, wo wir mit heller Freude von meinem Burschen und dem zurückgelassenen Bauernjäger empfangen wurden. Auf einen so glänzenden Anfang unseres Jagdzuges war wohl keiner gefaßt.

Fröhlich saßen wir alsbald um die lodernden Flammen herum, und wenn der Rauch nicht gar zu arg in die Augen gebissen hätte, so hätte das gemüthliche Plaudern bei warmem Tee und frisch gerösteter Leber noch ziemlich lange gedauert. So aber kroch ich auf mein Tannreislager, indes meine Leute, mit sich und mir zufrieden, einen mächtigen Klotz ins Feuer schoben und sich am nackten Boden zur Ruhe streckten.

Am folgenden Tage, dem 24. Oktober, beschloß ich den Aufstieg auf den Grat der östlichen Taleinfassung, wohin ich mich von einem meiner Leute, einem schneidig-verwegenen Kerl und ehemals gefährlichen Wilderer namens George Bonta, der hier jeden Stein kannte, begleiten ließ.

Beim Aufstieg war weit und breit nichts zu sehen. Knapp am Grat jedoch riß es uns beide zusammen. Wie das Donnerwetter sprengten, sich treibend, zwei kohlrabenschwarze Böcke daher. Bergauf, bergab, im Kreise hintereinander her ging die tolle Jagd. Plötzlich stoppte der Gejagte und stellte sich mit kampfbereit gesenktem Haupt seinem Verfolger.

Ich hoffte schon, einen interessanten Kampf beobachten zu können, doch, vom Treiben erschöpft, standen sich beide mit gesenkten Häuptern und offenen Aßern ermattet gegenüber. Einen Augenblick schien es mir, als ob sie friedlich nebeneinander äßen wollten. Doch plötzlich wieder ein Ruck, und der stärkere von beiden begann von neuem die Attacke, so daß alsbald alle zwei mit wachelnden, zerzausten Bärten in schärfstem Tempo über den Grat verschwanden.

Da wir in einer flachen, deckungslosen Mulde standen, blieb uns nichts anderes übrig, als uns im Moment des Erscheinens der beiden flach niederzuwerfen, um so dem interessanten Schauspiel, das sich auf etwa 300 bis 400 Schritte vor uns abspielte, zuzusehen. Nun aber, wo beide jenseits des Felskammes verschwunden waren, sprangen wir auf und eilten bergan, um von oben aus den zwei Rivalen besser beikommen zu können.

Als ich, meinen Begleiter zurücklassend, vorsichtig über den Felsgrat hinüberlugte, war ich nicht wenig überrascht, ein starkes Stück mit dicken und hoch aufgesetzten Krickeln, von mir schief abgewendet, auf kaum 50 Gänge talab zu sehen. Den stärkeren der beiden Böcke vermutend, hielt ich mitten hinein und gab Feuer. Schwer waidwund geschossen, brach das Stück für einen Augenblick zusammen, um dann, langsam wieder hoch werdend, bergab zu schreiten. Rasch sprang ich

vor, um nach dem zweiten Bock zu sehen. Doch nichts dergleichen. Um nun dem kranken Stück die weiteren Qualen zu ersparen, setzte ich ihm eine zweite Kugel aufs Blatt, so daß es sich in der Nähe eines Latschenbusches sofort niedertat. Kaum hatte ich aber von neuem repetiert, da bligte wie ein Pfeil ein Bock, schwarz wie ein Satan, im schärfsten Tempo an mir vorbei, doch leider so, daß ich nur Bart, Rückenlinie sowie den Träger desselben sehen konnte, was mir die Abgabe eines sicheren Schusses zur Unmöglichkeit machte. Nun, ich war ja zufrieden, lag doch der stärkere von beiden auf der Strecke.

Ich rief meinen Mann herbei, der mir, sichtlich erregt, berichtete, daß auf meinen Schuß hin ein Bock hinter einer Felskluft hervor sprang und knapp vor ihm einen Augenblick verhoffte, um dann in jener Richtung, von der aus wir den Aufstieg gemacht hatten, flüchtig zu verschwinden.

Die Sache schien mir etwas verdächtig. Er e i n e n Bock, ich einen z w e i e n Bock gesehen. Was konnte also das dritte Stück gewesen sein, das da unten im Krummholz lag? Als wir hinkamen, war das Rätsel leicht gelöst; vor uns lag eine uralte Geltgeiß mit kolossal hohen und stark verharzten Krickeln, so daß der Irrtum leicht begreiflich war. Um sie war's wahrlich im Revier nicht schade, sie beanspruchte ganz unnütz das junge Volk der Böcke. Andererseits muß ich gestehen, daß trotz der großen Zahl von Gemsen, die ich bisher erbeutet hatte, noch keine einzige Geiß so hohe und starke Krucken aufgesetzt hatte wie eben diese. In diesem Falle war's mir wirklich viel angenehmer, die alte Schachtel statt eines der beiden mittelstarken Gemsböcke erbeutet zu haben.

Da wir noch den ganzen Tag vor uns hatten, wurde die Gams ausgeweidet und in einem Latschenbusch versteckt, von wo wir sie beim Heimweg wieder abholen wollten. Am Grat weiterpürschend, erblickte ich trotz der abgegebenen Schüsse nicht weit von der Gemse noch weitere neun Stück, unter denen ich zwei geringere Böcke erkannte, die in einer breiten, allseits Übersicht gewährenden Mulde, Grinta genannt, ruhten. Das Anpürschen war hier ziemlich schwierig. Infolge des flachen Geländes konnte ich eigentlich nirgends nahe heran, ohne von den wachsamem Grattieren bemerkt zu werden. Schließlich gelang es mir aber doch, auf etwa 150 Schritte einen Schuß auf das bereits roglich gewordene Rudel abzugeben. Einer der Böcke, den ich aufs Korn genommen hatte, zeichnete. Schwerkrank trennte er sich vom Rudel, um sich nach einer Weile in eine steile Felspartie talabwärts einzustellen.

In dem Fall blieb nun freilich nichts anderes mehr übrig, als abzuwarten, um den Bock noch schwerer krank werden zu lassen.

Der Rucksack wurde hervorgenommen und gefrühstückt. Da der Bock währenddessen, wie ich mit dem Glase erkennen konnte, mit schlotterndem linken Vorderlaufe, der beim Schuß bergab bei der Schulter oben zertrümmert sein mußte, noch tiefer dem Tale zuhumpelte und so meinen Blicken entchwand, entschloß ich mich, zumal er sich gegen ein fremdes Revier hinabließ, meinen Begleiter hinabzusenden, um ihn von dort zu holen.

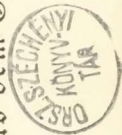
Ziemlich lange dauerte es, bis mein Bauernbursche aus dem Felsgewirr wieder zum Vorschein kam, doch, wie ich mit dem Glase sehen konnte, leider ohne Bock. Als er zur Stelle war, teilte er mir mit, daß der Bock schwerkrank vor ihm nochmals hoch wurde, um in einen Felskamin in das fremde Revier hinabzurutschen. Das war allerdings fatal, doch gab ich trotz alledem die Hoffnung nicht auf, ihn dennoch zu bekommen. Ich entschloß mich daher, da es mittlerweile schon 1 Uhr geworden war, den Rückweg anzutreten. Spät am Nachmittag in der Sennhütte angelangt, entsandte ich sofort meinen jungen Hüttenwart Vasilie nach meinen zwei Schweißhunden zu Tale, um mit ihrer Hilfe am folgenden Tage die Nachsuche einzuleiten.

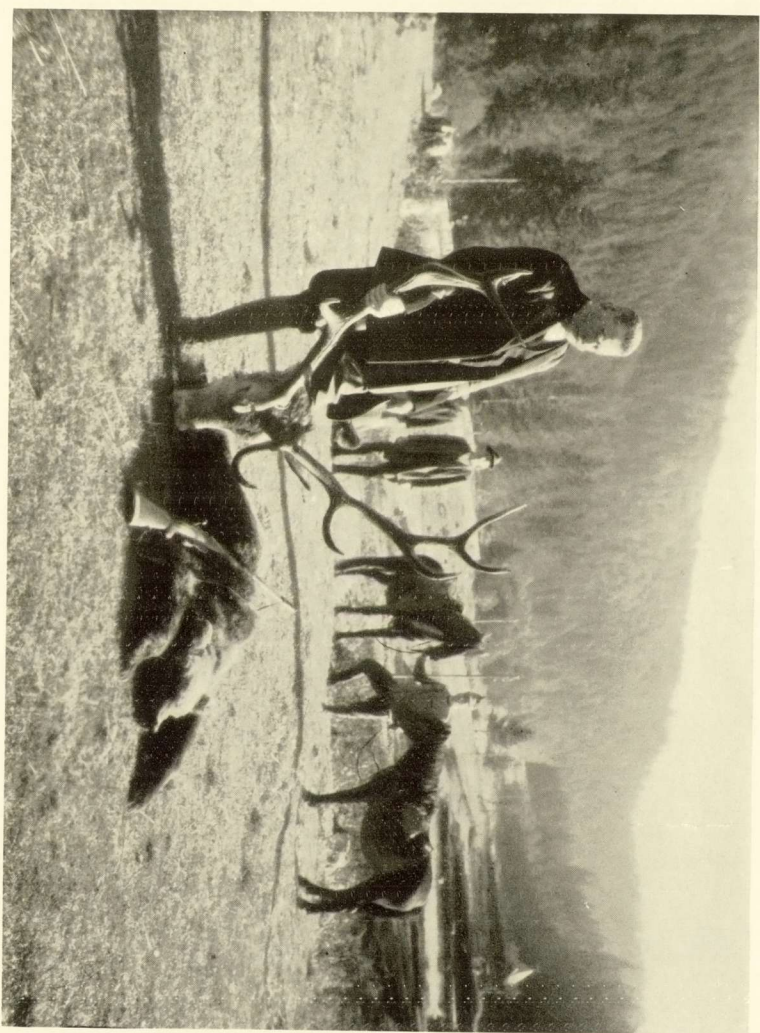
Am folgenden Morgen, dem 25. Oktober, hatten wir kaum das Frühstück eingenommen, als mein Junge bereits mit den Hunden erschien. Nach eineinhalb Stunden hatten wir den Rücken wieder erreicht. Auf dem Marsch dorthin sah ich mit dem Glas weit rückwärts im Kessel, unterhalb der sogenannten Piatra Rosie, dem roten Felsen, einer unheimlich steil zerklüfteten Kalkpartie, einen Gamsbock, der unruhig nach Geißen suchte. Am Grate pfiff ein unangenehm schneidender Wind, der mir nichts Gutes zu verheißen schien.

Als wir uns mit den beiden Hunden der Stelle näherten, wo ich am Vortage auf den Bock geschossen hatte, war ich nicht wenig überrascht, über dem roten Felsen einen Rumänen umherschleichen zu sehen, der vorsichtig in die Felswände hineinlugte, indes seine lange Karttaune wie ein Bergstoß weit über seine Schulter hinausragte. Nun, dem wollten wir das Handwerk legen. Wir drückten uns sofort hinter einige Felsblöcke, um den Kerl nicht mehr aus dem Gefels herauskommen zu lassen und ihm von obenher den Rückweg zu verlegen. Doch im gleichen Moment hatte er uns auch schon erblickt, worauf er eiligst in einen Graben verschwand.



10-Ende aus dem Gyergyóergerge





Mit zwei Kugeln faßt naßeinander

Weiterschreitend, tauchte, wieder am Grate über uns, ein zweiter Wilderer auf, der aber die Flucht seines Genossen bemerkt zu haben schien, denn auch er nahm recht eilig Richtung nach der alten rumänischen Grenze zu und verschwand im wild zerklüfteten Gestein, ehe wir noch etwas unternehmen konnten.

Da war für heute nichts mehr zu suchen, hatten doch die zwei Kerle die rückwärts liegenden Kessel schon beunruhigt, wobei auch gewiß der einzelne Bock, den ich im Anstiege gesehen hatte, roglich gemacht worden war. Mir blieb daher nichts anderes übrig, als meine zwei Leute samt den Hunden, mit einem Passierschein versehen, in das nächste Revier hinab nach meinem kranken oder schon verendeten Bock zu senden.

Ich selbst postierte mich auf eine weithin über das ganze Felsgebiet Aussicht gewährende Felskanzel, wo ich angenehmerweise, hinter einen Steinblock gedrückt, vom kalten Wind unberührt blieb.

Bereits $\frac{1}{2}$ 11 Uhr zog ich meinen Mundvorrat hervor und wollte eben frühstücken, als sich ein mächtiger Vogel vom Tale her in kühnen Kreisen heranschraubte. Was konnte das sein? Für einen Steinadler hatte er einen zu kurzen Stoß, für einen Bartgeier ein zu breites Flugbild. Ich nahm das Glas zu Rate. Da hatten wir's ja. Ein alter, ausgefärbter Seeadler, dessen blendend weißer Stoß, als er sich aus dem Schatten des Tales herauschraubte, im Sonnenschein gut sichtbar heraufblitzte. Ein seltener Gast hier oben, der wohl nur am Durchfluge da war. Der Altfluß schien ihm nicht besonders zu gefallen, denn kreisend schwebte er immer höher und höher, bis er schließlich, die Kammhöhe erreichend, mit ausgebreiteten Schwingen ohne einen Flügelschlag durch eine Scharte hindurch nach Rumänien und damit in das viel reichere Flußgebiet der Donau hinüberstrich. Meine Gedanken glitten mit ihm in das interessante Donauland, zu den wildreichen Seen der Dobrudscha. Schöne Erinnerungen für mich an vergangene herrliche Jagdtage da unten.

Doch, was zum Teufel, schon wieder ein Wilderer! In Gedanken vertieft, hatte ich wieder einmal nach rechts gegen den Felsengrat ausgelugt und war nicht wenig überrascht, auf kaum 250 Schritte über mir, ganz frei stehend, einen dritten Wilderer zu sehen, der, mit der Flinte am Arm, gemächlich allseits nach Gamsen Umschau hielt. Dem wollte ich's aber beibringen! Ich zielte unweit von ihm auf eine Felsplatte und riß Funken. Staubend schlug die Kugel neben ihm ein. Infolge des heftigen Windes war er offenbar im unklaren, woher

der Schuß kam, denn er lugte etwas futzig um sich her, bis ich ihm jeden weiteren Zweifel benahm. Rasch sprang ich auf und schritt dem Kerl mit schußbereitem Gewehr entgegen, ihm befehlend, seine Flinte abzulegen. Da hatte er die Situation erfaßt und war wie ein Bliz hinter den Felskylissen verschwunden, um nicht mehr zum Vorschein zu kommen. Ich war eigentlich froh, daß er das Feld so rasch geräumt hatte, sonst hätte es noch ein kleines Geplänkel gegeben. Meine Hoffnung, heute noch auf etwas zu Schuß zu kommen, war aber natürlich auf den Nullpunkt gesunken. Wenn drei Kerls vor mir das Revier beunruhigt hatten, war für mich nichts mehr zu holen. Bei dieser Gelegenheit fiel mir ein, daß ich die Schufte schon am Vortag im fremden Revier auf dem jenseitigen Bergkamm, der Lissaner Seite, auf einem Steig gegen Rumänien zu wandern gesehen hatte, ohne dem allerdings besondere Bedeutung beizumessen, da ich trotz Trieders infolge der weiten Entfernung über das breite Tal hinweg bei ihnen keine Gewehre bemerken konnte.

Endlich war es mir nun möglich, mich mit aller Bequemlichkeit dem Genuß meines Frühstückes hinzugeben. Gemächlich wurde alles ausgepackt und die Butter aufs Brot geschmiert, hatte ich doch noch sicher eine Stunde zu warten, bis meine Leute wieder zur Stelle waren.

Doch wie von einer Tarantel gestochen zuckte ich von neuem zusammen, um gleich darauf wie versteinert stillzuehalten. In meiner unmittelbaren Nähe vernahm ich den schrillen Warnungspfeiff einer Gemse. Ursprünglich im unklaren, blickte ich forschend um mich, bis mich ein zweiter Pfeiff in die richtige Richtung wies. Etwa 60 Schritte unter mir stand ein Gams, der unverwandt zu mir heraufängte und sich anscheinend nicht ganz im klaren war, was er mit mir anfangen sollte.

Mir ging's aber auch nicht besser als ihm. Butterbrot und Messer in der Hand waren nicht die richtigen Instrumente für eine solche Situation. Ich faßte mich schnell. Beides glitt unbemerkt zu Boden, indes die Rechte langsam, ohne die Gemse aus dem Auge zu lassen, nach dem Stutzen griff. Diese ängte unverwandt nach mir herauf, wobei sie, nummehr vollkommen sichtbar, auf einen Felsvorsprung hervortrat. Langsam hob sich der Stutzen in den Anschlag. Ruhig nahm ich sie aufs Korn und drückte los. Interessant war es dabei, daß ich trotz des heftigen Windes deutlich den Kugelschlag vernahm, worauf die Gemse mit einem Satz hinter einigen Felsvorsprüngen meinen Augen entchwand.

Im Nu war ich auf und setzte über die Felsblöcke zum Anschusse hinab, als plötzlich links vor mir ein ganzes Rudel, meist aber Rißgeissen und Risse, auf etwa 50 Schritte an mir vorüberfauzte. Immer auf etwas Besseres wartend, hatte ich ganz übersehen, daß vorher schon zwei Böcke hart neben meinem Frühstückspatz vorübergeflogen waren. Also flott wieder zurück und nachgeheizt. Klitsch, Klatsch schlugen meine Kugeln in die Felsen ein, so daß die beiden schwarzen Kerle mit heiler Haut entkamen. Ziemlich wehmütig blickte ich ihnen nach, war doch der eine von ihnen ein ganz strammer Bursche. Hol's der Ruckuck! tröstete ich mich, lag doch da unten ohnehin schon einer. Also hinab zum Abschuss; dort angelangt, fand ich einen Streifen Schweiß, der mir prächtig die Richtung, die die beschossene Gams eingeschlagen hatte, wies. Erst ging's entlang der Lehne, dann immer schiefer bergab, bis ich die Gams schließlich tief unten in einem felsigen Graben liegen sah. Da blieb natürlich nichts anderes übrig, als auch hinunterzusteigen, um mit dem Ausweiden zu beginnen.

Doch als ich, dort angekommen, mit der Arbeit beginnen wollte, suchte und suchte ich vergeblich nach meinem Messer. Zu dumm, das lag ja oben neben meinem Butterbrote. Schimpfen half da nichts; es blieb natürlich nichts anderes übrig, als den beschwerlichen Weg wieder hinaufzukriechen. Im Aufstieg zogen zwei Steinadler hart über meinem Kopf ihre weiten Kreise, sie interessierten sich auffallend für meinen verendeten Bock. Oben angekommen, gönnte ich mir aber zuerst denn doch mein Butterbrot, dann erst stieg ich wieder zu meiner Gams hinab. Als ich nach getaner Arbeit wieder oben angekommen war, fand ich bereits George und Vasilie, aber leider ohne Gamsbock, vor. Sie hatten im Felskamin, durch den der Bock am Vortage hinabgerutscht war, die Hunde der Steilheit wegen nicht an der Leine führen können, was sie schließlich veranlaßte, in der Hoffnung, sie würden ihnen nachkommen, sie von der Leine zu lösen, worauf aber die Hunde, statt ihren Führern zu folgen, im Latschengewirr verschwanden, um das Rudel Gamsen hochzumachen, das durch einen glücklichen Zufall mir zu Schuß kam.

An der Schweißfährte des Bockes angelangt, war natürlich dann kein Hund zur Hand, so daß ihre Nachsuche in dem wild zerklüfteten Fels und dem Latschengewirr eine ganz vergebliche Sache war. Schade! Doch da war freilich nichts mehr zu machen.

Nachdem wir nun alle etwas ausgeschnauft und ich endlich mit voller Ruhe mein Frühstück beendet hatte, sandte ich die beiden nach

meiner Gams hinab. Während ihrer Abwesenheit hatte ich Gelegenheit, wieder einmal den stolzen Gypaetos barbatus, den bereits anderwärts schon längst der Sage angehörenden edlen Bartgeier, beobachten zu können, wie er ohne Flügelschlag die steilen Schroffen der Piatra Rosie nach Beute absuchte. Ein Seufzer entrang sich dabei unwillkürlich meiner Brust, war er doch damals vereint mit dem Luchs das von mir am sehnlichsten begehrte Wild unserer karpathischen Grenzberge. Wie viele mühevollen Tage hatte ich schon seinerwegen in den eisigen Felsenhöhlen bei ausgelegten Gemsen gegessen, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, auf ihn zu Schuß zu kommen. Einmal nur, als ich eine steile Wand durchquerte, in der ich kaum aufrecht stehen konnte, wollte es der unglückliche Zufall, daß sich ein herrlich ausgefärbter Bartgeier unter mir in die Felsen einschwang. Diese Gelegenheit durfte, wenn auch mit geringen Chancen, nicht ungenützt vorübergehen. Wie ich eben stand, so schoß ich. Aus gebeugter Stellung, auf das Knie gestützt, ohne auf die Schulter in Anschlag gehen zu können, sandte ich ihm eine Kugel zu; doch leider ging sie zu kurz und staubte klatschend auf die Felsen auf. Seit vielen Jahren hat mir das Schicksal die Jagd in diesen herrlichen Bergen gegönnt, doch den sagenhaften Lämmer- oder Bartgeier konnte ich bis heute noch nicht erbeuten.

Heute habe ich ihn aber in allen königlichen Jagdgebieten samt dem Adler und dem Luchs unter Schonung gestellt. Somit habe ich mir selbst dessen Erbeutung verboten.

Reuend waren mittlerweile George und Basile mit dem erlegten Gams bei mir eingetroffen. Eine kurze Rast, und dann wurde entlang des Draguschrückens der Abstieg zur Sennhütte angetreten. Der kalte Wind pfiff immer eisiger über den Grat, und wenn auch die Sonne noch ziemlich hoch am Himmel stand, so war der Aufenthalt außerhalb des Windschattens eben doch kein besonderes Vergnügen. Wir waren bereits vom Kamm abgebogen und an der gegen West gelegenen Tallehne im Abstieg, als ich bei einer kurzen Rast auf dem jenseitigen Talhang, unterhalb der sogenannten Zenoga, eine bewegliche, graue Masse wahrnahm. Was konnte das sein? Für einen Gemsbock in dieser Jahreszeit viel zu hell und zu stark. Der Triëder wurde zu Rute gezogen, und siehe da, welche Überraschung! Drüben an der fremden Reviergrenze, inmitten des jenseitigen Talhanges, weidete ein mächtiger Bär. Hellgrau, mit noch hellerem Haupt, ging die Färbung allmählich bis zu den Pranken in tiefes Schwarz über.

Emsig las er die zahlreichen Heidelbeeren auf, dabei keinen Augen-

blick die eigene Sicherheit aus dem Auge lassend. Bald hob er sich auf die Hinterpranken und äugte vorsichtig um sich her, bald trat er an einen Felsvorsprung heran und lugte nach allen Seiten aus, ob nicht etwa von unten her Gefahr für ihn drohe. Ein prächtiger Anblick! In mir war nun ein gewaltiger innerer Kampf entbrannt. Drei zeigte die Uhr. Mit Hals- und Beinbruch eine halbe Stunde ins Tal, ohne Atem jenseits der Aufstiege; dann eventuell, da ich damals kein Fernrohr hatte, kein Büchsenlicht, und schließlich mit Hals- und Beinbruch in der Dunkelheit wieder den Abstieg gemacht.

Leidenschaft und Verstand kämpften einen harten Kampf, bis endlich George als der gescheiteste die Entscheidung fällt: „Wir erschlagen uns, Herr, wenn wir da hinunterlaufen, und sehen nichts mehr, wenn wir drüben sind. Und wie sollen wir überhaupt bei der Dunkelheit in den Felsgewirren wieder zurück?“ fragte er flehlaut. „Da kann ich nicht mitkommen“, setzte er gleich in etwas entschiedenem Ton hinzu.

Mich überkam im ersten Moment ein kleiner Wutanfall über diese schändliche Untreue, aber als mich Georg auf den nächsten Tag vertröstete, wo der Bär doch wieder austreten würde, da siegte schließlich auch bei mir der bessere Mensch über den Jagdteufel und, mich mit einem Seufzer ins Unvermeidliche fügend, legte ich mich fest in mein Fernglas und beobachtete lange noch das unvergleichlich schöne Bild. George war es endlich wieder, der mich zum Abstieg mahnte. Hatten sich doch schon breite Schatten auf unseren Talhang gelegt, daran mahnend, daß alles, selbst der schönste Jagdtag, sein Ende hat.

An die vierzig Jahre schon durchstreife ich diese herrlichen Berge. Viele, viele schöne Erinnerungen haben sich mit unvergeßlichen Zügen in mein Gedächtnis eingeprägt, und dennoch waren nur wenige der vielen Jagdtage so reich an rasch wechselnden Bildern wie eben dieser, der 25. Oktober des Jahres 1907.

Wilderer, Gamsen, See- und Steinadler, Bartgeier und Bär an einem Tage zu sehen, das wird wohl selten einem Sterblichen zuteil werden. Und wenn, so auch nur hier in unseren transylvanischen Bergen, die, vorläufig noch der alles nivellierenden Kultur entrückt, in ihrer Ursprünglichkeit und Schönheit eine mächtige Grenze zwischen dem Orient und dem westlichen Fortschritt bilden.

„Gehen wir, Herr, die Sonne ist drüben verschwunden“, mahnte Georg wieder. Der starke Gams schien ihm ordentlich auf die Schultern zu drücken.

„Gehen wir“, sagte auch ich in etwas kleinlautem Tone, indes ich jeden Moment, wo ich nicht über schwer passierbare Stellen im Abstieg war, dazu benützte, um mir den grauen Punkt da drüben, über den sich immer dunklere Schatten breiteten, zu beobachten.

In tiefes Ultramarin getaucht, lag bereits der Talgrund zu unseren Füßen, in dessen Mitte, einer weißen Schlange gleich, mit schäumendem Gischte der Distsioarabach in zahlreichen Kaskaden dem Abfluß zustrebt.

Ein roter Schein umhauchte die kahlen Zacken der Piatra Rosie und der Zenoga, während düstere Schatten den Tannenwald und mit ihm die Gennhütte umfingen.

Greller Feuerschein drang durch die weiten Spalten der Gennhütte und wies uns das Ziel unserer heutigen Wanderung. Nicht lange währte es, so saßen auch wir um die feurige Glut, während George, Basile und Toma meinem Burschen die Erlebnisse des verflossenen Tages berichteten. Mich aber hatte bei all der mich umgebenden Fröhlichkeit eine gedrückte Stimmung erfaßt, vielleicht eine Ahnung dessen, daß mit dem Dunkel der Nacht auch die letzte Hoffnung eines Wiedersehens mit dem grauen Waldesrecken da drüben geschwunden war. Zwei Böcke erlagen noch meinen Kugeln, doch Meister Braun war für immer verschwunden.

Ein in den folgenden Tagen unternommener beschwerlicher Marsch in das nachbarliche Tal wurde durch das eingetretene schlechte Wetter ganz zwecklos. Graue Wolkenballen senkten sich in die Täler hernieder, indes kalte Regenschauer unentwegt auf das primitive Borkendach der aus losen Steinen gebauten Hütte, mein neues Standquartier, herniederprasselten.

Mit Geduld harrete ich noch auf bessere Tage, doch als dem Regen dichtes Schneetreiben folgte, das den Aufenthalt in der windigen Stina zur Unmöglichkeit machte, kehrte ich den lieben Bergen den Rücken und trat mit Sack und Pack den Abstieg an.

Von Jägersvater Linzmaiers Haus aus sandte ich noch dankbare Blicke den lieben, fernen Bergen zu, nahm ich doch auch diesmal wieder schweren Herzens Abschied von ihren lustigen Höhen voll unvergeßlicher, schöner Erinnerungen, um in die Nüchternheit des alltäglichen Getriebes zurückzukehren.

Hirschbrunst

„Sie schreien!“ Das ist der lakonische Rapport von den fernen Bergeshöhen. Wie ein Blitzstrahl facht dieser Ruf die Leidenschaft an, denn wer nicht Lehm in den Adern hat, den erfaßt das Hirschfieber mit aller Gewalt.

Herrgott, die Hirschbrunst geht an! Wie das elektrifiziert und die Brust zu vollem Latendrang schwellt, wie das drängt und schiebt. Wie das hinaufzieht in den buntgefärbten Wald, in den dunklen Tann und zu den freien Alpenweiden, wo mit weithindröhnendem Ruf der edle Hirsch nach seinen Tieren ruft.

Sa, hinauf zieht's mächtig den Waidmann in den herbstlichen Forst. In den hundertfach buntgeschmückten Laubbestand hinauf, der, vom düsteren Tannenwald und den schwarzgrünen Latschen umsäumt, allmählich in das Graugrün der Hochalmen übergeht.

Nebelschwaden wallen, weißen, zarten Schleiern gleich, um die Häupter unserer transylvanischen Berge, indes das köstliche Aroma sterbenden Laubes und des harzduftenden Tanns die Brust zum Bersten schwellt.

In tiefen, gierigen Atemzügen schlürft der Waidmann den göttlichen, bezaubernden Duft, der ihm neue Kraft und neue Lebensgeister einflößt zu frisch-frohen Laten.

Herrgott, wie schön ist dann deine Welt, wie öffnen sich Herz und Brust, und wie nahe fühlt man sich dir, du Schöpfer all dieser Pracht.

Hoch aus dem azurnen Himmelsmeer bringt jetzt der metallische Ruf der im Triangel ziehenden Kraniche zu uns hernieder, indes ganze Scharen geschwätziger Gänse nach Süden streben. Das große Wandern hat seinen Anfang genommen, das sicherste Zeichen, daß der Sommer ernstlich von uns Abschied nimmt.

Einladend winken Wehrgehänge, Muschel und die treue Büchse von der Wand hernieder, sie mahnen ernstlich zu rascher Lat.

Frohen Mutes zieht's und lockt's ihn hinauf in die freien Bergeshöhen, den immer hoffnungsfrohen Waidgesellen, denn gern erträgt er Mühen, Hunger und Gefahren, wenn aus hoher Waldregion herab sein heller Hornruf schallt als froher Gruß, daß des reckenkraften Hirsches Kronenzier zu seinen Füßen liegt.

Wie bezaubernd schön, wie herrlich und verführerisch. Da halte es, wen's wolle, daheim, mich nicht! Flugs ist alles gepackt, und marschbereit lasse ich den Wagen vorfahren.

Wie dem Hochgebirgsjäger allgemein bekannt, gibts gute und schlechte Brunnstjahre, und so war's auch mit der Hirschbrunst 1908, Es hatte fast allen nur Enttäuschung und keinen Lohn für Entbehrung und Mühen gebracht. Bis auf mich waren alle die braven Grünröcke wieder zu Tale gezogen, kein Lohn war ihnen zuteil geworden für all das Ungemach, das das echte Waidwerk mit sich bringt. Nur wenige Hirsche ließen sich vernehmen und auch nur dann, wenn mit dunklem Schleier die finstere Nacht Wald und Berg umfing. Gedrückter Stimmung wurde das verflossene Jahr geschlossen und für das neue frische Hoffnungen geschöpft.

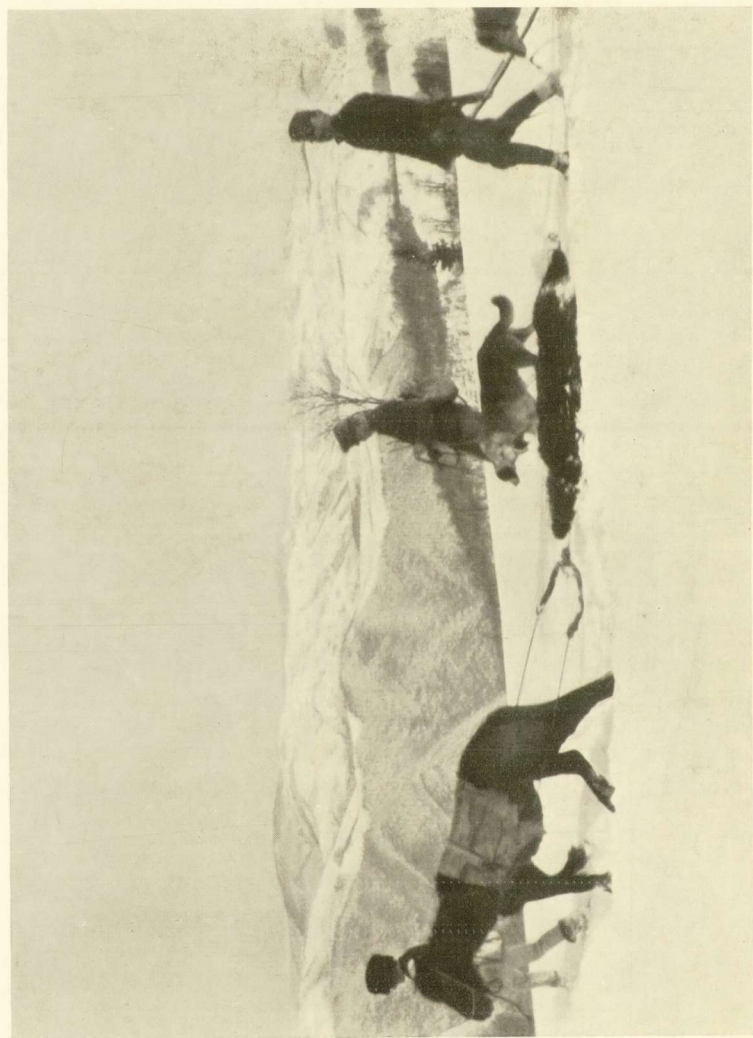
Wenn ich auch das Heil hatte, im Vorjahre als Dublette zwei starke Zwölfender in der Feistzeit zu erbeuten und einen Achter gelegentlich eines Abendansitzes zur Strecke zu bringen, so fehlte dabei doch die Poesie des herbstlichen Waldes, es waren eben keine Brunnsthirsche. Die anhaltenden Regengüsse und die dichten Nebelschleier, die Ende September 1909 die Berge umhüllten, waren mir daher ein gutes Vorzeichen für die bevorstehende Brunnstjagd.

Mächtig zog's mich daher hinauf in den harzduftenden Tann, hinauf in den buntfarbigen Wald, in dessen lustigen Höhen Berg und Tal vom gewaltigen Orgelton des Hochgeweihten erbeben.

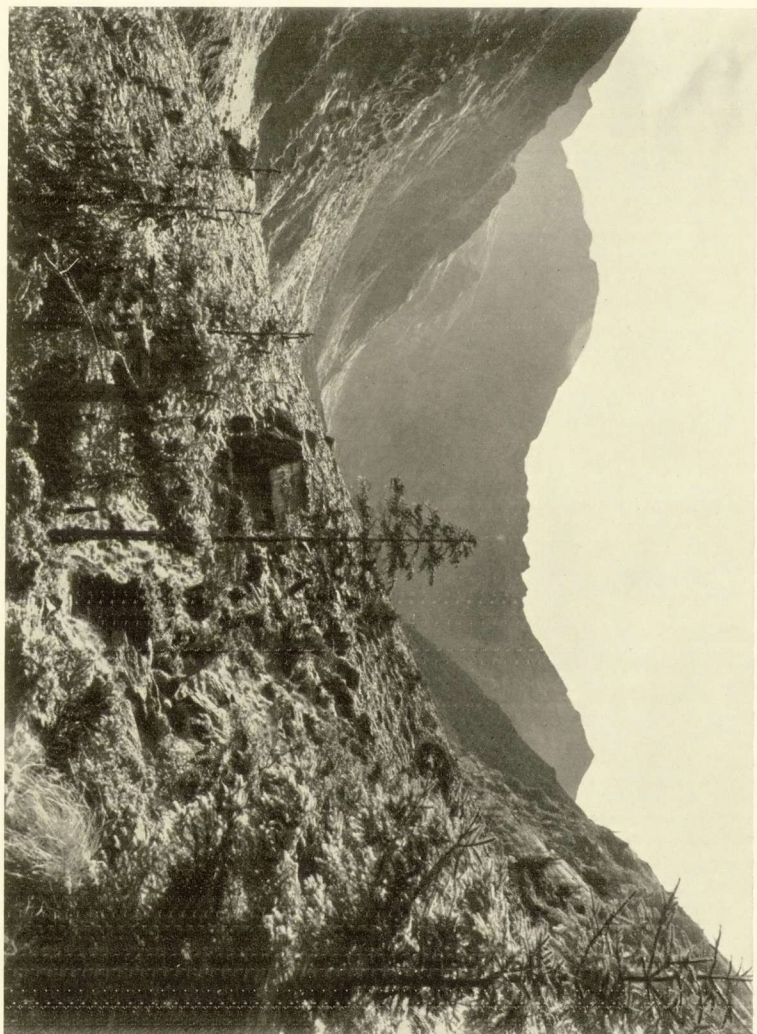
Alle Waidgenossen waren bereits oben. Wenn auch von keinem die Nachricht kam, daß schon ein Hirsch auf der Strecke liege, so zog's mich dennoch mit unwiderstehlicher Macht hinauf.

Eine Stunde Bahn und eine Stunde Wagenfahrt, und ich stand am Fuße der Berge unter der sogenannten Plesciora, um von da aus den Anstieg zu beginnen.

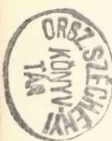
Unaufhaltsam rieselte vom grauen Himmel ein Schnürlregen hernieder, so daß ich nach vierstündigem Marsch, bis auf die Haut durchnäßt, mit meinem Leibjäger, einem schneidigen, berggewohnten Manne meiner ehemaligen Kompagnie, im Forsthause am Muncel eintraf, wo ein lieber, charmanter Waidgenosse aus dem fernen



Der Keiler wird zur Gennhütte geföhrt



Das Riffa mare-Gal mit der kleinen Gennhütte



Bayernlande seit einigen Tagen hauste. Nachdem die nassen Kleider an den Ofen gehängt waren, ging's ans Erzählen. Es war viel Interessantes, aber auch viel Ärgerliches, was mir da Freund Oskar Helbig berichtete. Nichts als düsterer Nebel und finstere Nächte. Der zugeteilte Oberjäger krank und kein Hirsch zu hören. Lauter unangenehme Dinge, die sich aber schließlich hätten ertragen lassen, wenn nicht noch ein Luchs einen bösen Streich dazu gespielt hätte.

Waidgenosse Helbig hatte nämlich eines Abends die Absicht, an einem guten Wechsel anzusetzen. Gedacht, getan, und, von einem ehemaligen Forstaufseher begleitet, wurde an dem Rande eines Schläges Posten gefaßt. Er war eben im Begriffe, unter einer alten knorrigen Buche sich den Feldstuhl sitzgerecht zu stellen, da, ein Krach, ein dumpfer Fall, und wie ein Schatten verschwindet ein rotbraunes Tier seinen Augen.

„Zu dumm! Was glauben Sie, was es war? Ein Luchs war's“, sagte mir erregt der Waidgenosse und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alles wackelte.

„Denken Sie sich, der war über mir am Stamme gesessen, ließ uns ruhig herankommen und sprang erst herab, als ich, den Feldstuhl richtend, das Gewehr abgelegt hatte. Was sagen Sie dazu?“, schrie mich zornfunkelnden Auges der Waidmann aus dem Bayernlande an, als ob ich die Schuld an dieser Affäre trüge. Nun, ich wußte ihn bald zu trösten, denn einige Jahre vorher war mir fast an gleicher Stelle auch eine so ärgerliche Geschichte mit einer Luchskage passiert.

Da das Rotwild, ungemein selten, dort nur bei Nacht ein- und auszog, so beschloß ich einmal, noch vor Morgengrauen am Rückwechsel Vorpaß zu halten. Nachts brach ich daher mit der Laterne und einem Soldaten als Schweißhundführer von der Kurkolonie auf und langte gerade an dem Schlagrande an, als der erste Lichtschimmer am östlichen Himmel den werdenden Tag verhieß.

Die Sternlein, im Verblaffen, lugten durch die mächtigen Kronen der Buchenstämme hindurch, indes im Walde selbst noch undurchdringliche Finsternis herrschte. Dessen ungeachtet löschte ich die Laterne aus und, sie meinem Manne übergebend, schritt ich dem Waldesrand zu. Doch, was stand dort außerhalb am Schlage? Es war die Silhouette eines mir unbekannten Tieres. Noch im Zweifel, was es sei, begann es gegen mich heranzuschreiten. Ein Luchs! zuckte es durch den Kopf, und als das Wild hinter einigen Büschen verschwand, schritt ich eiligst gegen den Walbrand heran, um wenigstens etwas Licht auf

die Büchse zu kriegen. Doch in dem Augenblick stand auch schon die Kage vor mir, und wie zwei steinerne Statuen blickten wir uns auf kaum 15 Schritte Aug in Aug. Von Zielen keine Spur, da reißt's die Bestie um, ich flühe nach, doch spritzend schlägt die Kugel in den feuchten Waldesgrund, und der Luchs geht zum Teufel.

„Also, trösten Sie sich, lieber Freund“, sagte ich, „das war doch auch ein Malheur, und ein andermal macht man's eben besser.“

So plauderten wir noch bis spät in die Nacht hinein, bis schließlich einer nach dem andern aufs Tannenreislager kroch, jeder voll des besten Hoffens für die kommenden Tage.

Graue Nebelmassen lagen morgens über dem ganzen Gebirgskamm, als wir uns herzlichst verabschiedeten. Ich stieg bergan über eine mächtige Blöße, Batrina, die Alte genannt, wo ich nur drei Wölfe spürte, die kaum zehn Minuten vor mir den gleichen Weg geschlichen sein mochten. Armer Freund Helbig, da war natürlich nichts mehr zu holen, dachte ich mir und trachtete, so rasch wie möglich, den Steig zu erreichen, der mich dann nach einem zweieinhalbstündigen Marsch zu meinem Standquartier Kozdesti, einer elenden Gennhütte, führte, wo mich ein schneidiger Bauernjäger mit meinem Gepäck erwartete. „Was neues?“, war meine erste Frage. „Nichts los!“, meinte er, „kein Hirsch röhr.“ Nicht sehr tröstliche Aussichten, dachte ich und begann, so gut es eben ging, es mir bequem zu machen. Das war diesmal leider wirklich notwendig, denn die bisher noch schütterten Nebelfetzen schlossen sich des Abends zu einer dichten Bank, die alsbald einen feinen Sprühregen unaufhörlich herniederrieseln ließ, so daß für den Abend von einer Pürsche natürlich keine Rede sein konnte.

Als ich des Morgens erwachte, war es gegen Erwarten ganz sternklar. Rasch wird ein warmer Kaffee hinabgeschlürft, und dann geht's hinaus in den feuchten Wald.

Ich mochte kaum 100 Schritte im Halbdunkel gegangen sein, als ich wie festgewurzelt stehen blieb. Sollte ich mich nicht etwa geirrt haben? Doch nein! Jetzt wieder! Vorerst das metallische Knappen, Überschlag und dann das regelrechte Schleifen. Urogallus, der verliebte Gänger, der, durch den herrlichen Herbstmorgen betört, seinen Minnegesang ertönen ließ. Mit wenigen Sätzen war ich heran und hatte die Freude, den prächtigen Vogel am Wipfel einer hohen Tanne, die grünschillernde Brust vom ersten Rot des werdenden Tages geküßt, zu erspähen.

Noch ein Weilchen erfreue ich mich am Anblick des balzenden Urhahns, dann aber heißt es vorwärts, um nach einem edleren und stärkeren Wild zu lauschen.

Raschen Schrittes geht's unter der Fichte hindurch. Der Hahn verschweigt, um bald darauf polternd das Weite zu suchen.

Die Morgenpürsche war umsonst. Ganz wider Erwarten war trotz des triefnassen Waldes kein einziges Stück zu sehen, und nur wenige Fährten deuteten darauf, daß der Wald denn doch nicht ganz ausgestorben sei. Da sich auch bis 9 Uhr vormittags nichts hören ließ, so entschloß ich mich, mit meinem Jäger im benachbarten Revier teil einen Waidgenossen aus dem schönen, altsächsischen „Schäßburg“, der ein neu von uns erbautes Jagdhaus bewohnte, aufzusuchen. Dort angekommen, war aber niemand zur Stelle, bis endlich nach einer halben Stunde Wartens auch er unverrichteter Dinge daherkam. Er hatte aber, zum Unterschiede gegen mich, zwei Hirsche schreien gehört. Eine Schale warmen Tees wurde geleert, und dann hieß es auseinandergehen, denn Waidgenosse Dr. Kimm wollte noch einen Versuch machen, sich einen der schreienden Necken zu holen. Ein Händedruck, ein Waidmannsheil, und wir gingen unseres Weges.

Auf dem Marsche zu ihm hatte ich, als ich unter einer mit Heidel- und Preiselbeeren reichlich übersäten Lehne am Rande der Wald- und Krummholzregion dem Jagdhaus meines Waidgenossen zustrebte, das interessante Schauspiel, das Zustreichen des Auervildes zu einem nächst dem Blockhause gelegenen Balzplatz zu beobachten. Jeden Augenblick schwirrte und sauste ein Hahn oder eine Henne über meinen Kopf hinweg, so daß ich schon mit Ungeduld den kommenden Morgen erwartete, um meinen Waidgenossen, der noch wenig Erfahrungen auf der Hahnjagd hatte, auf den Balzplatz zu führen.

Als der erste Lichtschimmer im Osten erkenntlich war, standen wir schon unter den schütter umherstehenden Schirmtannen des Balzplatzes.

Dort hatten wir auch alsbald das Vergnügen, drei Hähne regelrecht balzen zu hören, was ich dazu benutzte, mit dem Doktor übungshalber einen davon anzuspringen, bis er, uns merkend, abstrich. Ehe sich jedoch der Setraone empfahl, grollte noch wie Donnerrollen vom gegenüberliegenden Berghange des Conzu micu der laute Schrei eines Hirsches zu uns herüber. Eine ebenso gewaltige wie nervenpackende Musik. Vor uns der schillernde Hahn, und dort drüben der gekrönte Waldeskönig, beide erregt im Kampfe um die Erhaltung der Art,

erregt durch Liebe und Leidenschaft, im heißen Werben um der Minne Gold.

Der Tag erwachte, und ich mußte nun meiner Wege ziehen. Ein kräftiges Heil, und jeder verschwand in den Büschen.

Zwei Tage lang trieb ich mich nun in den Wäldern umher, doch gelang es mir nirgends, ein Stück Wild zu Gesicht zu bekommen.

Neugierig, was meine beiden Reviernachbarn mittlerweile erbeutet hatten, marschierte ich vorerst zum Jagdhause Beshinen, doch da war alles fest verschlossen, und ein Zettel an der Tür ließ einen Gruß dem nächsten Jäger zurück. Als ich mit dem Entschluß, nun in dieses Jagdhaus überzusiedeln, den Bergkamm übersehte, war ich nicht wenig erstaunt, auch dem ganzen Troß des Herrn Primarus aus Schäßburg im Abstiege zu begegnen. Mir konnte das nur recht sein, standen mir doch nunmehr drei ausgedehnte Brunstreviere mit zwei komfortablen Jagdhäusern zur Verfügung.

Rasch war ein Teil meines Gepäcks in die Rucksäcke verstaut, und zu dreien kochten wir unter der Last von Proviant und Decken über den Bergrücken dem Jagdhause Costeasa zu.

Schon der erste Abendanatz brachte mir eine Bache, die aber bei schwindendem Büchsenlichte auf etwa 150 Schritte ungetrübt bei mir passierte.

Zu dem Pech gesellte sich noch ein ungemein dichter Nebel, so daß mein Schweißhundführer und ich trotz Laternenscheins erst nach dreistündigem Umherirren, bis auf die Haut durchnäßt und von den scharfen Marschleistungen des Tages hundemüde, im Jagdhause eintrafen.

Auch die beiden folgenden Tage waren nicht verheißungsvoller: Regen und Wind, dann dichte Nebelschleier, die ab und zu die Berge umhüllten, stimmten selbst mich, der ich doch an solches gewöhnt war, ziemlich ärgerlich, so daß ich bereits daranging, mich eines Teiles meines Gepäcks zu entledigen, um gegebenenfalls leichter hinabzukommen.

Zu dumm! Ein Wetter wie geschaffen für die Brunst, und trotzdem kein Laut mehr im ganzen Walde zu vernehmen.

Die Hirsche schrien einfach nicht, obwohl nach Jährten und Feststellen zu schließen die Brunst in vollem Gange sein mußte. Als am 3. Oktober ein heftiger Südwest, die Wolken über die Kämme peitschend, schneidend durch die Fichtenstämme piffte und kein Laut weit und breit zu vernehmen war, da ging mir endlich die Geduld aus.

Noch ein kurzer Ausblick von der dominierenden, weithin beste Aussicht bietenden Höhe des Kozdesti, und, wenn auch von dorthier kein Brunnflaut zu vernehmen war, dann wollte ich hinab zu Tale, um ins Gamsgebirge überzusiedeln.

Oben angelangt, brauste und pfiff der Sturm über den Felskamm hinweg, so daß ich meinen Hut fest über die Ohren ziehen mußte, damit er mir nicht entrisen werde.

Hinter Felsstücke gedrückt, suchte ich mit dem Triöder die mich umgebenden Halden und Lehnen ab, um vielleicht etwas zu erspähen. Doch, wie es bei dem Wetter ja vorauszusehen war, nichts stand draußen. Noch einen Blick nach Nordost, wo ich tags vorher zwei Tiere am Waldrande ruhen sah, und dann hinab.

Doch horch! Mir schien es, als ob ich ein leises Gröhlen durch das Gausen des Windes hindurch aus jener Gegend vernommen hätte. Ich war aber meiner Sache nicht sicher. Das Glas suchte stetig die Krummholz- und schütterten Fichtenbestände ab. Doch nichts! Himmel, ja! Da, wo einer breiten Zunge gleich eine freie Halde hinab in den Wald drang, da trieb eben ein Kapitalhirsch mit mächtig ausgelegtem Geweih zwei Tiere durch das lichte Gehölz. Was da nun machen, der Wind ging höchst ungünstig. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als einen weiten Umweg von etwa einer Stunde Weges oben herum zu machen, um mich in den Wald hinabzulassen. Im hochstämmigen Fichtenwalde konnte ich weiten Ausblick finden, konnte daher rascher vorwärtskommen, doch als ich mich jener Stelle näherte, wo ich den Hirsch gesehen hatte, wurden Krummholz und Wacholder immer dichter und verfilzter, so daß ich zeitweise nur auf kaum 20 bis 40 Schritte Aussicht fand.

Auf meinen ersten Muschelruf erhielt ich des starken Windes wegen keine Antwort. Der Hirsch konnte mich noch nicht vernommen haben. Endlich, beim dritten Ruf, hörte ich ein zorniges Brüllen und kurz darauf lautes Brechen. Der Hirsch hatte sich mir genähert. Er stand jetzt genau über mir an der Lehne. Das gefiel mir nicht. Die Situation war des Windes wegen ungünstig, ich mußte daher erneut zurück, um hinter den Wind zu gelangen.

Hier faßte ich mich in Geduld, hockte mich nieder, und als ich hoffte, in keiner Weise meine Anwesenheit verraten zu haben, griff ich erneut nach der Muschel.

Ich hatte gut laviert. Der Hirsch stand rechts über mir. Noch ein Muschelruf, und ich hörte schon das Brechen und Krachen im

Unterholz, gleichzeitig aber auch das Klagen des Tieres, das der Hirsch hart zu bedrängen schien.

Die Entfernung zwischen uns konnte kaum mehr als 60 bis 70 Schritte betragen.

Ich drückte mich fest zu Boden und schrie nochmals. Das half, denn im Nu, mir breit das Blatt zeigend, stand ein Stück kaum 40 Schritte zwischen den Wacholderbüschen.

Es konnte nur der Hirsch sein, dessenungeachtet wollte ich sicher-gehen. Noch ein Ruf, ein durch Mark und Bein dringender Schrei, und wie eine Pflugschar teilte ein mächtiges Geweih Zwergfichten und Legföhren auseinander. Da stand er zornfunkelnden Auges nur 30 Schritte spitz vor mir. Ich lag im Anschlag. Ein kurzes Verhoffen, ein Blitz, ein Knall, und der Hirsch verschwand.

Ungewiß, was geschehen, sprang ich auf und war mit wenigen Sägen am Anschuß.

Herr des Himmels! Da lag er ja, und nur das Zucken der brechenden Lichter verriet das entschwindende Leben. Ein gewaltiges Tier mit mächtigem Stiernacken und dem weitausgelegten Geweih, so recht ein Urwaldrecke, wie ihn eben nur unsere Karpathenwälder zu erzeugen imstande sind. Leider zeigte er nur zwölf Enden. Man merkte es gleich, er hatte zurückgesetzt. Er war der alte Besinenhirsch, den schon mancher Waidgenosse kannte. „Das ist er schon“, sagte mir Fabrikant Leonhard, als er die Decke sah, „nur hatte er sechzehn Enden im Vorjahr.“

Mein Freund hatte damals ein schreckliches Pech. Als er sich mit dem ihn begleitenden Jäger an den röhrenden Hirsch anschlich, trat dieser ganz unverhofft auf kaum 40 Schritte auf die freie Fläche hervor und schritt mit seinem, mit Moos und Astwerk behangenen, mächtigen Geweih langsam auf die beiden faszinierten Jägersleute zu. Leonhard faßte sich endlich, zielte und drückte los, es wollte aber nicht knallen. Er spannte und drückte nochmals, doch das Eisen schien verheßt; auch noch ein drittes Mal auf kaum 15 Schritte Distanz hielt der Hochgeweihte diese Manipulation aus, dann aber wendete er und schritt, dem verdutzten Pechvogel verächtlich den Spiegel zeigend, langsam wieder in den schützenden Wald.

Mein Waidgenosse war nahe daran, seinen Schießprügel an den nächsten Stamm zu hauen, doch hätte ihm dies auch nicht zu dem 16-Ender verholfen. Die eine Lehre zog er aber wenigstens daraus,

sich nächstens vor einer Jagd seinen Repetierer reinigen und herrichten zu lassen.

Kurz, der Hirsch war diesmal mein, und bald verkündete meines Hornes lauter Ruf im fernen Jagdhaufe, daß die beiden Leute an die Arbeit mußten. Wenn auch die Erbeutung dieses Hirschcs keine so geringe Leistung war, so begann nun erst der schwierigste Teil des Ganzen, das Abstreifen und Zerwirken des Gewaltigen. Mit vereinten Kräften ging's an die Arbeit. Das Wildbret wurde zum Schutze gegen Raubzeug an Fichtenstämme gehängt, indes Decke und Haupt ins ferne Jagdhaus wanderten. In den drei folgenden Tagen hatte ich insofern Heil, als ich das interessante Schauspiel genoß, zwei Hirsche, darunter ein mächtiger Kronenhirsch, ein Tier treiben zu sehen. Ich hätte hierbei sehr leicht eine Dublette anbringen können, wenn mir das Tier nicht den Schabernack bereitet hätte, unversehrt auf 50 Schritte unter mir in einer Mulde meinen Augen zu entschwinden, wohin ihm beide Hirsche in vollster Flucht nachfolgten. Es war ein herrlicher Anblick, das königliche Wild mit zurückgelegtem Geweih in mächtigen Gluchten das Krummholz und den halbmannshohen Wacholder übersehen zu sehen, immer die ganze Aufmerksamkeit dem vor ihm dahinstürmenden Tiere zuwendend. Ab und zu grollte er den zudringlichen Schneider an, und dann ging die wilde Jagd von neuem los, bis alle drei im Walde meinen Augen entschwanden.

Am folgenden Tage wurde mir dafür eine unerwartet angenehme Überraschung zuteil. Als ich nämlich bei Laternenschein von der Abendpürsche in die Nähe des Jagdhauses gelangte, hörte ich lautes Rufen, und dort angelangt hatte ich die große Freude, zwei liebe Kameraden meines Bataillons begrüßen zu können, die den weiten Marsch zu mir nicht gescheut hatten, um mich in der Wildnis aufzusuchen. Bei Tee, Schinken und einem köstlichen Muskateller, den beide zur Feier des Wiedersehens heraufgebracht hatten, wurde bis 9 Uhr nachts geplaudert, als plötzlich mein Waidjunge Jonuz mit dem Rufe „strighe tri cerbi“ („es röhren drei Hirsche“) zur Türe hereinstürmte. Also wir hinaus, und in gehobenster Stimmung lauschten wir dem herrlichen Konzert.

Ununterbrochen schrie ein Hochgeweihter auf der jenseitigen Talseite, indes kaum 800 Schritte vom Jagdhaufe entfernt zwei andere antworteten. Nun aber hieß es zu Bette, wollten doch die beiden Herren zeitig morgens den Abstieg antreten, indes ich einen der drei Brunsthirsche zu holen beabsichtigte.

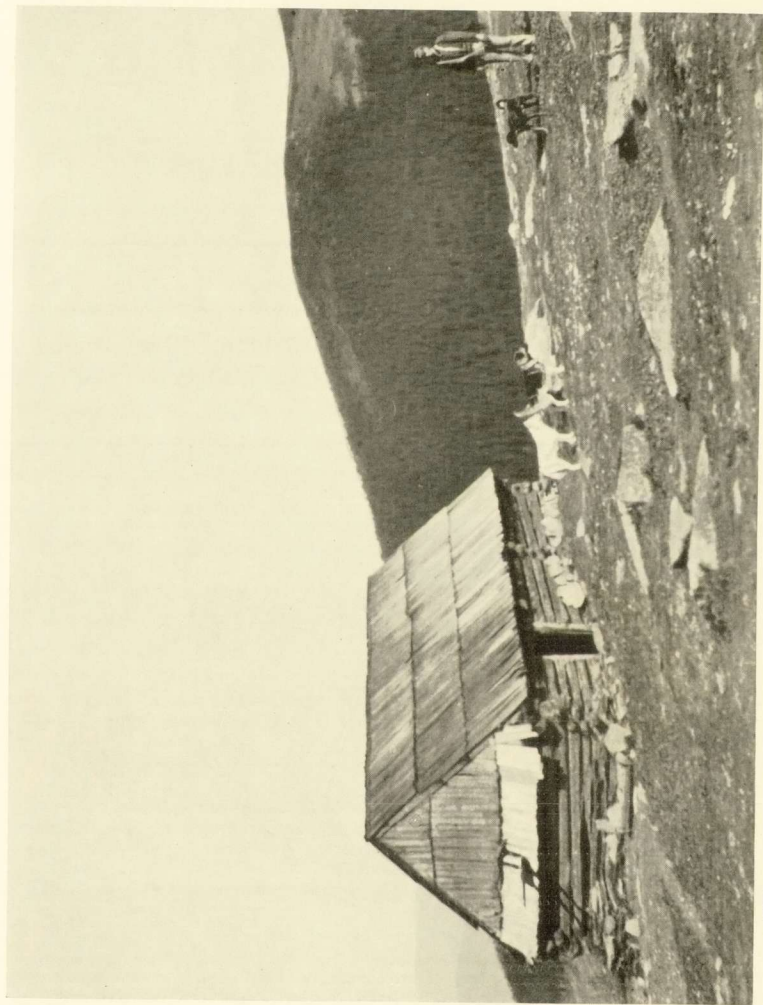
Von Schlafen war aber keine Rede, denn besonders die zwei Hirsche in der Nähe des Jagdhauses machten einen derartigen Radau, daß ich jeden Moment aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde. Es war für mich daher die reinste Erlösung, als der erste Lichtschimmer im fernen Osten zu dämmern begann.

Der 7. Oktober versprach ein wundervoller Tag zu werden, denn in herrlicher Pracht breitete sich der wolkenlos klare Himmel, von zahllosen funkelnden Sternlein besät, über die majestätische Alpenwelt aus.

Ein balsamischer Duft entströmte dem tautriefenden Krummholz und den Wacholderbüschen, indes Gespenstern gleich die mächtigen Wetterfichten in den herbstlichen Himmel starrten. Dazu die erhabene Musik der drei röhrenden Hirsche. Eine Poesie, die nur der Naturfreund und Hochgebirgsjäger ganz und voll erfassen kann. Eine Szenerie, ein würziger Hauch, der den Busen hebt und zu frischen Taten begeistert. Auch mich hielt's nicht länger. Den Stützen über die Schulter geschwungen, die Laterne angezündet, so ging's hinaus in den harzduftenden, finstern Tann, geradenwegs auf den oberhalb des Jagdhauses meldenden Brunsthirsch los. Immer mehr und mehr lösen sich die tiefen Schatten des Waldes, die Sternlein verblichen und allmählich fängt es zu tagen an. Nur Frau Venus am westlichen Himmel leuchtet noch freundlich hell auf die schöne Erde hernieder. Der Hirsch röhrt ununterbrochen über mir, indes ab und zu der laute Schrei eines zweiten von rechts her herüberbringt. Es ist die höchste Zeit, die Lampe zu verlöschen, da der Hochgeweihte, wie es scheint, herab in den Bergwald zieht.

Mühevoll arbeite ich mich durch das Gewirre von Legföhren und Wacholder hindurch, hoffend, ihn noch außerhalb des dichten Waldbestandes zu erspähen. Doch da dringt nahe bei mir sein donnernder Brunstschrei durch den Morgen und macht mir das Herz im Leibe erzittern.

Rasch setze ich das Fernrohr auf den Stützen, und kaum fertig, steht der Hirsch als dunkle Silhouette, sich prächtig vom Morgenhimmel abhebend, vor mir. Er schien das Knacken des einschnappenden Fernrohres und meine Bewegung wahrgenommen zu haben, denn unverwandt ist sein Haupt nach mir gewandt. Wie versteinert stand ich da, überwältigt von dem majestätischen Anblick des sichernden Recken. Ich wage mich nicht zu rühren und kann, gefesselt durch den starren Blick, den Stützen nicht in Anschlag bringen. Doch da löst sich der Zauber. Der Hirsch wendet sein Haupt und schreitet vorwärts, um



Die Gennhütte (Stina) am Befineu





„Soffo“ und „Glott“ bei der toten Gau

im nächsten Moment hinter den dunklen Kulissen der Fichten zu verschwinden. Da reiße ich den Stutzen an die Backe, ein Bliß, ein Knall, und prasselnd verschwindet das schöne Bild meinen Augen. Befehl oder angeschweift, zuckt's mir beängstigend durch das Hirn. Der Moment war zu flüchtig, als daß die Kugel ihr Ziel gut erreicht haben konnte. Doch rasch bin ich wieder gefaßt. Eiligst setze ich aus dem Gewirr von Krummholz und Fichten auf die freie Alpe. Die Muschel angelegt, und alsbald dringt mein Ruf durch den herrlichen Morgen. Lauch, aauh, dröhnt's auf kaum 600 Schritte zu mir herüber, und als mein Auge dem fernen Rufe folgt, sehe ich einen mächtigen Kronenhirsch, der unverwandt nach mir herüberäugt. Da taucht fast gleichzeitig auch noch ein zweiter, anscheinend geringerer Hirsch ihm gegenüber auf, die Häupter senken sich, ein gewaltiger Ruck, und klappernd schlagen die Geweihe aneinander, indes das erste Rot des erwachenden Tagesgestirns die majestätische Alpenwelt übergießt. Wie zwei Feuerrosse erglühn die roten Decken der Kämpfer, bis schließlich der Stärkere langsam zu Holze zieht. Ich eile, was mich die Läufe tragen, den Steig entlang dahin, um dem Stärkeren noch vor dem Einziehen eine Kugel auf das Blatt zu setzen, da reißt es mich plötzlich wie einen Felsen zusammen. Vor mir trat ein im Morgensonnengold noch roter schimmernder Hirsch entgegen, um auf kaum 50 Schritte hinter einer Fichtengruppe zu verschwinden. Rasch springe ich vor und setze dem Ahnungslosen eine Kugel aufs Blatt, der in der Flucht noch eine zweite und dritte folgt, so daß der Hochgeweihte auf freiem Plane, kaum 100 Schritte vom Anschuß, verendet zusammenbricht.

Im Nu bin ich zur Stelle und habe den Triumph, dem sterbenden Urwaldbrecken in die brechenden Lichter zu sehen. Ein guter Zwölfer war's, nicht minder hoch als der ersterbeutete, dafür aber nicht so massig wie jener. Die für unsere Verhältnisse ziemlich lange Mähne war zerzaust, und ein langer Streifen fehlender Grannen sowie vier schweißunterlaufene Beulen an Träger und Nacken waren die sichtbaren Zeichen des verfloßenen Kampfes.

Zu Füßen den gefällten Waldkönig, im Osten das erwachende Tagesgestirn, dessen feurige Strahlen sich in Myriaden funkelnder Tropfen brechen; dies alles inmitten der herrlichsten Gebirgswildnis, hoch oben über all dem menschlichen Getriebe, oben in unentweiheter Gottesnatur, im harzduftenden Tann, wo des brunftigen Hirsch's grollender Schrei mit mehrfachem Echo durch die Berge hallt, wo

noch Luchs und Bär nächtlich durch die Dichtung schleichen, das ist erhaben, göttlich. Hoch hebt sich da die Brust, und in vollen Zügen schlürft der Waidmann die würzige Tannenluft ein. Mit keinem Fürsten tauscht er, denn selbst wie ein König regiert er dort droben mit dem Stutzen in der Faust, sich selbst und dem lieben Herrgott am nächsten. Das muß und will selbst erlebt und empfunden sein. Der Städter da unten in seiner dumpfen Klausen, im erdrückenden Häusermeer, zwischen rauchenden Schloten und den die Luft verpestenden Motoren, er ahnt es nicht, was ihm entgeht, was ihm Beruf und Schicksal vorenthalten.

Doch zurück in die lieben Berge, hinauf in ihre Majestät, zu meinem erlegten Hirsch. Ja, da lag er, der Urwaldreeke, durch List besiegt und nicht durch Kraft, das Urbild ungezügelter Freiheit. Noch eine Weile weide ich mich an seiner Kronenzier, und dann ruft mein Horn hinab zu Tale. Weithin schallt sein heller Ruf über die Berge, doch keine Antwort. Die unten lagen gewiß noch auf der Fichtenstreu. Mir blieb daher nichts anderes übrig, als ein Stück bergab zu gehen und nochmals in das Horn zu rufen. Endlich Antwort. Lange dauerte es zwar, bis meine Leute und die beiden Herren zur Stelle waren, doch die Freude aller war nicht minder groß, als sie das stattliche Wild vor sich am Boden sahen. Rasch mußte ich den Hergang der Dinge erzählen, und dann hieß es Abschied nehmen. Die beiden Offiziere hatten noch einen Tagesmarsch bis zur nächsten Bahnstation, indes wir mit dem Zerwirken und dem Transport des Wilddretes vollauf zu tun hatten. Ein kräftiges Waidmannsheil, ein herzlicher Abschiedsgruß, und alles ging seiner Wege.

Zwei Tage noch durchstreifte ich die Berge, wobei ich noch einen starken Hirsch und einen Kuttengeier, letzteren beim Gescheide des zweiten 12-Enders, zu Gesicht bekam. Als aber am Abend des zweiten Tages ein Tiermaler und Waidgenosse aus dem Deutschen Reich zu Besuch kam, da entschloß ich mich, ihm Gesellschaft zu leisten und mit ihm zu Tal zu ziehen. Ein rauher Nordwest pfiß über die Kämme dahin und fuhr brausend durch den Tann, indes dunkle Wolkenmassen sich immer dichter und dichter über die Berge schoben, so daß unter solchen Umständen der Abstieg wohl das beste war. Vier Stunden Marsch zum gastlichen Kurhaus auf der „Hohen-Rinne“, auch Paltinisch genannt, ein kurzes Mittagmahl, und dann ging's in flottem Tempo im Wagen bergab. Das dunkle Grün der Fichtenbestände wechselt rasch mit dem bunten Gemisch des Laubwaldes, bis

schließlich das fahle Gelb der Stoppelfelder weithin das Gelände bedeckt.

Da tauchen schließlich die langen Häuserreihen der lieben Garnisonsstadt auf, und alsbald hält nach dreieinhalbstündiger Fahrt der Wagen vor meinem Heim.

Sink sind meine Mäderln zur Hand, die helfend zugreifen und, ehe Papa noch alles begrüßt, schon rufen: „Erzähle, Papi, wie du die Hirsche geschossen hast.“

Mit „Hussa“ und Meute auf's hauende Schwein

Ein kalter Nordwest fegt über Felder und Fluren, indes ein fahlgrauer Dunstschleier den bisher blauen Himmel verdüstert. „Es riecht nach Schnee“, so meint der für Witterungsumschläge ein feines Empfinden besitzende rumänische Gebirgler, und nicht lange währt es, so wirbeln die ersten Flocken durch die Luft, bis schließlich ein munteres Schneetreiben anhebt, das in wenigen Minuten, einem dichten Schleier gleich, die Landschaft verhüllt.

Kein Lebewesen zeigt sich auf dem sturmumbrauten Gefilde. Alles sucht ein schützendes Plätzchen vor den naßkalten Flockenschauern, die der Wind, Wogenkämmen gleich, über die vereisten Stoppelfelder jagt.

Erst 4 Uhr nachmittags, und schon umfängt volle Dunkelheit die ganze Natur. Bei Gott, da sitzt es sich so recht behaglich daheim im warmen Stübchen, und je mehr der rauhe Nord an unseren Fenstern und Türen rüttelt, desto heimeliger wird's in der eigenen Kemenate.

Abend wird es. Die Lieder werden schwer, und draußen stöbert's noch immer. Herr Gott, wenn's morgen nur eine gute Neue gibt, dann hole ich den alten Bassen. So dachte ich's mir und schlief hoffungsfreudig dem kommenden Morgen entgegen.

Und richtig! Wie auf Wunsch war der folgende Tag in herrlicher Pracht erstanden. In blendendem Weiß prangte die ganze Natur, und nur wenige Wolkenfetzen verdüsterten ab und zu den blauen Himmel.

Na, das stimmte ja mal wieder. Juon Sitea, mein braver Bursche, und Nikolae, mein zweiter Walbläuser, erhielten Befehl, die ganze FINDERMEUTE zu kuppeln und sich nach dem drei Stunden entfernten Gebirgsdorf Guraro auf den Weg zu machen, wohin ich mit dem nächsten Morgenzuge folgte. Galt's doch diesmal wieder dem alten, unnahbaren Borstenkittel, dem ich schon so oft vergeblich nachgestellt hatte.

Bereits am 1. Februar 1912 stellte ihn viermal mein braver „Harro“. Viermal schon hob ich den Stutzen, um dem schwarzen Recken den tödlichen Gruß zuzusenden. Doch jedesmal vergeblich. Eine Wendung, einige Schritte, und er war durch Stämme gedeckt, um ungefährdet weiterzutrollen. Am nächsten Sonntag darauf ging's nicht viel besser, nur mit dem Unterschied, daß ich mir diesmal fest vorgenommen hatte, nicht mehr locker zu lassen. Von morgens an immer höher und höher, aus dem Birken- in den Buchenwaldbestand, aus diesen in den dunklen Tann, ging's der halsgebenden Meute nach. Je mehr wir uns den Hochlagen näherten, desto tiefer und tiefer wurde der Schnee, und obwohl wir abwechselnd die Fährte austraten, wollte es nicht mehr recht vorwärts gehen. Ein Hund nach dem andern fiel ab. Unser Steigen wurde immer schwerer und schwerer, bis es schließlich nicht mehr weiterging und Erschöpfung, Hunger und die Schatten der einbrechenden Nacht zur Umkehr zwangen. Es war wieder einmal umsonst. Abgespannt und verdrießlich ging's wortlos der Jagdhütte zu, wo wir zu später Stunde eintrafen. Rasch wurde eine wärmende Brühe gekocht, dann streckten sich die müden Glieder auf das bißchen Fichtenstreu, und alsbald ruhten Hunde und Jäger in tiefem Schlaf von den Strapazen des Tages aus.

Erst einen halben Monat später war es mir wieder möglich, den Bergen zuzueilen. Eine mächtige Schneelage überdeckte Wald und Fels. So entschloß ich mich, 1 Uhr mittags oben angekommen, den mit einer dünnen Schneeschicht bedeckten Südhang des sogenannten Plesciorarückens mit den Hunden abzustreifen.

Lauter, weithin schallender Hals der ganzen Meute waren mir alsbald sicherer Beweis dafür, daß sie ein schweres Wild gefunden. Lange konnte ich bei dem Widerhall ihrer Stimmen in dem engen, von steilen Felshängen eingeschlossenen Flußtal die Richtung nicht verfolgen, bis endlich Juon, der die Hunde geschnallt, zur Stelle war und mir die Gegend bezeichnete, wohin die Haß gegangen.

Die Rüden hatten mit dem Keiler den Fluß überfallen und hezten am jenseitigen Talhang bergauf. Da blieb natürlich nichts anderes übrig, als schon der Hunde wegen die Sache anzugehen, obwohl sich die Sonne bereits bedenklich dem Ende ihrer Tagesbahn zuneigte. Nach einer Stunde schwierigen Steigens waren Juon und ich zur Stelle. Nur „Harro“ gab noch Hals. Die anderen Hunde waren fertig. Dem braven Alten nahe, war es mir ganz unmöglich, das Wild hinter einer Felskluft zu entdecken. Durch mein Erscheinen

animiert, ging „Harro“ hizzig los. Da krachte plötzlich Astwerk und Unterholz, „Harro“ prallte zur Seite, und ein mächtiges Schwein versuchte mit hochaufgerichtetem Borstenkamm den Hund über den Haufen zu rennen. Mein Stutzen liegt im Anschlag. Der Basse pariert, ist aber durch zwei Buchen derart gedeckt, daß ich nicht fassen kann. Eine Wendung hinter den deckenden Stämmen, und ganz kurz sehe ich lediglich nur noch die Nachhand des flüchtenden Ebers. Ehe er entschwindet, rollt mein Schuß durch's Gefels, indes die ganze Meute animiert die Jagd von neuem beginnt. Am Anschuß kein Schweiß. Ich hatte überschossen. Eine kurze, vergebliche Folge, und dann ist's vorbei. Der Keiler ist ins fremde Revier; ich und mein Mann, wir sind so ziemlich fertig. Nun heißt's wieder hinab und entlang dem mit Eisbrücken und -schollen überdeckten, gurgelnden, brausenden Bergwasser talab. Ein hartes Stück Arbeit, wobei ich einmal durchbreche und bis an die Hüften in einem eiskalten Dumpf versinke. Mit Hilfe meines Mannes bin ich aber bald wieder im Trocknen und werde sogar wieder warm, als es den felsigen Südhang bergan und der Jagdhütte zu geht, wo uns schon Nikolae voller Ungeduld mit einem warmen Konservenkaffee erwartet.

Am folgenden Morgen hatte ich die angenehme Überraschung, einen guten Bekannten nebst einem seiner Freunde, die auf Skiern heraufgestiegen waren, bei der Jagdhütte zu begrüßen. Nach einem kräftigen Frühstück wurden die Bretteln angeschnallt und der Keiler, der erneut auf unserer Sonnenseite stand, nach anderthalbstündiger Fahrt eingekreist. Einen der Herren und eine Koppel Hunde an zwei verschiedenen Wechselln als Abwehrrer zurücklassend, postierte ich mich an einem Zwangspass und gab den Hornruf zum Schnallen der Hunde. Kliff, Klaff, Klang's da gleich darauf mit hellem Laut durch den überschneiten Forst, und nach kaum 15 Minuten hörte ich schon das Krachen und Brechen des heransflüchtenden Wildes.

Ein kurzes Verhoffen. Einige Fluchten noch, und dann blizt der ungeschlachte Leib des schwarzen Recken durch die Stangen. Meine Büchse ruht an der Backe. Gespannt folge ich jeder Bewegung. Immer näher und näher wechselt er, nunmehr in Troll fallend, heran. Nur 20, dann 10 Schritte scheiden uns noch. Ein Fichtenhorst trennt Keiler und Schützen. Da bricht die schwarze Masse hindurch. Ein kurzes Verhoffen, und wir stehen uns auf fünf Schritte Aug' in Auge gegenüber. Funkelnd ruhen unverwandt die dunklen Lichter auf mir, indes mein hell blinkendes Korn mitten auf seiner Stirn ruht.

Ein interessanter, spannender Moment. Angehen oder Flucht, das scheint ihm durch das Hirn zu blitzen. Doch die Zeit der Entscheidung ist zu kurz. Ein Feuerstrahl, ein Knall, und wie vom Blitz gefällt bricht die schwarze Gestalt kraftlos in sich zusammen. Endlich, St. Hubertus sei Dank! Da lag er, das Ziel meiner Wünsche. Da lag das reckenhafte, ritterliche Wild. Ein Stück Urwaldpoesie, gefällt durch ein kleines Körnchen Blei, gefällt durch Kunst und nicht durch Kraft.

Vergessen waren all die überstandenen Mühen, vergessen all das Ungemach, da lag er, der borstige, wehrhafte Basse mit seinem blendenden Gewaff, im Tode noch grimmig und achtungsgebietend.

Nach wenigen Minuten sind auch „Harro“ und „Ali“ zur Stelle, die den Bassen wütend anfallen, daß die Fesseln fliegen. Eine Weile laß ich sie zusaffen, dann heißt's abwehren. Eine Arbeit, die bei der heißen Wut und der Bissigkeit der Hunde keine so leichte Sache ist. Mein Horn ruft nun Herren, Hunde und Leute zur Stelle, und nachdem der Tod des Reilers mit hellem Jubel begrüßt ist, wird die schwere Beute mit vereinten Kräften aus der Dichtung gezerrt. Nach dem Aufbrechen werden die braven Vierbeine mit einigen Stücken bedacht, dann werden zwei Riemen um das scharfbewehrte Gebrech geschlungen, die Schneeschuhe werden geschnallt, und vorwärts geht's über Stock und Stein dem trauten Blockhause zu. Von einem tollen Schneetreiben überrascht, war es schon finstere Nacht, als wir endlich nach 5 ½ stündigem Marsch das schützende Hüttlein erreichten.

Zwar müde, doch in gehobener Stimmung wurde bei heißem Tee und dem unvermeidlichen Speck immer wieder das Erlebnis des Tages besprochen, bis schließlich der Schlaf zu seinem Rechte kam und alsbald heilige Ruhe die vor kurzem noch so heitere und waidfrohe Gesellschaft umfing.

Ja, es gibt fürwahr für den Jägersmann nichts Schöneres, als ein hauendes Schwein von einer Meute gestellt oder in wilder Haß durch die Dichtung brausen und prasseln zu sehen; dazu noch die Poesie der herrlichen Winterlandschaft mit dem im Rauhreif glitzernden und gleißenden Geäst, die schwarze Masse des Urwaldbrecks in eine dichte Wolke feiner Eiskristalle gehüllt. Das alles gibt der Jagd, vereint mit der Gefahr, die das Waidwerk auf ein so ritterliches Wild mit sich bringt, einen ganz unbeschreiblichen Reiz.

Und wenn erst gar nach langer Haß durch Busch und Wald der mächtige Leib von einer Kugel durchbohrt, von den Hunden gedeckt,

zu Füßen seines Überwinders liegt, dann tritt zur Freude der gelungenen Jagd noch die innere Befriedigung körperlicher Leistungsfähigkeit und zäher Spannkraft hinzu.

Und doch. Wo ist die schöne Zeit, da dieses wehrhafte Tier in männlich offenem Kampfe, Aug' in Aug', mit Schwert und Speer zu Falle kam? Wo die Männer, die mit kaltem Blut und Muskeln aus Stahl über die Kraft und das Ungestüm dieses erymanthischen Wildes den Sieg errangen?

Für immer dahin die goldene Zeit, wo das edle Waidwerk durch Urwald und Sumpf als Vorschule des Krieges galt. Leider auch bald dahin die köstliche Zeit, wo das wilde Gejauchze und Gebell der flüchtigen Rüden wie das Ungewitter hinter dem schnaubend einherstürmenden Bassen braust, daß das Herz hochaufjubelt in wilder, sinnberückender Waidmannslust.

Deshalb, glückliche Jugend, genieße die Zeit und nütze sie aus die wilde, berauschende, mannhafte Jagd!

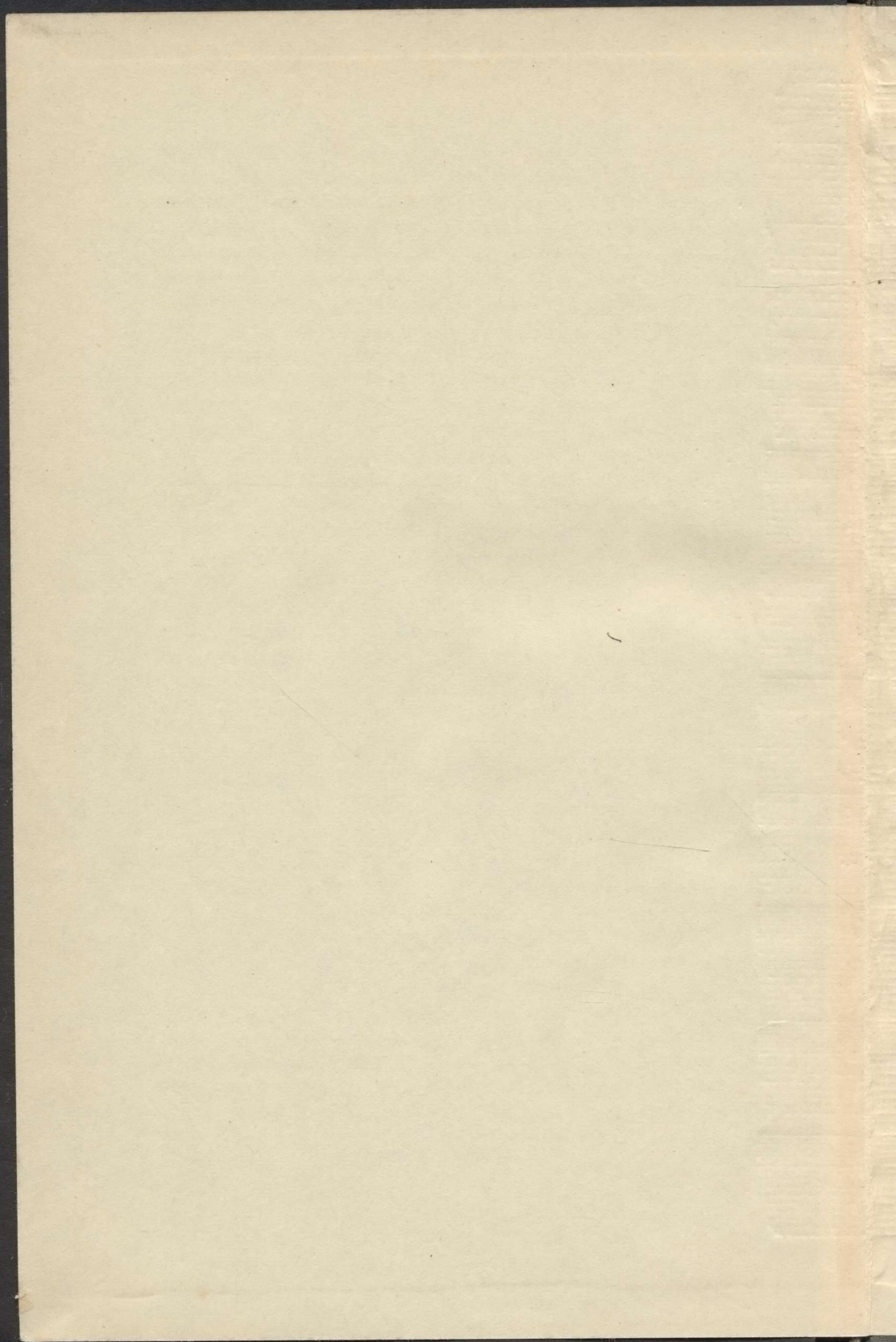
Genieße sie, so lang das Herz noch schlägt für Wild und Wald, und so lang noch mit festem Griff die Faust den Kolben umspannt!

Genieße, so lang's noch geht, dieses edle Gejaid, und eile mit „Hussa“ zu fröhlichem Jagen:

Drum frisch auf, Kameraden, den Stutzen gespannt,
Die Brust im Waidwerk gelüftet,
Die Muskeln gestählt, zum Frohsinn bekannt,
Oh' Jugend und Mark noch verdüftet.

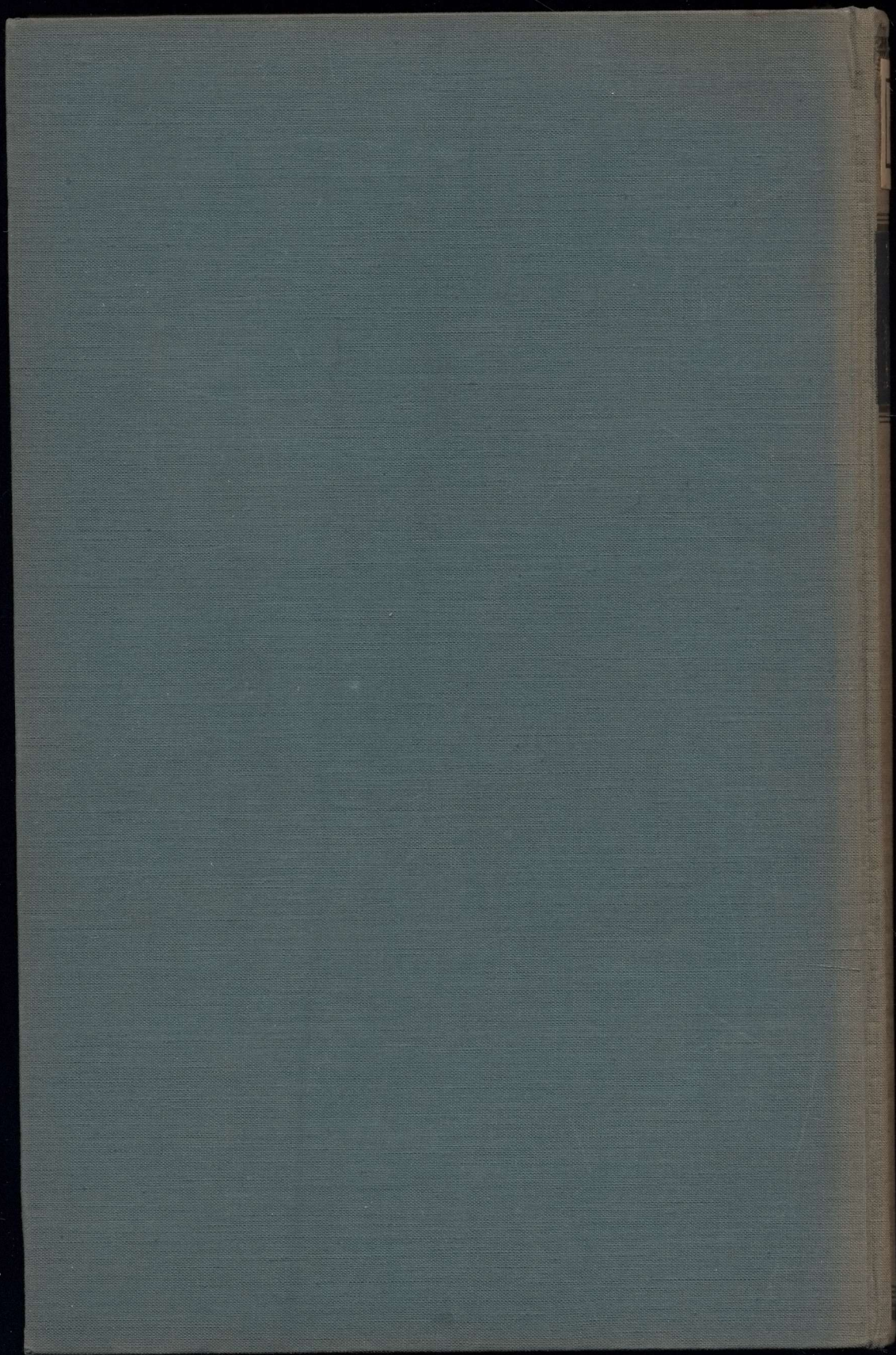
Ende.





x

N 7. -



605396

A. v. Spieß
Im
Bauher der
Karpathen